

Christoph T. M. Krause (Hg.)

Daniel Defoe - Robinson Crusoe

Über dieses Buch.

Robinson Crusoe kennt fast jede:r auf der Welt, dieser fiktive Coming-of-Age-Roman aus dem Jahr 1719, ist Weltliteratur und Beginn und Meilenstein moderner, europäischer Literatur.

Er erzählt vom Erwachsenwerden eines jungen Engländers, der, stellvertretend für den Prototypen Mensch, sich selbst, die Welt und die zeitgenössische Vorstellung von Religion erkundet, um erst in der Isolation einer einsamen Insel, zu sich selbst und seinem wirklichen Sein zu finden.

Aufgrund des über dreihundertjährigen Alters des Romans, konnte der eigentlich wichtigste Aspekt von Robinsons ureigenster Identität, über lange Jahrhunderte, nicht adäquat erzählt werden; er verbarg sich hinter allerlei Abenteuern und regelrechter Action in Robinsons jahrelangem Überlebenskampf.

Erst, als er den Einheimischen Freitag, eben an einem Freitag, vor dem Auffressen durch seinem Volk feindliche Kannibalen rettete, lernte er, zum ersten Mal, seine Liebe zu einem anderen Mann zu leben.

Dieser Roman ist geeignet, Leser:innen aller Generationen zu zeigen, wie wichtig es im Leben ist, sich selbst zu erkennen und zu leben.

**Weitere Romane und Sachbücher
des Autors Christoph T. M. Krause:
www.kaybook.de**

Christoph T. M. Krause (Hg.)

Daniel Defoe

Robinson Crusoe

Seine noch nie erzählte, wahre Geschichte

Vollständige Ausgabe

Mit 10 Illustrationen von Craig McCann

© 2023 Christoph T. M. Krause
Umschlaggestaltung: Christoph T. M. Krause.
Copyright Abbildungen: Christoph T. M. Krause.
Illustrationen by Craig McCann, Manchester, UK.
Hg. Christoph T. M. Krause, Heerstr. 394a, 13593 Berlin.
Verlag + Druck: tredition GmbH, Halenreihe 42, 22359 Hamburg.

978-3-347-94989-8 (Paperback)

978-3-347-94990-4 (Hardcover)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung. Die Rechte zur Nutzung aller in diesem Buch dargestellten Bilder und Illustrationen liegen dem Herausgeber vor.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Quellenhinweise

Originaltitel (Englisch + Deutsch):
Robinson Crusoe

Ursprünglicher Autor: Daniel Defoe (1719).

Vollständige Ausgabe.

Textgrundlage:

Defoe, Daniel: Robinson Crusoe.

Erstveröffentlichung 1719.

Deutsche Übersetzung: Altmüller, Karl. Leipzig:

Verlag des Bibliographischen Instituts, 1869.

Herausgeber dieser Übersetzung: Tobias R. Jung

Das dem vorliegenden Werk zu Grunde liegende, deutsch übersetzte Originalwerk ist gemeinfrei, das heißt, unter anderem, dass in Deutschland und anderen Ländern niemand das Urheberrecht daran hält und es frei verbreitet, verändert oder gekürzt werden darf.

Der nachfolgende Roman basiert auf der deutschen Übersetzung von Karl Altmüller, 1869, wurde jedoch vom Herausgeber, sowohl bezüglich seines alten Sprachduktus' und -stils, als auch hinsichtlich der Grammatik und Orthografie, in der Weise angepasst, dass er, zum einen, politisch korrekt und zum anderen, leichter lesbar erscheint.

Überdies wurden eigenständige, fiktive Elemente zu einer „noch nie erzählten, wahren Geschichte“ des Abenteurers Robinson Crusoe hinzugefügt.

**Dieses Buch ist allen queeren Opfern gewidmet,
die jemals leiden oder sogar ihre Identität
mit dem Leben bezahlen mussten.**

Mein Dank gilt meinem **Ehemann**,
für seine fast tägliche, kritisch-konstruktive Beratung;

meiner Freundin **Christine Brandhorst**,
wegen ihrer immerwährenden Inspiration

und dem Übersetzer **Carl Altmüller** (1869),
für die vollständige und zeitgenössische, deutsche
Übersetzung, die mir als die beste erschien,
die je verfasst wurde.

INHALT	S.	1
Über dieses Buch.	2	
Quellenhinweise.	5	
Widmung und Danksagung.	6	
Vorwort des Herausgebers.	9	
Vorwort des Übersetzers von 1869 (modernisierte Fassung).	17	
Das Thema Gott .	23	
Meine Herkunft.	29	
Mein Eigensinn.	35	
Mein Aufbruch.	37	
Mein neuer Kapitän.	51	
Die Witwe.	55	
Mein Sklavenleben.	59	
Mein Knabe Xury.	69	
Mein Landgang.	71	
Brasilien.	83	
Die Insel.	97	
Mein Tagebuch.	127	
Mein Liebesleben.	157	
Meine Schwermut.	161	
Mein neu gefasster Mut.	229	
Kannibalen.	257	
Meine neue Hoffnung.	283	
Mein Freitag.	307	
Mein Entschluss.	345	
Unsere letzte Nacht auf der Insel.	409	
Abschied.	413	
Meine Reise nach England.	429	
Die Insel lebt.	453	
Epilog.	457	
Ein Gedankenexperiment zum Schluss.	459	

INHALT	S.	2
ANHANG Wikipedia-Artikel (WP) = Auszüge oder Zitate.		463
01. Das Originalvorwort des Übersetzers Karl Altmüllers, 1869.		465
02. Das „N****-Wort“. WP.		470
03. Das „Mohr“-Wort“. WP.		491
04. Der „Moidor“. Ein Wikibrief-Artikelauszug.		499
05. Die „Robinson-Crusoe (Insel)“. WP.		502
06. Maße, Gewichtseinheiten und Währungen.		506
07. „Guinee“. WP.		508
08. „Dublone“. WP.		511
09. „Sprietsegel“. WP.		512
10. „Buggery Act“. WP.		513
11. „Stoa“. WP.		517
12. Bildquellen.		519

Vorwort des Herausgebers.

Der Roman „Robinson Crusoe“ ist Weltliteratur.

Er erzählt eine Geschichte, die, zumindest in den eigenen Träumen, jede:r kennt und sich, irgendwann im Leben, nach ihren Abenteuern gesehnt hat:

Einsame Inseln, Südseeromantik, aber auch Unbilden, Herausforderungen der Natur und Kämpfe gegen und mit wilden Tieren und unbekanntem Menschen; alles Prüfungen, die es zu bezwingen gilt.

Robinsons Geschichte wurde sprichwörtlich; eine Robinsonade, als unfreiwillige Einkehr, Isolation und Überlebenskampf, die gleichzeitig zu einer Allegorie des Ringens um Selbstfindung und Überlebenswillen wurde.

Dieses Buch basiert, ganz wesentlich, auf der vollständigen deutschen Übersetzung von Karl Altmüller des 1712 erschienenen Romans von Daniel Defoe. Diese deutsche Fassung erschien, im Jahr 1869, in Leipzig im Verlag des Bibliografischen Instituts.

Der Roman zeigte sich als frühes Vorbild, in Hinsicht auf Sprache und Offenheit, hat jedoch, durch sein über 300jähriges Alter, einige stark fragwürdige Inhalte, insbesondere, was den Duktus der Sprache angeht. Dies führte oft zu Diskussionen, inwieweit dieses Vorbild der Literatur, diesen ihm eigenen, seit Generationen zugestandenen Status, behalten kann, inwieweit man ihn meiden oder sogar eliminieren sollte oder ob es zuträglich sei, seine

Sprache zu verändern bzw. den heutigen Gegebenheiten anzupassen.

Dass die Sprache des 17. Jahrhunderts, für sich genommen, Themen wie Sklaverei und Rassismus, wie selbstverständlich beinhaltete und nutzte und dass diese Missstände auch in der jeweiligen Gesellschaft politisch und gesellschaftlich tief verankert waren, ist ein historischer Fakt, der sich nicht einfach ignorieren oder negieren lässt. Hinzu kommt eine Sprachführung, die teilweise modern, aber häufig auch altmodisch und als nicht oder schlecht verständlich wahrgenommen wird. Selbst die orthografische Andersartigkeit ist meist eklatant. So wird fast durchweg alles, das ein „t“ hat, „th“ geschrieben, z.B. Theil, statt Teil.

Es gibt demnach, zum einen, die inhaltliche Sprachebene, die einer hohen Aufmerksamkeit bedarf (Thema Rassismus) und die orthografisch-grammatische Struktur, die in fast jedem Satz überprüft und abgewandelt werden muss, damit sie heute verständlich und für Leser:innen erträglich wird. Hierzu gab es bereits hinreichend Versuche, ebenso wurden viele Textpassagen dieses Romans umgeschrieben oder stark gekürzt.

Karl Altmüller selbst, der Übersetzer der ersten deutschen Ausgabe, sagt hierzu im Jahr 1869 treffend in seinem Vorwort (hier nach diesem Vorwort, in einer modernisierten Fassung und im Anhang 1, im Original abgebildet. (Zitat, neue Fassung):

„Die vorliegende Übersetzung versucht, das Problem der Lesbarkeit, mit einem

authentischen Bezug zu seinem Original zu verknüpfen. Dieser Versuch war kein leichter. Man muss Defoe's Buch nicht nur im Englischen lesen, man muss es selbst, aus dem Englischen ins Deutsche übertragen haben, um zu wissen, dass es keine mühelose Aufgabe ist, die eigentümlichen Satzgeflechte Defoe's, seine kindlich, naive, aber oft verzweifelt redselige, breitgefächerte und weit-schweifige, aber trotz dieser Eigenschaften, die Leser:innen unablässig fesselnde Erzählung, in ein wirklich gutes Deutsch umzugestalten, ohne die Eigentümlichkeiten des Originals zu ver-wischen.“

Wir haben hier ebenfalls versucht, diese beiden Sprachebenen sorgfältig in der Weise anzugleichen, dass sie, verständlich werden und wieder Spaß beim Lesen erzeugen. Zur selben Zeit wurde darum gerungen, unsägliche Begriffe, durch adäquate, politisch korrekte Ausdrücke, zu ersetzen.

Dabei entstand, in einem Fall, auch ein historisches Problem, dass wir hier gerne erläutern wollen.

Im deutschen Original steht der Begriff:
„Mohr“,

im deutschen Sprachgebrauch wurde bis zum 16. Jahrhundert zwischen einem dunkelhäutigen Mauren (schwarzer Mohr), als Bewohner nordafrikanischer Provinzen, wie z.B. Mauretanien und einem Mauren (Mohr) unterschieden. Danach vermischte

sich das Bild insofern, dass der „Mohr“ immer mit der Hautfarbe „schwarz“ bzw. „dunkelbraun“ konnotiert wurde. Allerdings blieb die vorkoloniale Vorstellung eines edlen Mauren, ob „dunkel“ oder „weiß“ als eigenständiges Merkmal übrig und aus dem „schwarzen Mohren“ wurde sprachlich der „Neger“ (Stichwort weißafrikanischer Mohr und schwarzafrikanischer Neger, siehe auch Wikipedia-Artikel im Anhang 2).

Im deutschen Sprachgebrauch zur Zeit Daniel Defoes bzw. Robinson Crusoes, waren „Mohre“ bereits **farbige Menschen**. Das Wort „Mohr“ war also immer mehr zum negativ besetzten Begriff geworden und sollten „Schwarze“ oder besser „Farbige“ verunglimpfend bezeichnen.

Ursprünglich und etymologisch jedoch, waren mit „Mohren“ eben eigentlich die Mauren gemeint, die arabische, meist dunkelhäutige Seefahrer waren und ihre Heimat in Nordafrika und bestenfalls in der maurischen Hochkultur, in Spanien, hatten. Eigentlich waren es eben „Araber“, diesen Begriff nutzte Daniel Defoe bzw. sein Übersetzer im Buch allerdings nicht.

Die andere Volksgruppe, die den Mauren optisch ähnlich schienen und ihnen später gleichgestellt wurden, waren die

„Neger“,

die natürlich meist afrikanische **„Farbige“** waren und von den Mauren unterschieden wurden, zumindest in unserem Buch. So mussten wir überlegen,

wie wir diese scheinbare Diskrepanz nun adäquat übertragen sollten.

Beide Gruppen „**Farbige**“ zu nennen, traf nicht den Kern der Sache, so wählten wir für die Bezeichnung „**Mohr**“ „**Maure**“ und für „N****“ das heute oft und politisch korrekt verwendete Wort „**Farbige:r**“.

Aus „**Wilden**“ machten wir „**Einheimische**“ und beließen es bei Tieren jedoch bei „**wilden Tieren**“.

Der Ausdruck „**wilde Bestien**“ für Tiere kommt häufig zum Einsatz und wurde belassen, insbesondere, weil der einsame Robinson nun einmal Angst vor ihnen hatte und sie deshalb so nannte. Da es sich hier nicht um Menschen handelt, ist das Wort in Ordnung, weil es nicht auf Rasse oder Diskriminierung abstellt, sondern auf Gefahr und Todesangst.

Das Wort „**Indianer**“ wurde belassen, da es im deutschen Sprachraum keine diskriminierende Konnotation beinhaltet. Überdies bezeichnet es Menschen aus diesem ethischen Kulturkreis, nur in ihrer ursprünglich von Columbus bezeichneten Herkunft, also Menschen, die vermeintlich aus Indien stammten, aber richtigerweise Amerikaner:innen waren. (Columbus dachte, er sei in Indien gelandet, befand sich jedoch realiter in Amerika).

Letztlich kommen wir zu einem weiteren, damals (und auch für viele noch heute) etwas heiklen Thema: „**Homosexualität**“ oder besser Homoerotik, die sich in diesem Abenteuerroman immer wieder andeutet. Nun ist es in der Literatur oft so, dass es

schwule Subtexte gibt, die meist nur „Eingeweihte“ verstehen oder kennen und die „Nichteingeweihten“ erkennen sie nicht, weil sie in ihrer Weltsicht nicht vorkommen. Diese Texte sind so verfasst, dass sie sich einerseits völlig „heteronormativ“ anhören, andererseits, wenn man genauer hinschaut bzw. liest, in Bezug auf Homosexualität doch offenkundig sind.

Der Vorteil einer solchen „Subkultur“ ist der, dass sie unverfänglich, ungefährlich und vor allem, geheim ist und bleibt, es sei denn man öffnet sich einer anderen, neuen Welt.

Die Szene, in denen der Kapitän, den Robinson kennenlernt, ihn beim ersten Kennenlernen bereits einlädt, in seinem Schlafgemach zu übernachten, ist für einen schwulen Leser sofort als das zu erkennen, was es im „Normalfall“ auch ist: Ein eindeutiges Angebot. Der nichtschwule Leser oder die nichtlesbische Leserin (und all die anderen diversen Leser:innen) wird dieses Angebot nicht verdächtig finden, er/ sie denkt an solche Dinge nicht, weil ihm oder ihr hierfür die „Antenne“ fehlt.

Wir haben uns hier entschieden, dieses Thema offenzulegen und überlassen es dem Leser und der Leserin selbst, zu entscheiden, was bzw. ob es real und erfunden ist. Allemal ist es ein schöner und neuer, spannender Aspekt eines Buches der Weltliteratur.

Robinson könnte, nach unserer Sicht, durchaus schwul gewesen sein und das war, selbst zu seiner Zeit, mit gewissen Prämissen, auch gut so.

Lesen wir also Robinson mit frischem Wind neu und begleiten ihn auf seiner wunderbaren Reise, in den Ozean des eigenen Ichs.

Das Vorwort des Übersetzers Karl Alt- müller, aus dem Jahr 1869, in einer mo- dernisierten Fassung. Das Original ist im Anhang 1 zu finden.

Dass Daniel Defoe's Robinson in der ‚Bibliothek der ausländischen Klassiker‘ eine herausragende Stellung hat, ist fast schon selbstverständlich. Ist er doch nicht nur das klassische –‚Buch unser aller Kindheit‘, sondern eine der wenigen Romane, die ihren Zauber auf die späteren, ebenso, wie auf die frühen Tage der menschlichen Existenz ausstrahlen, ist er doch ein weltliches Buch der Bücher, neben der Bibel, wahrscheinlich das verbreitetste und meist gelesene Erzeugnis der gesamten Weltliteratur.

Mit Recht hat man den Erlebnissen Robinson Crusoes eine tiefere symbolische Bedeutung zugeschrieben. Sein Leben auf einer einsamen Insel symbolisiert, in gewissem Sinne, das Leben der Menschheit, die gleichsam, mit karger Ausrüstung, in ein Dasein auf Erden ausgesetzt wird, ähnlich Adam und Eva ins Paradies.

Mit erfindungsreichem Geist gestaltet sie aber, im Laufe der Geschichte, ihre missliche Lage, so dass sie sich, bei erwachendem Bewusstsein neu erfindet und erreicht, mit unendlicher Mühsal, ein leidliches Wohlbefinden in ihrer neuen Welt.

Dieses, freilich nur von Wenigen deutlich erkannte, von der Masse der Leser:innen aber sicherlich,

mehr oder weniger nur stark instinktiv empfundene Sinnbild in Dafoe's Buch ^[1], erklärt wesentlich die unverwüstliche Lebenskraft und die in der weltlichen Literatur wohl einzigartigen Erfolge dieses Dichters.

Im Jahr 1719 erschien in London, ***'The life and surprising adventures of Robinson Crusoe'*** (der erste Teil, dem Dafoe später zwei weitere nachfolgen ließ). Die Anregungen von außen und anderen und die Basis zu diesem Roman, hatte der Verfasser durch eine, sieben Jahre zuvor erschienene, reale Abenteuergeschichte dieser Idee zu Grunde gelegt.

Ein hartgesotteter, schottischer Matrose, Alexander Seldcraig oder, wie er sich später nannte, Selkirk, der sich gegen seinen Schiffskapitän aufgelehnt hatte, war von diesem, auf eigenen Wunsch, 1704 auf der Insel Juan Fernandez ausgesetzt worden und hatte dort, über vier Jahre hindurch, ein einsames Einsiedlerleben geführt.

Die Geschichte dieses Lebens wurde von den Kapitänen Wood Rogers und Edward Cook, die Selkirk 1709 auf diesem Eiland gefunden und an Bord aufgenommen hatten, 1712 veröffentlicht. Es wurde nunmehr versucht, die Frage aufzuwerfen, ob die Idee zu diesem Thema ein Plagiat war, ob Defoe also aus dieser Erzählung seine eigene gemacht hatte. Die Rechte des geistigen Eigentums an sei-

[¹ Diese Bemerkung deutet auf eine merkwürdige Haltung Altmüllers hin, die die Leserschaft in wenige Intellektuelle und diejenigen einteilt, die „nur stark instinktiv“ Dinge verstehen oder eben nicht verstehen. Heute würde man dies als Sozialrassismus einordnen, Anm. d. Hg.]

nem „Robinson“ sollten ihm streitig gemacht werden, was sich als törichtes Unterfangen entpuppte. Nicht Alexanders Selkirks Erlebnisse, sondern was Defoe aus ihnen gemacht hatte, was er in sie hineingedichtet und hineinphilosophiert hatte, wurde zum Welterfolg für Millionen alter und junger Leser:innen.

'Robinson Crusoe' wurde, sofort nach seinem Erscheinen, das Lieblingsbuch der englischen Nation. Aber diese Begeisterung blieb nicht lange auf die Heimat des Verfassers beschränkt.

Schon 1720 kam eine deutsche Übersetzung heraus²). Der Verfasser bemerkte in seinem Vorwort, es sei ihm und seinen Verlegern, die er ‚Gönner und Kenner‘ nannte und die nur wenig Konstruktives vom Original wussten, kaum Zeit zur Herausgabe der Übersetzung gelassen worden. Diese Tatsache ist, wenn man die Langsamkeit des damaligen Bücherverkehrs mit dem Ausland berücksichtigt, deshalb bezeichnend für die erstaunlich schnelle Verbreitung des Romans Robinson Crusoe.

Neben einer Fülle von Übersetzungen, in fast alle Kultursprachen ^[3], brachte das Buch, im Laufe der nächsten Jahrzehnte, eine unübersehbare Menge an Nachahmungen hervor, was deutlich bewies, dass die wunderbare Kraft und der Esprit der Grundidee des Defoe'schen Romans einzigartig waren.

² Erster Theil (Braunschweig 1856), S. 281 bis 305. Der dort zu lesende Abschnitt über Defoe ist, als Vortrag gehalten, auch in besonderem Abdruck erschienen.

^[3] Was aber sind alle anderen Sprachen, haben diese keine eigene Kultur?, Anm. d. Hg.]

Die Zahl der allein in Deutschland entstandenen Nachbildungen, ist wohl nicht genau zu beziffern, da sich Robinsonaden oft in Titel verbergen, hinter denen man sie nicht vermuten würde. Der Literaturhistoriker E. J. Koch zählt bis 1760, vierzig echte Robinsonaden, O.L.B. Wolff hatte, von 1769 bis 1841, weitere einundzwanzig Bücher dieser Art entdeckt. Einzelne Nachzügler drängen noch, bis in die neueste Zeit, auf den Markt.

Unter den besonderen Zeugnissen für die Kraft, die dem „Robinson“ innewohnt, steht, beispielhaft, die Geschichte der bekannten „Campe’schen Fortsetzung“ ganz obenan. Im vorigen Jahre ist Joachim Heinrich Campe’s *’Robinson der Jüngere. Ein Lesebuch für Kinder’* in fünfundsiebzigster, rechtmäßiger Ausgabe (wer mag die Nachdrucke zählen) erschienen. Und schon in der siebten Auflage seines Buches, konnte sich der Verfasser rühmen, dass dieses sein Buch von ‚Cadix bis Moskau und Konstantinopel, in alle europäischen Sprachen, sogar in die russische, die neugriechische und die altböhmische‘ übersetzt worden war.

Dieser Erfolg ist sicher nicht darauf zurückzuführen, dass Campe, ohne den beabsichtigten Zweck zu erreichen, die eigentliche Erzählung schulmeisternd mit wichtigtuierischem und langweiligem Geplänkel vermischte. Vielmehr hat sich auch hier die unverwüstliche Lebensfülle der ursprünglichen Robinsongeschichte bewährt. Man sollte die in vielerlei Hinsicht unübertroffene Darstellung von Campes Robinson nicht zu gering bewertet werden, wie es durch manchen, neueren Kritiker geschehen ist.

Wer über Defoe's Lebensschicksale und die denkwürdige Persönlichkeit dieses hochbegabten Mannes Näheres erfahren möchte, den verweise ich auf den betreffenden Abschnitt in Hermann Hettners *„Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts“*,⁴ eines der erfreulichsten und lebenswürdigsten Erzeugnisse, die in neuerer Zeit auf den deutschen Büchermarkt gekommen sind.

Umfassende, weitere Informationen zu Defoe und seinem "Robinson", ist aus S. Wilsons dreibändigem Werk *'The Life and Time of de Foe'*, London 1830, zu erfahren.

Die vorliegende Übersetzung versucht, das Problem der Lesbarkeit, mit einem authentischen Bezug zu seinem Original zu verknüpfen. Dieser Versuch war kein leichter. Man muss Defoe's Buch nicht nur im Englischen lesen, man muss es selbst, aus dem Englischen ins Deutsche übertragen ha-

⁴ H. Hettner gibt, wie O.L.B. Wolff (*„Geschichte des Romans“*) das Jahr 1721 an und beide bezeichnen die Übersetzung als, „zuerst nach einer französischen Ausgabe angefertigt“. Es liegt mir jedoch ein Exemplar einer ersten Übersetzung vor, mit dem Titel: *'Des Weltberühmten Engelländers Robinson Crusoe Leben und ganz ungemeyne Begebenheiten u.f.w. Von ihm selbst in Englischer Sprache beschrieben, nunmehr aber um seiner Fürtrefflichkeit willen ins Teutsche übersetzt'*, 2c. Frandfurth [sic!] und Leipzig, 1720..

Dagegen heißt es im Titel des zweiten Teils (der, in Leipzig 1721 erschienen, nach Ausstattung, Vorrede und Text, offenbar die Fortsetzung, eben des ersten Teils ist): *'Aus dem Englischen und Französischen ins Teutsche übersetzt'*. Es sieht so aus, als ob, abgesehen von der falschen Jahreszahl bei Hettner und Wolff, auch die Angabe, dass die erste deutsche Übersetzung über Frankreich zu uns gekommen sei, nicht zutrifft und vielmehr erst der zweite Teil diesen Umweg genommen hat.

Gödecke (*„Grundriss“*, S. 511), der das Erscheinen beider Teile dieser Eindeutschungen ins Jahr 1720 versetzt und sie als Ausgaben, ohne französische Vermittlung, ansieht, gibt an, sie habe, noch 1720, fünf Auflagen erfahren.

ben, um zu wissen, dass es keine mühelose Aufgabe ist, die eigentümlichen Satzgeflechte Defoe's, seine kindlich, naive, aber oft verzweifelt redselige, breitgefächerte und weitschweifige, aber trotz dieser Eigenschaften, die Leser:innen unablässig fesselnde Erzählung, in ein wirklich gutes Deutsch umzugestalten, ohne die Eigentümlichkeiten des Originals zu verwischen.

Dass nur die Übersetzung des ersten Teils von Defoe's Roman hier vorgestellt wird, wird bei den Literaturkenner:innen keiner Rechtfertigung bedürfen. Den Unwissenden ^[5] sei gesagt, dass nur der Teil den wahren und echten Robinson enthält, auf dem allein der unsterbliche Ruhm des Buchs beruht. Die beiden anderen, nachträglich veröffentlichten beiden Teile, möchte man sagen, bestehen in keiner Weise einen Vergleich mit dem ersten.

Kassel, am 24. Januar 1869. Karl Altmüller

[⁵ Auch hier werden bestimmte Leser:innen verunglimpft, die im Originaltext als „Unkundige“ tituliert werden, denen man Dinge erklären muss. Heute empfindet man diese Art von Bevormundung als unangebracht, Anm. d. Hg.]

Das Thema „Gott“.

Religiosität und Gott sind wichtige Themen der damaligen Zeit und selbst heute noch, im 21. Jahrhundert, spielen sie für viele Menschen immer noch eine herausragende Rolle in Alltag und Leben, mit all seinen Entscheidungen.

Obwohl der Mensch des 17. Jahrhunderts bereits ein eigenes Bewusstsein für Entscheidungen und Selbstbestimmung kannte, war das Thema Gott dabei allerdings noch ein Übergewichtiges Grundprinzip. In unserem Buch „*Robinson Crusoe*“ ist es ebenso ein wichtiges Entscheidungskriterium für alles, was der Eremit Robinson tut oder auch nicht tut.

Selbstverständlich bietet sich Religion oder auch Gott selbst, als wohlfeiles Mittel an, die Verantwortung und Ursache eigener Handlungen darauf zurückzuführen, dass sie ja nur deshalb geschehen, weil Gott es so will oder umgekehrt, weil Gott es eben nicht so will. Robinson geißelt sich mit Hilfe Gottes selbst, weil er glaubt, nicht dessen Vorstellungen eines geordneten und gotteswürdigen Lebens zu erfüllen. Jede Handlung wird daraufhin überprüft, ob sie gottgerecht ist oder nicht. Bei allem, was der Mensch, bzw. hier Robinson, tut, steht immer die „Schuldfrage“ im Vordergrund.

Robinson hatte sein ureigenstes Bedürfnis, zur See zu fahren, dies gegen den Willen seiner Familie, speziell seines Vaters, durchgesetzt und dadurch

prompt „Schuld“ auf sich geladen. Er hatte, nach seiner Strandung auf einer einsamen Insel, über sein Schicksal geklagt und schon lud er Sünde auf sich, anstatt es als Erfahrungswert anzunehmen und das Beste daraus zu machen. Tatsächlich versuchte er sein Bestes, aber genau das klagte er nun bei sich als Schuld an und setzte alles, was er tat oder nicht tat, in Relation zu diesem vermeintlich tätigen Gott.

Gott ist dabei ein strafender Gott und es wird nicht deutlich, warum er denn straft und was er denn eigentlich will? Will er nun, dass Robinson seinen Mann steht und das Beste aus seiner unangenehmen Lage macht oder will er, dass dieser aufgibt und sich selbst einfach nur in die Ecke setzt und dort verendet?

In beidem Fall ist dieser Gott ein Ankläger, der die Schuld, für einfach alles, beim Menschen sucht und nicht bei sich selbst. Denn er war es doch, der all das erschuf, was auf Erden passiert! Diese Logik ist gar keine wirkliche Logik, sie ist ein reines Machtinstrument der Kirche, die dem Menschen diese Bürde auferlegt, um ihn für ihre Ziele gefügig zu halten. „Gott“, als Instrument, ist deshalb nicht gut oder zumindest, tut er nicht gut.

Und schon sind wir dort, wo er uns hinhaben will, im Außen, bei der Suche nach der Schuld beim anderen, bei ihm selbst, bei Gott. Er ist die eigentliche, personifizierte Schuld und der Mensch ist nur sein willfähiges Opfer, sein Erfüllungsgehilfe.

Und so wird eines der letztendlichen Hauptthematata, die Erbsünde „*bei einem anderen Manne zu liegen*“, hier in unserem Buch, zum Symbol der Urerbsünde, die Unaussprechliche, die aber nun, bei uns, ihr ketzerisches Coming out feiert.

Das Gottgefallen wird hierdurch zur absurden Kullisse, wie all die anderen Schuldfragen des Menschen, bzw. hier, des Archetypen Robinson. Der Mensch ist der Mittelpunkt der Welt, er hat Schuld im religiösen Sinne, ja, das ist wahr, aber es die Schuld der Natur, des Lebens, die keinen Gott hat und keinen Gott braucht, denn es gibt ihn nicht, zumindest nicht in unserer Welt.

Gott war und ist und wird es immer sein: Mittel zum Zweck, herbei gezerrtes Himmelswerk, das niemand wirklich braucht, weil es die eigentliche Hybris beim Menschen ist. Er, Gott ist es, der zusammen mit seinem Gegenspieler, dem Teufel, um uns menschliche Hybrisinhaber ringt, der ihm droht, ihn ermahnt, ihn bestraft für etwas, was er gar nicht getan hat. Dieser Gott ist gar kein Gott, er ist der Übermensch, ähnlich dem Über-Ich, das uns alle triezt und uns zeigt, wie wir aussehen, im Spiegel unserer Selbst.

Wir selbst sind eigentlich dieser Gott, der die Welt regiert und doch daran verzweifelt, an sich verzweifelt und die Schuld im Außen, bei uns selbst sucht.

Robinson hält den Schlüssel in seinen Händen, er muss sich als Mensch mit Fehlern und Unzufriedenheiten, Unzulänglichkeiten und seinen Widersprüchen auseinandersetzen, er muss sich selbst im Spiegel, als das erkennen, was er ist, Mensch und nicht seine Abbildvorlage, Gott.

In dem Moment, wo der Mensch erkennt, dass es seinen Gott nicht gibt, wird er sich selbst befreien und wirklich Mensch sein, auch wenn diese Erkenntnis weh tun mag, aber sie ist eines, Wahrheit.

Und so wird Robinson der Inbegriff von uns allen, der Suchende glaubte, Gott gefunden zu haben, fand aber nur sich selbst und diese Erkenntnis, dass er auf der Welt alleine ist, dass er selbst Verantwortung trägt, dass er straft und erwartet, diese Erkenntnis ist fundamental und kann erschrecken.

Robinson erschrak und begann, sich selbst zu erkennen, indem er das fand, was seinem Ebenbild entsprach: Liebe. Vor allem Liebe zu sich selbst.



Abb. 01

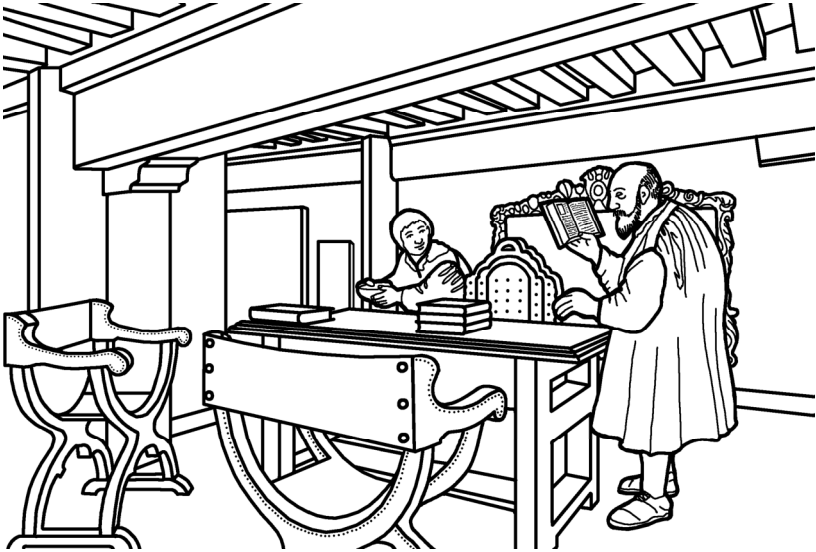
Meine Herkunft.

Ich wurde zu York im Jahre 1632 geboren, als Kind angesehenen Leute, die ursprünglich nicht aus dieser Gegend stammten. Mein Vater, ein Ausländer, aus Bremen in Deutschland gebürtig, hatte sich zuerst in Hull niedergelassen, war dort als Kaufmann zu einem schönen Vermögen gekommen und dann, nachdem er sein Geschäft aufgegeben hatte, nach York gezogen. Hier heiratete er meine Mutter, eine geborene Robinson. Nach der geachteten Familie, der sie angehörte, wurde ich Robinson Kreuznaer genannt. In England aber, war es Mode, die Worte zu verunstalten und so hießen wir fortan Crusoe, nannten und schrieben uns sogar selbst so und diesen Namen hatte auch ich, von jeher, in meinem Freundes- und Bekanntenkreis geführt.

Ich hatte zwei ältere Brüder. Der eine von ihnen, der als Oberstleutnant bei einem englischen, früher vom berühmten Oberst Lockhart befehligten Infanterieregiment in Flandern, diente, fiel in der Schlacht bei Dünkirchen. Was aus dem jüngeren geworden ist, habe ich ebenso wenig in Erfahrung bringen können, wie meine Eltern je Kenntnis von meinen eigenen Schicksalen erhielten. Schon in meiner frühen Jugend steckte mir der Kopf voll von Plänen für ein umherschweifendes Leben. Mein bereits betagter Vater hatte mich so viel lernen lassen, wie es durch die Erziehung im Haus und den Besuch einer Freischule auf dem Lande, möglich war. Ich war für ein Rechtsgelehrtenstudium bestimmt. Aber kein anderer Gedanke, in Bezug auf meinen künftigen Beruf, wollte mir mehr behagen als der, Seemann zu werden. Dieses Vorhaben brachte mich in schroffen Gegensatz zu den Wünschen und Befehlen meines Vaters und dem Zure-

den meiner Mutter, wie auch sonstiger, mir freundlich gesinnter Menschen. Es schien, als habe das Schicksal in meine Natur einen unwiderstehlichen Drang gelegt, der mich geradewegs in künftiges Elend treiben sollte. Mein Vater, der ein verständiger und ernsthafter Mann war, durchschaute meine Pläne und suchte mich durch eindringliche Gegenvorstellungen von ihnen abzubringen. Eines Morgens ließ er mich in sein Zimmer kommen, das er wegen seiner Gicht hüten musste und sprach sich über diese Angelegenheit, mit großer warmherziger Zuneigung, mit mir aus.

»Was für andere Gründe«, sagte er, „als die bloße Vorliebe für ein unstetes Leben, können dich bewegen, Vaterhaus und Heimat verlassen zu wollen, wo du dein gutes Unterkommen hast und, bei Fleiß und Ausdauer, in ruhigem und behaglichem Leben, dein Glück machen kannst. Nur Leute in verzweifelter Lage oder solche, die nach großen Dingen streben, gehen außer Landes, auf Abenteuer aus, um sich durch waghalsige Unternehmungen emporzuschwingen und berühmt zu werden, die außerhalb einer gewöhnlichen Bahn liegen. Solche Unternehmungen aber, sind für dich entweder zu hoch oder zu gering. Du gehörst in den Mittelstand, in die Sphäre, die man die höhere Region des allgemeinen Lebens nennen könnte. Die aber ist, wie mich lange Erfahrung gelehrt hat, die beste in der Welt, in ihr gelangt man am sichersten zu irdischem Glück. Sie ist weder dem Elend und der Mühsal, der nur von Händearbeit lebenden Menschenklasse ausgesetzt, noch wird sie vom Hochmut, der Üppigkeit, dem Ehrgeiz und dem Neid, die in den höheren Sphären der Menschenwelt zu Hause sind, heimgesucht.«



»Am besten«, fügte er hinzu, »kannst du die Glückseligkeit des Mittelstandes daran erkennen, dass er von allen, die ihm nicht angehören, beneidet wird. Selbst Könige haben oft über die Misslichkeiten, die ihre hohe Geburt mit sich bringt, geklagt und gewünscht, in die Mitte der Extreme, zwischen Hohe und Niedrige, gestellt zu sein. Auch der Weise bezeugt, dass dieser gesellschaftliche Stand der des wahren Glücks ist, indem er betet: »Armut und Reichtum gib' mir nicht.«

»Habe nur darauf acht«, fuhr mein Vater fort, »so wirst du finden, dass das Elend der Menschheit zumeist an die höheren und niederen Schichten der Gesellschaft verteilt ist. Die, die in der mittleren leben, werden am seltensten vom Missgeschick getroffen, sie sind weniger den Wechselfällen des Glücks ausgesetzt, sie leiden, bei Weitem, weniger an Missvergnügen und Unbehagen des Körpers und der Seele wie die, die durch ausschweifend üppiges Leben auf der einen Seite, durch harte Arbeit, Mangel am

Notwendigen oder schlechten und unzulänglichen Lebensunterhalt auf der anderen Seite, in Folge ihrer natürlichen Lebensstellung geplagt sind. Der Mittelstand ist dazu angetan, alle Arten von Tugenden und Freuden wirken zu lassen. Frieden und Genügsamkeit gehen einher mit einem mäßigen Vermögen. Gemütsruhe, Geselligkeit, Gesundheit, Mäßigkeit, alle wirklich angenehmen Vergnügungen und wünschenswerten Erheiterungen sind die segensreichen Gefährten einer mittleren Lebensstellung. Auf der Mittelstraße kommt man still und gemächlich durch die Welt und sanft wieder heraus, ungeplagt von allzu schwerer Hand- oder Kopfarbeit, frei vom Sklavendienst ums tägliche Brot, unbeirrt durch verwickelte Verhältnisse, die der Seele die Ruhe, dem Körper die Rast entziehen, ohne Aufregung durch Neid oder die im Herzen heimlich glühende Ehrbegierde nach großen Dingen. Dieser Weg führt vielmehr, in gelassener Behaglichkeit, durch das Dasein, gibt nur dessen Süßigkeiten, nicht aber auch seine Bitternisse zu kosten, er lässt die, die auf diesem Pfad mitlaufen, jeden Tag mehr erfahren, wie gut es ihnen damit geht.«

Weiterhin drang mein Vater ernstlich und inständig in mich, ich solle mich nicht gewaltsam, im Angesicht der Natur, in eine elende Lage stürzen, da sie mich in meine jetzige Lebensstellung gebracht hatte, um mich sichtbar behüten zu wollen. Ich sei ja nicht gezwungen, eine Betätigung zur Erlangung meines Unterhalts zu suchen. Er habe es gut mit mir vor und werde sich bemühen, mich in bequemer Weise auf die Lebensbahn zu bringen, die er mir soeben gerühmt habe. Wenn es mir nicht wohl ergehe, in der Welt, so sei das lediglich meine Schuld. Er habe keine Verantwortung dafür, nachdem er mich vor Unternehmungen gewarnt habe, die, wie er mit Sicherheit bestimmt wisse, zu meinem Verderben werden würden.

Er wolle alles Mögliche für mich tun, wenn ich daheim bliebe und, seiner Anweisung gemäß, meine Existenz begründete. Dagegen werde er sich nicht zum Mitschuldigen an meinem Missgeschick machen, dass er mein Vorhaben, in die Fremde zu gehen, in irgendeiner Weise unterstützte. Schließlich hielt er mir das Beispiel meines älteren Bruders vor. Den habe er auch durch ernstliches Zureden abhalten wollen, in den niederländischen Krieg zu gehen. Dennoch sei er seinen eigenen Gelüsten gefolgt und habe darum einen frühen Tod gefunden.

»Ich werde zwar«, so endete mein Vater, »nicht aufhören, für dich zu beten, aber das sage ich dir im Voraus: wenn du deine törichten Pläne verfolgst, wird Gott seinen Segen nicht dazu geben und du wirst vielleicht einmal Muße genug haben, darüber nachzudenken, dass du meinen Rat in den Wind geschlagen hast. Dann aber wird wohl niemand da sein, der dir bei der Umkehr behilflich sein kann.«

Bei diesen letzten Worten, bei denen mein Vater wohl selbst kaum ahnte, dass sie wahrhaft prophetisch waren, strömten ihm, besonders als er meinen gefallenen Bruder erwähnte, reichlich die Tränen übers Gesicht. Als er von der Tatsache der zu späten Reue sprach, geriet er in eine solch starke Rührung, dass er nicht weiter reden konnte. Ich war durch seine Worte, in innerster Seele, ergriffen und wie hätte das anders sein können! Mein Entschluss stand fest, den Gedanken an die Fremde aufzugeben und mich, den Wünschen meines Vaters gemäß, zu Hause niederzulassen.

Mein Eigensinn.

Aber schon nach wenigen Tagen, waren diese guten Vorsätze verflogen und, um dem schmerzlichen Zureden meines Vaters zu entgehen, beschloss ich einige Wochen später, mich heimlich davon zu machen. Währenddessen führte ich diese Absicht nicht in der Hitze des ersten Entschlusses aus, sondern nahm, eines Tages, meine Mutter, als sie ungewöhnlich guter Laune zu sein schien, bei Seite und erklärte ihr, mein Verlangen, die Welt zu sehen, gehe mir Tag und Nacht so sehr im Kopfe herum, dass ich nichts zu Hause anfangen könnte, bei dem ich Ausdauer genug, zur Durchführung, haben würde.

»Mein Vater«, sagte ich, »täte besser daran, mich mit seiner Einwilligung gehen zu lassen, als ohne sie. Ich bin neunzehn Jahre und zu alt, um noch einen Kaufmannsberuf zu erlernen oder mich auf eine Anwaltskarriere vorzubereiten. Wenn ich es doch versuchen würde, so würde ich sicherlich nicht die entsprechende, notwendige Zeit aushalten, sondern meinem Chef entlaufen und dann doch zur See gehen.«

Ich bat die Mutter, bei meinem Vater dafür zu werben, dass er mich, versuchsweise, eine Seereise machen lassen solle. Käme ich dann wieder und die Sache hätte mir nicht gefallen, so wollte ich nicht mehr fort und verspräche für diesen Fall, durch doppelten Fleiß das Versäumte wieder nachzuholen. Meine Mutter geriet über diese Mitteilung in große Bestürzung. Es würde vergebens sein, erwiderte sie, mit meinem Vater darüber zu sprechen, der wisse zu gut, was zu meinem Besten sei, um mir seine Einwilligung zu so gefährlichen Unternehmungen zu geben.

»Ich wundere mich«, setzte sie hinzu, »dass du nach der Unterredung mit deinem Vater und nach seinen freundlichen Ermahnungen, noch an so etwas denken kannst. Wenn du dich absolut ins Verderben stürzen willst, ist dir eben nicht zu helfen. Darauf aber darfst du dich verlassen, dass ich dir meine Einwilligung nie gebe und an deinem Unglück nicht irgendeinen Anteil haben will. Auch werde ich niemals in etwas einwilligen, was nicht die Zustimmung deines Vaters hat.«

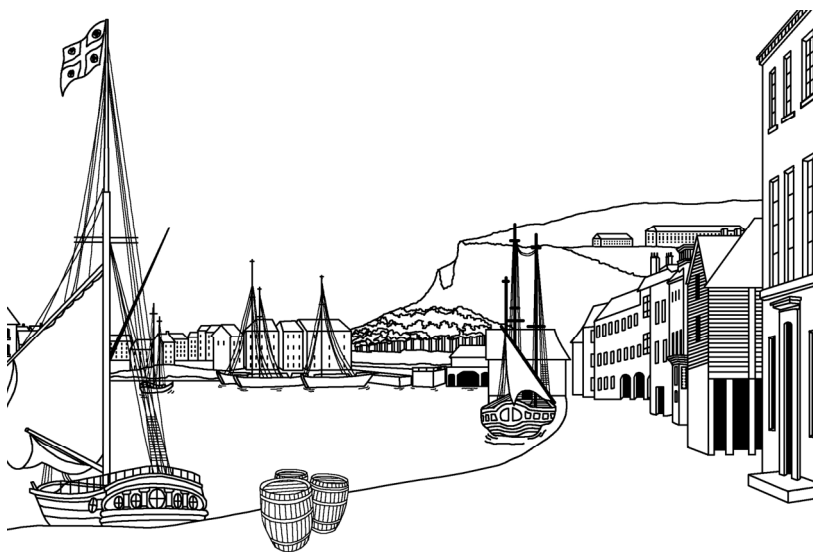
Wie ich später erfuhr, war diese Unterredung von meiner Mutter, trotz ihrer Versicherung, dem Vater davon nichts mitteilen zu wollen, ihm doch von Anfang bis zu Ende erzählt worden. Er war davon sehr betroffen gewesen und hatte seufzend geäußert:

»Der Junge könnte nun zu Hause sein Glück machen, geht er aber in die Fremde, wird er der unglücklichste Mensch der Welt werden; meine Zustimmung bekommt er nicht.«

Es dauerte beinahe noch ein volles Jahr, bis ich dennoch meinen Vorsatz ausführte. In dieser ganzen Zeit aber, blieb ich taub gegenüber allen Vorschläge, ein Geschäft anzufangen und machte meinen Eltern oftmals Vorwürfe darüber, dass sie sich dem, was meiner Neigung entsprach, so entschieden widersetzten.

Mein Aufbruch.

Eines Tages befand ich mich in Hull, wohin ich jedoch zufällig und ohne etwa Fluchtgedanken zu hegen, gefahren war. Ich traf dort einen meiner Kameraden, der im Begriff war, mit seines Vaters Schiff zur See nach London zu segeln. Er drang in mich, ihn zu begleiten, indem er nur das übliche Lockmittel der Seeleute, nämlich freie Fahrt, anbot.



So geschah es, dass ich, ohne Vater oder Mutter um Rat zu fragen, ja ohne ihnen auch nur ein Wort zu sagen, unbegleitet von ihrem und Gottes Segen und ohne Rücksicht auf die Umstände und Folgen meiner Handlung, in böser Stunde (das weiß Gott!) am ersten September 1651 an Bord, des nach London geplanten Schiffes, ging.

Niemals, glaube ich, haben die Missgeschicke eines jun-

gen Abenteurers rascher ihren Anfang genommen und länger angehalten, als meine. Unser Schiff war kaum aus dem Humberfluss heraus gesegelt, als sich Wind erhob und die See anfang, fürchterlich zu tosen. Ich war früher nie auf dem Meer gewesen und mir wurde daher körperlich unaussprechlich elend und gemütsmäßig von furchtbarem Schrecken erfüllt. Jetzt begann ich ernstlich, darüber nachzudenken, was ich da unternommen hatte und wie die gerechte Strafe des Himmels meiner böswilligen Entfernung vom Elternhaus und meiner Pflichtvergessenheit, bald schon auf dem Fuße folgen würde. Alle guten Ratschläge meiner Eltern, die Tränen des Vaters und die Bitten meiner Mutter, traten mir wieder vor Augen und mein damals, noch nicht wie später, abgehärtetes Gewissen, machte mir bittere Vorwürfe über meine Pflichtwidrigkeit gegen Gott und Eltern.

Inzwischen steigerte sich der Sturm und das Meer schwoll stark an, wenn auch bei Weitem nicht so hoch, wie ich es später oft erlebt und schon einige Tage nachher erleben würde. Doch reichte es, mich, als einen unerfahrenen Neuling, zu entsetzen. Von jeder Woge meinte ich, sie würde uns verschlingen und je öfter sich das Schiff in einem Wellental befand, hatte ich den Eindruck, als kämen wir nie wieder hoch. In dieser Seelenangst, sprach ich diverse Gelübde aus und fasste die besten Entschlüsse. Wenn es Gott gefallen würde, mir das Leben auf dieser Reise zu erhalten, wenn ich jemals wieder den Fuß auf festes Land setzen dürfte, wollte ich, sehr bald, heim zu meinem Vater fahren und nie im Leben wieder ein Schiff betreten. Dann wollte ich den väterlichen Rat befolgen und mich nicht wieder in ein ähnliches Elend begeben. Jetzt erkannte ich klar die Richtigkeit der Bemerkungen über den goldenen Mittelweg des

Lebens. Wie ruhig und behaglich hatte sich mein Vater sein Leben lang gefühlt, der sich nie den Stürmen des Meeres und den Kümernissen zu Lande ausgesetzt hatte. Kurz, ich beschloss ganz fest, mich wie ein verlorener Sohn aufzumachen und reuig zu meinem Vater zurückzukehren. Diese weisen und verständigen Gedanken hielten jedoch nur stand, so lange der Sturm währte und noch ein Weniges mehr darüber hinaus. Am nächsten Tag legte sich der Wind, die See war ruhiger und ich gewöhnte mich ein wenig an die Sache. Doch blieb ich den ganzen Tag still und ernst und litt noch immer etwas an der Seekrankheit. Am Nachmittag aber, klärte sich das Wetter auf, der Wind legte sich völlig und es folgte ein wunderbarer Abend. Die Sonne ging leuchtend unter und, am nächsten Morgen, ebenso schön auf. Wir hatten wenig oder gar keinen Wind, die See war glatt, die Sonne strahlte auf sie und ich hatte einen Anblick, so herrlich, wie nie zuvor. Nach einem gesunden Schlaf, frei von der Seekrankheit, in bester Laune, betrachtete ich voll Bewunderung das Meer, das gestern so wild und fürchterlich gewesen und nun so friedlich und anmutig war. Und gerade jetzt, damit meine guten Vorsätze ja nicht standhalten sollten, trat mein Kamerad, der mich zu dieser Abenteuerreise verführt hatte, an mich heran.

»Nun, mein Junge«, sagte er und klopfte mir dabei mit der Hand auf die Schulter, »wie ist es dir bekommen? Ich wette, du hast Angst ausgestanden, bei der Hand voll Wind, die wir gestern hatten, wie?«

»Eine Hand voll Wind nennst du das?« erwiderte ich; »es war ein grässlicher Sturm.«

»Ein Sturm? Narr, der du bist! Hältst du das für einen Sturm? Gib uns ein gutes Schiff und offene See, so fra-

gen wir nicht nach dem Teufel, nach einer solchen elenden Brise! Aber du bist nur ein Süßwassersegler, komm', lass uns eine Bowle Punsch machen und du wirst bald nicht mehr an die Sache denken. Schau, was ein prächtiges Wetter wir haben!«

Um es kurz zu machen, wir machten es nach Seemannsbrauch. Der Punsch wurde gebraut und ich gehörig angetrunken. Der Leichtsinn dieses einen Abends, ertrank all meine Reue, all meine Gedanken über das Vergangene, alle meine Vorsätze für die Zukunft. Wie die See, als der Sturm sich gelegt hatte, wieder ihre glatte Miene und friedliche Stille angenommen hatte, so war auch der Aufruhr in meiner Seele vorüber. Meine Befürchtungen, von den Wogen verschlungen zu werden, hatte ich vergessen, meine alten Wünsche kehrten zurück und die Gelübde und Verheißungen, die ich in meinem Jammer ausgesprochen hatte, waren aus meinem Sinn gewichen.

Hin und wieder stellten sich aber meine Bedenken wieder ein und ernsthafte Besorgnisse, kehrten von Zeit zu Zeit in meine Seele zurück. Jedoch schüttelte ich sie ab und machte mich davon los, wie von einer Krankheit, hielt mich ans Trinken und an die lustige Gesellschaft und wurde so Herr über diese »Anfälle«, wie ich sie nannte.

Nach fünf oder sechs Tagen, war ich so vollkommen Sieger über mein Gewissen, wie es ein junger Mensch, der entschlossen ist, sich nicht davon beunruhigen zu lassen, nur sein kann. Aber ich sollte noch eine neue Probe bestehen. Die Vorsehung hatte es, wie in solchen Fällen üblich, so angeordnet, dass mir keine Entschuldigung bleiben konnte. Denn, wenn ich mich das erste Mal nicht für gerettet ansehen wollte, so war die nächste Gelegenheit so beschaffen, dass der gottloseste und verhär-

tetste Bösewicht, sowohl die Größe der Gefahr, als die der dabei bestehenden göttlichen Barmherzigkeit, erkennen müsste. Am sechsten Tage unserer Fahrt, gelangten wir auf die Reede¹ von Yarmouth. Der Wind schlug uns entgegen und das Wetter war ruhig. So hatten wir, nach dem Sturm, nur eine geringe Strecke zurückgelegt. Dort sahen wir uns genötigt, vor Anker zu gehen und lagen, weil der Wind ungünstig, nämlich aus Südwest blies, dort sieben oder acht Tage, währenddessen viele andere Schiffe aus dieser Reede, von New-Castle her, dort vor Anker gingen. Alle erwarteten, im gemeinsamen Hafen, gute Winde, die auch für die die Themse aufwärts wartenden Schiffe hilfreich sein würden.

Wir wären jedoch nicht so lange hier geblieben, sondern mit der Flut allmählich stromaufwärts gefahren, hätte der Wind nicht zu heftig geweht. Nach dem vierten oder fünften Tag, blies er besonders scharf. Da aber die Reede als guter Hafen galt, ebenso, wie der Ankergrund und da unser Ankertau sehr stark war, machten sich unsere Leute nichts daraus, sondern verbrachten, ohne die geringste Furcht, die Zeit nach Seemannsart, mit Schlafen und Zechen. Am achten Tag aber, wurde morgens der Wind stärker und wir hatten alle Hände voll zu tun, die Topmasten einzuziehen und alles abzudichten und festzumachen, damit das Schiff, so ruhig wie möglich, vor Anker liegen konnte. Um die Mittagszeit ging die See sehr hoch. Es schlugen große Wellen über das Deck und ein- oder zweimal meinten wir, der Anker sei abgerissen, worauf unser Kapitän sofort befahl, den Notanker zu lösen, so dass wir nun von zwei Ankern gehalten wurden.

¹ „Auf Reede liegen“ bedeutet, dass ein Schiff vor einem Hafen oder einer Anlegestelle vor Anker liegt, vielleicht, weil es eine bestimmte Größe hat und seine Passagiere mit Booten an Land bringen muss oder der Hafen keinen Liegeplatz frei hat.

Unterdessen erhob sich ein wahrhaft fürchterlicher Sturm und jetzt sah ich, zum ersten Mal, Angst und Bestürzung, auch in den Mienen unsrer Seeleute. Ich hörte den Kapitän mehrmals, der mit aller Aufmerksamkeit auf die Erhaltung des Schiffes bedacht war, während er, neben mir, zu seiner Kajüte hinein- und herausging, hörte ich ihn leise vor sich hinsagen:

»Gott sei uns gnädig, wir sind alle verloren« und dergleichen Äußerungen mehr.

Während der ersten Verwirrung, lag ich ganz still in meiner Koje, die sich im Zwischendeck befand und war in einer unbeschreiblichen Stimmung. Es war mir nicht möglich, die vorigen reuigen Gedanken, die ich so offensichtlich von mir gestoßen hatte, wieder aufzunehmen. Ich hatte geglaubt, die Todesgefahr überstanden zu haben und gemeint, es würde jetzt nicht so schlimm werden, wie das erste Mal. Jedoch, als der Kapitän in meine Nähe kam und die erwähnten Worte sprach, erschrak ich fürchterlich. Ich ging aus meiner Kajüte und sah mich um. Niemals hatte ich einen so furchtbaren Anblick gehabt. Das Meer toste berghoch und überschüttete uns alle drei bis vier Minuten. Wenn ich überhaupt etwas sehen konnte, nahm ich nichts, als Jammer und Not ringsherum wahr. Zwei Schiffe, die, nahe vor uns, vor Anker lagen, hatten, weil sie zu schwer beladen waren, ihre Mastbäume kappen und über Bord werfen müssen und unsere Leute riefen einander zu, dass ein Schiff, welches etwa eine halbe Stunde von uns ankerte, gesunken sei.

Zwei andere Schiffe, deren Anker nachgegeben hatten, waren von der Reede auf die See getrieben und, aller Masten beraubt, jeder Gefahr preisgegeben gewesen. Die leichten Fahrzeuge waren am besten daran, da sie

der See nicht so großen Widerstand entgegensetzen konnten, aber zwei oder drei trieben, auch von ihnen, hinter uns her und wurden vom Wind, dem sie nur das Sprietsegel entgegensetzten, hin und her gejagt. Gegen Abend fragten der Steuermann und der Hochbootsmann den Kapitän, ob sie den Fockmast kappen dürften. Er wollte anfangs nicht daran rühren, als im aber der Hochbootsmann entgegen hielt, dass, wenn es nicht geschähe, das Schiff sinken würde, willigte er ein. Als man den vorderen Mast beseitigt hatte, stand der Hauptmast so lose und erschütterte das Schiff dermaßen, dass die Mannschaft genötigt war, auch ihn zu kappen und das Deck frei zu machen. Jeder kann sich denken, in welchem Zustand ich mich bei all dem, als Neuling zur See befand, vor allem, nachdem ich, so kurz vorher, eine solche Angst ausgestanden hatte.

Doch, wenn ich jetzt die Gedanken, die ich damals hatte, noch richtig angeben kann, so war mein Gemüt zehnmal mehr in Trauer darüber, dass ich meine früheren Absichten aufgegeben und wieder zu den vorher gefassten Plänen zurückgekehrt war, als über den Gedanken an den Tod selbst. Diese Gefühle, zusammen mit dem Schreck vor dem Sturm, versetzten mich in eine Gemütslage, die ich mit Worten nicht beschreiben kann. Das Schlimmste aber sollte noch kommen! Der Sturm wütete dermaßen weiter, dass selbst die Matrosen bekannten, sie hätten niemals einen schlimmern erlebt. Unser Schiff war zwar gut, doch hatte es zu schwer geladen und schwankte so stark, dass die Matrosen wiederholt riefen, es werde umschlagen. In gewisser Hinsicht war es gut für mich, dass ich die Bedeutung dieses Worts nicht kannte, bis ich später danach fragte. Mittlerweile wurde der Sturm so heftig, dass ich sah, was man nicht oft zu sehen bekommt, nämlich wie der Kapitän, der Hochbootsmann und

etliche andere, die nicht ganz gefühllos waren, ihre Zuflucht zum Beten nahmen. Sie erwarteten nämlich jeden Augenblick, das Schiff untergehen zu sehen. Mitten in der Nacht schrie ein Matrose aus dem Schiffsraum, dem aufgetragen war, darauf ein Augenmerk zu haben, das Schiff sei leck und habe schon ca. 1,20 Meter Wasser aufgenommen. Unsere Not wurde dadurch vollends größer. Sehr bald wurde jeder an die Pumpen gerufen. Bei diesem Ruf, glaubte ich, das Herz in der Brust erstarren zu fühlen. Ich fiel rücklings neben mein Bett, auf dem ich in der Kajüte saß, die Bootsleute aber rüttelten mich auf und sagten, wenn ich auch sonst zu nichts nütze sei, so taugte ich doch zum Pumpen, so gut wie jeder andere, da raffte ich mich auf, eilte zur Pumpe und arbeitete meine Aufgabe rechtschaffen ab.

Inzwischen hatte der Kapitän bemerkt, wie einige leicht beladene Kohlschiffe, weil sie den Sturm vor Anker nicht überstehen konnten, ins offene Meer stachen und sich uns näherten. Daher befahl er, ein Geschütz abzuschießen und dadurch ein Notsignal zu geben. Ich wusste nicht, was das zu bedeuten hatte und erschrak sehr, weil ich glaubte, das Schiff sei aus den Fugen geraten oder es sei sonst etwas Entsetzliches geschehen. Ich fiel daraufhin in Ohnmacht. Weil aber jeder nur an die Erhaltung des eigenen Lebens dachte, kümmerte sich keine Seele um mich. Ein anderer nahm meine Stelle an der Pumpe ein, stieß mich mit dem Fuß zur Seite und ließ mich liegen, als sei ich tot, bis ich, nach geraumer Zeit, wieder zu mir kam. Wir arbeiteten fleißig weiter, aber das Wasser stieg im Schiffsraum immer höher und das Schiff begann augenscheinlich zu sinken. Zwar legte sich jetzt der Sturm ein wenig und unser Schiff konnte sich so lange über Wasser halten, bis wir einen Hafen erreichten. Des-

halb ließ der Kapitän fortwährend Notschüsse abfeuern. Endlich wagte ein leichtes Schiff, das gerade, vor uns, vor Anker lag, ein Hilfsboot auszusenden. Mit äußerster Gefahr näherte es sich uns, doch schien es unmöglich zu sein, dort hineinzusteigen oder dass es in der Lage gewesen wäre, auch nur an unser Schiff anzulegen. Dann kamen die Matrosen, unter Lebensgefahr, durch kräftiges Rudern so nahe, dass unsere Leute ihnen, von Achtern des Schiffs, ein Tau mit einer Boje zuwerfen konnten. Als sie das Seil, unter großer Mühe und Not, ergreifen konnten, zogen sie sich damit dicht an den Stern unseres Schiffes heran, woraufhin wir dann in ihres hineinstiegen.

Aber nun konnten wir gar keinen Gedanken daran verschwenden, dass wir mit dem Boot das Schiff, zu dem es gehörte, erreichen würden. Daher beschlossen wir einmütig, das Boot vom Wind treiben zu lassen und es nur, so viel wie möglich, in Richtung Küste zu steuern. Der Kapitän versprach den fremden Leuten, ihr Fahrzeug, wenn es am Strand scheitern sollte, zu bezahlen. So gelangten wir denn, teils durch Rudern, teils vom Wind getrieben, nordwärts, etwa in der Gegend von Winterton Ness, nahe an die Küste heran. Kaum eine Viertelstunde hatten wir unser Schiff verlassen, als wir es schon untergehen sahen. Jetzt begriff ich, was es heißt, wenn ein Schiff auf See leck wird. Ich gestehe, dass ich kaum den Mut hatte, hinzusehen, als die Matrosen mir sagten, das Schiff sei dabei, zu sinken. Denn seit dem Augenblick, als ich in das Boot, mehr geworfen, als hineingestiegen war, stand mir das Herz sozusagen still, vor Schrecken und Gemütsbewegung und vor lauter Gedanken an die Zukunft.

Während die Bootsleute sich bemühten, uns an Land zu bringen, bemerkten wir (denn sobald uns die Woge in die Höhe trug, konnten wir die Küste sehen), wie eine Reihe

von Leuten am Strand hin- und herliefen, um uns beim Landen Hilfe zu leisten. Doch gelangten wir nur langsam vorwärts und konnten das Land nicht eher erreichen, bis wir den Leuchtturm von Winterton passiert hatten. Hier flacht sich die Küste von Cromer westwärts ab und so konnte das Land die Heftigkeit des Windes ein wenig brechen. Dort legten wir an, gelangten allesamt, nicht ohne große Anstrengungen, ans Ufer und gingen daraufhin zu Fuß nach Yarmouth. Als Schiffbrüchige wurden wir in dieser Stadt, sowohl von den Behörden, die uns gute Quartiere anwiesen, als auch von Privatleuten und Schiffseignern, mit großer Humanität behandelt und mit so viel Geld versehen, dass es dafür gereicht hätte, uns die Reise nach London oder Hull zu ermöglichen, wenn wir dazu Lust gehabt hätten. Wäre ich nun vernünftig gewesen, in meine Heimat zurückzukehren, so wäre das mein Glück gewesen und mein Vater würde, um es mit einem religiösen Gleichnis von Jesus auszudrücken, das „fetteste Kalb“ zur Feier meiner Heimkehr geschlachtet haben. Nachdem er gehört hatte, das Schiff, mit dem ich von Hull abgelegt hatte, sei auf der Reede von Yarmouth untergegangen, hatte er lange vermutet, ich sei ertrunken.

Jedoch mein böses Schicksal trieb mich mit unwiderstehlicher Hartnäckigkeit vorwärts. Manchmal, sprach mir meine Vernunft und mein besonnenes Urteil zwar laut zu, heimzukehren, aber ich hatte nicht die Kraft dazu. Ich weiß nicht, ob es eine geheimnisvolle, zwingende Macht oder wie ich es sonst nennen soll, gibt, die uns treibt, Werkzeuge unseres eigenen Verderbens zu werden. Dies geschieht oft dann, wenn es unmittelbar vor uns liegt und wir uns ihm, mit offenen Augen, nähern.

Sicher ist aber, dass mich nur ein unabwendbares, über

mich hinweg beschlossenes, inneres Verhängnis vorwärts drängte, dem ich in keiner Weise entinnen konnte, trotz der ruhig erwogenen Gründe, dem Zuspruch meiner Überlegung und ungeachtet zweier so deutlicher Lehren, wie ich sie bei meinem ersten Versuch erfahren musste. Mein Kamerad, der mich früher in meiner Gewissensverhärtung bestärkt hatte (er war, wie ich schon sagte, der Sohn des Eigentümers unseres untergegangenen Schiffs), war nun verzagter, als ich. Als wir uns das erste Mal in Yarmouth sprachen, zwei oder drei Tage nach unserer dortigen Ankunft, – wir wohnten in verschiedenen Quartieren, – schien der Ton seiner Stimme verändert und mit melancholischer Miene fragte er mich, wie es mir gehe. Nachdem er seinem Vater mitgeteilt hatte, wer ich sei und dass ich diese Reise nur als einen Versuch durchgeführt hätte, und zwar in der Absicht, später in die Fremde zu gehen, wandte sich dieser an mich und sagte in einem sehr ernststen, feierlichen Ton:

»Junger Mann, Sie dürfen niemals wieder zur See fahren Sie müssen dieses Erlebnis als ein sichtbares und deutliches Zeichen ansehen, dass Sie nicht zum Seemann bestimmt sind«.

»Wie, Herr«, erwiderte ich, »wollen Sie selbst denn nie wieder auf das Meer?«

»Das ist etwas anderes«, antwortete er. »Es ist mein Beruf und daher meine Pflicht. Nur Sie haben bei dieser Versuchsreise vom Himmel eine Probe von dem erhalten, was Sie zu erwarten haben, wenn Sie auf Ihrem Plan beharren. Vielleicht hat uns dies alles nur Ihretwegen getroffen, wie es mit Jona im Schiff von Tarsis² ging. Sagen

² Ein biblisches Gleichnis: Jona flieht vor Gott, bis an Ende der Welt, weil er Gott als zu gnädig empfindet.

Sie«, fuhr er fort, »was in aller Welt hat Sie dazu bewegen können, diese Reise mitzumachen?«

Hierauf erzählte ich ihm einen Teil meiner Lebensgeschichte. Als ich mit meinem Bericht zu Ende war, äußerte er sich leidenschaftlich mit den Worten:

»Was habe ich nur verbrochen, dass solch ein Unglücksmensch in mein Schiff geraten musste! Ich würde nicht für tausend Pfund³ meinen Fuß wieder, mit Ihnen, in dasselbe Fahrzeug setzen.«

Dieser Ausbruch wurde durch die Erinnerung an den von ihm erlittenen Verlust hervorgerufen und der Mann hatte eigentlich kein Recht dazu, sich mir gegenüber so stark zu äußern. Doch redete er mir auch später noch sehr ernst zu und ermahnte mich, zu meinem Vater zurückzukehren und nicht noch einmal die Vorsehung zu versuchen. Ich würde sehen, sagte er, dass die Hand Gottes sichtbar gegen mich arbeiten würde. »Verlassen Sie sich darauf, junger Mann«, fügte er hinzu, »wenn Sie nicht nach Hause gehen, werden Sie, wohin Sie sich auch wenden, nur mit Missgeschick und Not zu ringen haben, bis sich die Worte Ihres Vaters an Sie erfüllt haben.«

³ Im Jahr 1651 war Robinson Crusoe 19 Jahre alt. Das englische Pfund Sterling hatte einen Wert von 255,60 €. 1684, als er 52 Jahre alt und im Begriff war, die Insel zu verlassen, regelte er sein Vermögen und verteilte Geld an Freunde, Unterstützer und Verwandte. Dieses Jahr nehmen wir hier als Richtwert für die Umrechnung der Pfundangaben. Der Wert betrug in diesem Jahr 1684: 218,09 Euro. Wir runden ihn, bei der Umrechnung, auf 218 Euro auf. Konkret an dieser Stelle ist der Wert 218.000 Euro, was jedoch nur als fiktive Größe gemeint ist, wie man z.B. in Deutsch sagen würde: 'Ich wette mit dir um 1000 Euro, dass ich recht habe.' Zitieren von Quellen im Internet. Statistika. URL:

<https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1066473/umfrage/kaufkraft-eines-britischen-pfund-sterling>. Stand: 10.05.2023.

Bald darauf trennten wir uns. Ich hatte ihm nur kurz geantwortet und sah ihn nachher nicht wieder, ich weiß auch nicht, was aus ihm geworden ist. Ich, für meinen Teil, begab mich, da ich jetzt etwas Geld in der Tasche hatte, auf dem Landweg nach London. Sowohl dort, wie schon unterwegs, hatte ich manchen, inneren Kampf zu bestehen, durch den Zweifel, ob ich heimkehren oder zur See gehen sollte. Was die erstere Absicht betraf, stellte sich den besseren Regungen meiner Seele bald die Scham entgegen. Es fiel mir ein, wie ich von den Nachbarn ausgelacht werden und wie beschämt ich nicht nur vor Vater und Mutter, sondern auch vor allen anderen Leuten dastehen würde.

Seitdem habe ich oft beobachtet, wie unverständlich und töricht sich unsere Menschenart, besonders in unserer Jugend, gegenüber der Vernunft zeigt. Diese sollte uns, in solchen Fällen, als einzige leiten. Wir sollten uns nämlich nicht schämen, zu sündigen, aber wie sollten sehr wohl bereuen, dass wir keine Bedenken haben, unsere Taten zu vollziehen. Diese Taten machen uns zu Narren, aber wir sollten darauf achten, dass wir Buße dafür tun, die uns dann wieder die Achtung vernünftiger Menschen verschaffen könnte. In dieser meiner Unentschlossenheit darüber, was ich tun und welchen Lebensweg ich einschlagen sollte, verharrte ich geraume Zeit. Ein unwiderstehlicher Widerwille hielt mich auch immer noch davon ab, heimzukehren. Nach einer Weile aber, verblasste die Erinnerung an das Missgeschick, das ich erlebt hatte und als diese sich verflüchtigt hatte, war, mit ihr, auch der letzte Rest des Verlangens, nach Hause zu gehen, geschwunden. Und kaum hatte ich alle Gedanken an die Rückkehr aufgegeben, sah ich mich auch schon nach der Gelegenheit zu einer neuen Reise um.

Es war dieses Unheil, das mich zuerst aus meines Vaters Haus getrieben hatte, das mich in den unreifen und verrückten Gedanken verstrickt hatte, in der Ferne mein Glück zu suchen, das diesen Plan in mir so fest hatte verwurzeln lassen, dass ich für allen guten Rat, für Bitten und Befehle meines Vaters taub gewesen war. Das selbe Unheil verursachte jetzt auch, dass ich mich auf die allerunglücklichste Unternehmung der Welt einließ. Ich begab mich nämlich an Bord eines zur afrikanischen Küste fahrenden Schiffs oder, wie unsere Seeleute zu sagen pflegen, an das eines Guineafahrers.⁴

Jedoch, und dies war ein besonders schlimmer Umstand, verdrang ich mich nicht etwa als ordentlicher Seemann auf dem Schiff. Dadurch, dass ich bald ein wenig härter arbeiten müssen würde, würde ich doch den seemännischen Dienst gründlich erlernen und mich allmählich zum Matrosen oder Lieutenant, wenn nicht gar zum Kapitän, hinaufarbeiten können. Nein, wie es immer mein Schicksal war, dass ich das Schlimmste wählte, so tat ich es auch diesmal. Denn da ich Geld in der Tasche und gute Kleider auf dem Leib hatte, wollte ich nur wie ein großer Herr an Bord gehen und hatte somit auf dem Schiff, weder etwas Ordentliches zu tun, noch lernte ich den Seemannsdienst vollständig kennen. In London hatte ich gleich anfangs das Glück, in gute Gesellschaft zu geraten, was einem so unbesonnenen und unbändigen Gesellen nicht oft zuteil wird. Denn, obwohl der Teufel gern beizeiten nach solchen seine Netze auswirft, hatte er es bei mir doch unterlassen.

⁴ Land in Westafrika.

Mein neuer Kapitän.

Ich machte die Bekanntschaft eines Schiffskapitäns, der gerade von der guineischen Küste zurückgekehrt war und da er dort gute Geschäfte gemacht hatte, im Begriff war, eine neue Reise dorthin zu unternehmen. Er fand Gefallen an meiner damals nicht ganz reizlosen Unterhaltung (wahrscheinlich, wie sich später herausstellen sollte, auch an mir als jungem Burschen) und als er hörte, dass ich Lust hatte, die Welt zu sehen, bot er mir an, kostenfrei mit ihm zu reisen. Ich könne mit ihm den Tisch und den Schlafräum teilen und wenn ich etwa einige Waren mitnehmen wolle, könnte ich diese, auf eigene Rechnung, in Afrika verkaufen und vielleicht dadurch zu weiteren Unternehmungen ermutigt sein. Der Kapitän war ein noch recht junger, sehr gut aussehender, männlicher Herr, der die in mir schlummernden Gefühle, die mich bis dahin oft quälten, befeuerten. Es waren Gefühle, über die man in meiner Welt normalerweise nicht redete. Von daher wurde meine jahrelange Verdrängung wieder erweckt, spätestens in dem Moment, als Kapitän Rudolf mir seine Kajüte, zur Teilung hinsichtlich der Schlafstelle, anbot. Auf der einen Seite ängstigte mich diese Vorstellung, mit ihm die Schlafstatt zu teilen, andererseits meldeten sich Tausende von Schmetterlingen in meinem Bauch, die mir wohlige Nächte zu versprechen schienen. Ich nahm Rudolfs Anerbieten freudig erregt an und schloss mit dem Kapitän, einem redlichen und aufrichtigen Mann, bald schon innige Freundschaft, mit einem Schuss von „Mehr“.

Seine Uneigennützigkeit und sein Rat in dieser Weise, brachte mich dazu, eine Reihe von Kleinkram, den ich mitgenommen hatte, zu veräußern und einen bedeutenden Gewinn einzufahren. Ich hatte nämlich für ungefähr 40

Pfund Sterling⁵ Spielwaren und dergleichen Kleinigkeiten, auf den Rat des Kapitäns eingekauft, wofür ich das Geld mit Hilfe einiger Verwandter, an die ich mich brieflich gewendet hatte, zusammengebracht hatte. Ich war sicher, dass vermutlich auch meine Eltern, oder wenigstens meine Mutter, eine solche Unterstützung möglich machen könnten, um etwas zu meiner ersten Unternehmung beizusteuern. Dies war die einzige meiner Reisen, die ich eine glückliche nennen kann. Ich verdanke dies alles nur der Rechtschaffenheit meines Kapitänsfreundes, durch dessen Anleitung ich auch eine ziemliche Kenntnis in Mathematik und dem Schiffahrtswesen erlangte. Er lehrte mich, den Schiffskurs aufzuzeichnen, Beobachtungen anzustellen, überhaupt alles Notwendige, was ein Seemann wissen muss. Da es ihm Freude machte, mich zu belehren, hatte ich auch Freude, von ihm zu lernen und so wurde ich auf dieser Reise zugleich Kaufmann und Seemann. Ich brachte für meine Waren fünf Pfund⁶ und neun Unzen Goldstaub⁷ zurück, wofür ich in London dreihundert Guineen⁸ auslöste, leider aber füllte mir gerade dieser Gewinn den Kopf mit ehrgeizigen Plänen, die mich ins Verderben bringen sollten.

Übrigens, war jedoch auch diese Reise nicht ganz ohne Missgeschick für mich abgelaufen. Insbesondere lag es daran, dass ich mich, während der ganzen Dauer, unwohl fühlte und in Folge der übermäßigen, afrikanischen Hitze

⁵ 8.720 Euro, Erläuterungen und Quelle, siehe Fußnote 3.

⁶ 1.090 Euro, Erläuterungen und Quelle, siehe Fußnote 3.

⁷ Waschgold, also aus Sand gewonnenes Gold.

⁸ Zitieren von Quellen im Internet. Weitere Quellenangaben am Ende des Buches im Anhang 7.

„Die **Guinee** (*[gɪˈneː]*; engl. **guinea** *[ˈɡɪni]*, abgekürzt *1g / 1gn*; Mehrzahl: *3gs / 3gns*) war eine von 1663 bis 1816 in Umlauf befindliche britische Goldmünze, die als erste maschinell hergestellt wurde. Das Zahlungsmittel war nach der goldreichen Region Guinea benannt worden, aus der ein großer Teil des zur Prägung verwendeten Goldes stammte.“

von einem hitzigen Fieber befallen wurde. (Wir trieben nämlich unseren Handel hauptsächlich an der Küste, vom 15. Grad nördlicher Breite, bis zum Äquator). Nunmehr galt ich als ordentlicher Guineahändler. Nachdem mein Freund, der Kapitän, zu meinem großen Unheil, bald nach der Rückkehr gestorben war, beschloss ich, dieselbe Reise zu wiederholen und schiffte mich auf dem vorherigen Schiff ein, das jetzt der ehemalige Steuermann führte. Nie hatte ein Mensch eine unglücklichere Fahrt erlebt. Ich nahm zwar nur für hundert Pfund Sterling⁹ Waren mit und ließ den Rest meines Gewinns bei der Witwe meines Freundes zurück, die mich sehr anständig behandelte; dennoch aber, erlitt ich furchtbares Missgeschick.

⁹ 21.800 Euro, Erläuterungen und Quelle, siehe Fußnote 3.

Die Witwe.

Rudolfs Witwe, sie hieß Carola, erzählte mir in einer ruhigen Stunde, dass sie mir unter keinen Umständen böse sei. Ich fragte, was denn der Grund dafür sein könne? Ich hätte nichts gegen ihren Ehemann verbochen und wäre ihm immer treu ergeben gewesen. Sie druckste etwas herum, bis sie doch unumwunden mit der Sprache herauskam:

»Ich weiß von eurer Liebelei, Robinson, er hat es mir erzählt. Aber keine Sorge, ich wusste von seinen Neigungen jungen Männern gegenüber. Wir hatten uns so kennengelernt und da ich selbst Meinesgleichen wohlgesonnen bin, hat sich, in dieser Hinsicht, bei unserer Liäson ein gutes Einvernehmen eingestellt.«

»Aber warum habt ihr dann geheiratet?«, frage ich verwirrt. Carola berichtete mir von der Tatsache, dass sie damals mittellos war und ihr Mann ihr ein gutes Auskommen sicherstellen wollte. »Wir liebten uns, wenn auch nur als sehr enge Freunde, wie Bruder und Schwester«, sagte sie mit einer Träne in den Augen.

Ich war natürlich hocheufreit, dass Carola ein solch gutes Einvernehmen mit mir hatte. Ich hatte schon Sorge gehabt, dass sie mich hassen könnte. Aber sie sagte immer wieder, ich sei ihr wie ein eigener Sohn. So hatte ich eine zünftige Ersatzmutter, die mich fortan mit vielen Gaben und auch guten Ratschlägen unterstützte. Als wir zwischen den Kanarischen Inseln und der afrikanischen Küste segelten, war in der Morgendämmerung das erste, dass uns ein türkischer Korsar¹⁰ aus Salé¹¹ überraschte

¹⁰ Korsaren waren Seeräuber, die in Frankreichs Königs Auftrag, feindliche Schiffe

und mit allen Segeln Jagd auf uns machte. Wir spannten, um zu entrinnen, all unsere Segel ebenfalls aus, soviel das nur die Masten aushalten konnten. Da wir aber sahen, dass uns der Pirat überholen und in wenigen Stunden erreicht haben würde, blieb uns nichts anderes übrig, als uns kampfbereit zu machen.



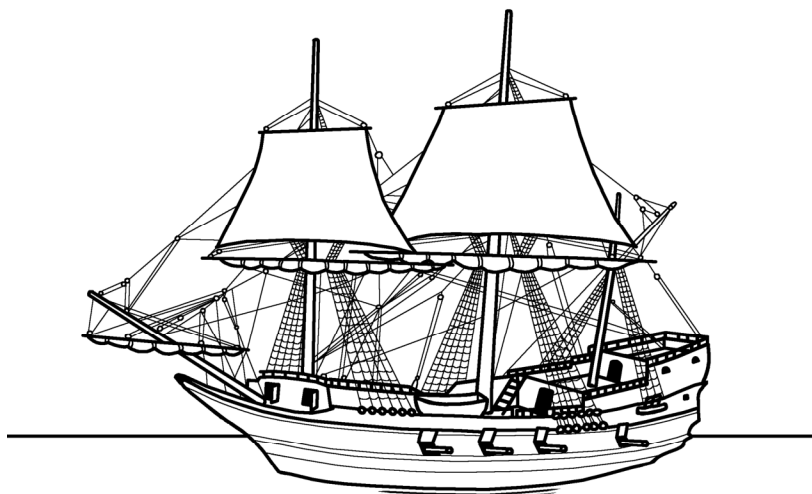
Wir hatten zwölf Kanonen, der türkische Schuft aber hatte achtzehn davon an Bord. Gegen drei Uhr nachmittags hatte er uns eingeholt. Da er uns jedoch, aus Versehen, in der Flanke angriff, statt am Bug, was er wohl ursprünglich beabsichtigt hatte, schafften wir acht von unseren Kanonen auf die angegriffene Seite und gaben ihm eine Salve. Nachdem der Feind unser Feuer erwidert und dazu eine Musketensalve, von an Bord befindlichen 200 Mann, abgeschossen hatte (ohne dass jedoch ein einzi-

ausraubten.

¹¹ Eine zeitweise Piratenhochburg in Marokko, siehe Wikipedia: Salé.

ger unserer Leute getroffen wurde, da sie sich alle gut in Deckung befanden), wich er zurück. Bald darauf aber, bereitete er einen neuen Angriff vor und auch wir machten uns abermals zur Verteidigung bereit. Diesmal jedoch griff er uns auf der andern Seite an, legte sich dicht an unser Backbord und sofort sprangen sechzig türkische Männer auf unser Deck und begannen unser Segelwerk zu zerschlagen. Wir empfangen sie zwar mit Musketen, Enterhaken und anderen Waffen, machten auch zweimal unser Deck frei, aber, um sogleich das traurige Ende des Kampfes zu berichten, mussten wir uns trotzdem ergeben.

Unser Schiff war nun seeuntüchtig und drei unserer Mannschaft waren getötet worden; wir mussten uns ergeben und wurden als Gefangene nach Salé, einer afrikanischen Hafenstadt, verschleppt.



Mein Sklavenleben.

Dort ging es mir nicht so schlecht, wie ich anfangs befürchtet hatte. Ich wurde nicht, wie die anderen ins Landesinnere, zur kaiserlichen Residenz gebracht, sondern der Kapitän der Seeräuber behielt mich als seine eigene Beute, da ich ihm als junger Bursche brauchbar erschien. Die furchtbare Verwandlung meines gesellschaftlichen Standes, durch den ich aus einem stolzen Kaufmann zu einem armen Sklaven geworden war, frustrierte mich zutiefst. Jetzt gedachte ich der prophetischen Worte meines Vaters, dass ich ins Elend geraten und ganz hilflos werden würde. Ich war sicher, diese Vorhersage habe sich nun bereits erfüllt und es könne nichts Schlimmeres mehr für mich kommen. Schon habe mich, dachte ich, der göttliche Eingriff erfasst und ich sei rettungslos verloren. Aber es war nur der Vorgeschmack der Leiden, die ich noch, wie der Verlauf dieser Geschichte lehren wird, durchmachen sollte.

Als mich mein neuer Herr für sein eigenes Haus zurückbehielt, tauchte die Hoffnung in mir auf, er werde mich demnächst mit zur See nehmen und ich könne dann, wenn ihn etwa ein spanisches oder portugiesisches Kriegsschiff kapern würde, wieder meine Freiheit erlangen. Dieser schöne Traumgedanke verschwand bald. Denn so oft sich mein Patron einschiffte, ließ er mich zurück, um die Arbeit im Garten und den gewöhnlichen Sklavendienst im Haus zu verrichten und wenn er dann von seinen Streifzügen heimkam, musste ich in der Kajüte seines Schiffes schlafen und dieses überwachen. Während ich hier an nichts, als meine Flucht dachte, wollte sich doch nicht die mindeste Möglichkeit zur ihrer Ausführung ergeben. Auch war niemand da, dem ich mei-

ne Pläne mitteilen und der mich begleiten konnte. Denn unter meinen Mitsklaven befand sich kein Europäer. So bot sich mir denn zwei Jahre hindurch, so oft ich mich auch in der Einbildung damit beschäftigte, nicht die mindeste Hoffnung erweckende Aussicht auf ein Entrinnen. Ungefähr nach Ablauf dieser Zeit rief mir ein seltsamer Umstand meine Fluchtpläne wieder ins Gedächtnis. Eine geraume Weile hindurch, blieb nämlich mein Herr, wie ich hörte, aus Geldmangel, gegen seine Gewohnheit zu Hause mit seinem Schiff liegen. Während dieser Zeit fuhr er jede Woche, ein oder mehrere Mal, in seinem kleinen Schiffsboot auf Reede zum Fischen, wobei er stets mich und einen kleinen Moresken¹² zum Rudern mitnahm. Wir machten ihm auf diesen Fahrten allerlei Späße vor und da ich mich zum Fischfang besonders talentiert zeigte, erlaubte er, dass ich, mit einem seiner Verwandten und dem maurischen Jungen, bisweilen auch allein hinausfuhr und ihm ein Gericht Fische holte.

Als wir einmal, an einem sehr windstillen Morgen, solch eine Fahrt machten, entstand ein so dicker Nebel, dass wir die Küste aus dem Blick verloren, von der wir kaum eine Stunde entfernt waren. Wir ruderten unablässig, den ganzen Tag und die folgende Nacht hindurch, ohne zu wissen, ob wir vorwärts- oder zurückkamen. Uns wurde erst am nächsten Morgen klar, dass wir auf die offene See geraten waren, statt uns der Küste zu nähern und uns mindestens fünfzehn Kilometer vom Ufer entfernt hatten. Dennoch erreichten wir es wieder, völlig ausgehungert, unter nicht geringer Mühe und Gefahr, nachdem morgens ein scharfer Wind in Richtung Küste aufgekommen war. Unser Gebieter, durch dies Ereignis gewarnt, beschloss,

¹² Ehemalige Muslime, die in Spanien zum Christentum konvertierten. Diese waren meist von farbiger Hautfarbe und wurden „Mohren“, von Mauren, genannt. Mehr zum Thema „Mohr“ in der Einführung und in Anhang 3.

künftig, für sich selbst größere Vorsicht anzuwenden und nicht mehr, ohne Kompass und Proviant, auf Fischfang zu gehen. Da er das von uns gestohlene Langboot zu seiner Verfügung hatte, trug er seinem Schiffszimmermann auf, der, wie ich Sklave und geborener Engländer war, in diesem Boot eine kleine Kajüte aufzubauen. Sie sollte der in einer Barke ähneln, und zwar so, dass hinter ihr jemand Platz hatte, um zu steuern und das große Segel zu dirigieren. Davor sollten aber zwei Personen Platz finden, um die anderen Segel zu handhaben. Das Langboot führte ein sogenanntes Gieksegel¹³ und die Rah¹⁴ ragte über die Kajüte hinaus, die schmal und niedrig war und höchstens für den Kapitän und ein paar Sklaven, sowie einen Tisch und ein Schränkchen zur Aufbewahrung von Brot, Reis, Kaffee und dergleichen Platz bot. In diesem Fahrzeug fuhren wir dann fleißig zum Fischen hinaus und da ich mich gut auf dieses Geschäft verstand, ließ mein Herr mich nie zu Hause.

Eines Tages wollte dieser mit ein paar vornehmen Farbigen, zum Vergnügen oder zum Fischfang, eine Fahrt machen und ließ dazu ungewöhnlichen Aufwand betreiben. Schon am Abend zuvor hatte er Lebensmittelvorrat an Bord geschickt und mir aufgetragen, drei Flinten, mit dem im Boot befindlichen Pulver und Blei, bereit zu halten, damit er und seine Freunde sich auch durch die Vogeljagd vergnügen konnten. Ich erfüllte seinen Befehl und wartete in dem sauber geputzten Boot, während Flagge und Wimpel fröhlich wehten, auf die Ankunft meines Gebieters und seiner Gäste. Bald darauf aber kam dieser allein, sagte mir, die Freunde seien durch Geschäf-

¹³ Ein Gaffelsegel, bei dem der Mast deutlich länger ist, als üblich (3 x so lang, wie ein reines Gaffelsegel).

¹⁴ Rechteckiges oder trapezförmiges Segel, das an einem Rundholz mittig angeschlagen, quer zur Kiellinie geführt wird. Es dient dem Vortrieb von Segelschiffen.

te verhindert, ich solle daher mit dem Mauren und dem kleinen Jungen, wie gewöhnlich, allein hinausfahren und für seine Freunde zum Abendessen ein Gericht Fische fangen. In diesem Augenblick kamen mir meine Fluchtgedanken wieder in den Sinn. Ich hatte jetzt ein kleines Schiff, ganz zu meiner Verfügung und, als mein Herr fort war, bereitete ich sogleich alles für eine lange Fahrt vor, statt für nur den Fischfang. Freilich wusste ich nicht, wohin diese Reise gehen sollte, aber das kümmerte mich nicht, da ich nur von dort wegkommen wollte. Zunächst sann ich auf einen Vorwand, um den Mauren nach Proviant hinauszuschicken. Ich sagte ihm, es gehöre sich nicht für uns, von dem Lebensmittelvorrat unsers Gebieters etwas zu nehmen. Dies leuchtete ihm ein und er brachte denn auch bald einen großen Korb mit geröstetem Zwieback, der dort oft auf dem Land angeboten wurde, zusammen mit drei Krügen mit frischem Wasser.

Ich wusste, wo mein Herr seinen Flaschenkorb hatte, der, nach seinem Aussehen, auch von einem englischen Schiff erbeutet worden sein musste. Diesen stellte ich in das Boot, als wenn er dort für unsern Herrn schon gestanden habe. Dann trug ich einen etwa fünfzig Pfund schweren Wachsklumpen hinein, sowie einen Knäuel Bindfaden, ein Beil, eine Säge und einen Hammer, lauter nützliche Dinge, besonders das Wachs, aus dem ich Lichter machen wollte. Dann bereitete ich dem Mauren, der Ismael hieß, aber Muley genannt wurde, eine weitere Finte.

»Muley«, sagte ich zu ihm, »die Gewehre unsers Herrn sind an Bord. Könnten wir nicht auch ein wenig Pulver und Schrot bekommen? Es wäre doch hübsch, wenn wir für uns einige Alkamies (eine Art Seevögel) schießen könnten. Ich weiß, das Schießzubehör liegt im großen

Schiff.«

»Gut«, erwiderte er, »ich will es holen.«

Bald darauf kam er wirklich mit einem großen Lederbeutel, in welchem sich etwa anderthalb Pfund Pulver, fünf bis sechs Pfund Schrot und etliche Kugeln befanden und trug dies alles zusammen ins Boot. Währenddessen hatte ich auch in meines Herrn Kajüte etwas Pulver gefunden, das ich in eine der großen Flaschen im Flaschenkorb füllte. Die Flasche war beinahe leer und ihren Inhalt goss ich in eine andere Flasche. Soweit mit dem Nötigsten versehen, segelten wir aus dem Hafen, zum Fischfang. Der Wind kam leider aus Nordnordost, wäre er von Süden gekommen, hätte ich leicht die spanische Küste oder wenigstens die Bucht Cádiz¹⁵ erreichen können. Trotzdem aber, mochte der Wind auch noch so ungünstig wehen, blieb mein Entschluss fest, von diesem schrecklichen Ort zu entrinnen, das Übrige aber dem Schicksal anheim zu stellen. Nachdem wir einige Zeit gefischt hatten, ohne etwas zu fangen (denn wenn ich auch einen Fisch an der Angel spürte, zog ich ihn nicht heraus), sagte ich zum Mauren:

»Hier klappt das nicht; wir werden von hier unserem Herrn nichts heimbringen, wir müssen es weiter draußen versuchen«.

Er, der keinen Verdacht schöpfte, willigte ein und zog, da er am Stern des Schiffes stand, die Segel auf. Ich steuerte dann das Boot, beinahe eine deutsche Meile auf die offene See hinaus. Hieraufhin brachte ich es in die Stellung, als ob ich fischen wollte, gab dem Jungen das Steuerruder, ging nach vorn, wo der Maure stand und tat so,

¹⁵ Hafenstadt in Andalusien, Spanien.

als wenn ich beabsichtigte, hinter ihm etwas aufzuheben, fasste ihn rücklings an und warf ihn kurzer Hand über Bord. Sofort tauchte er wieder auf, denn er schwamm wie Kork und bat mich, ihn wieder hereinzuheben. Er wolle ja, sagte er, mit mir zusammen, in die weite Welt gehen. Da er rasch hinter dem Boot her schwamm, würde er mich, bei dem schwachen Wind, bald erreicht haben. Ich aber eilte in die Kajüte, ergriff eine der Vogel Flinten und rief ihm zu:

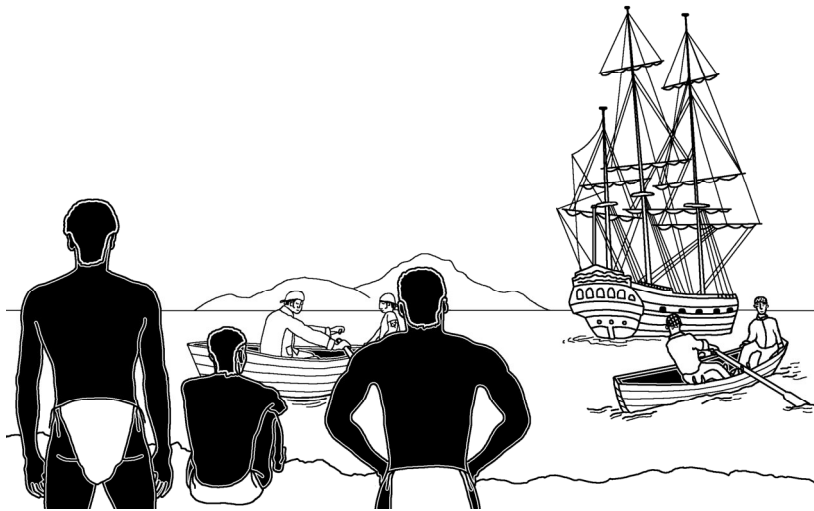
»Wenn du dich ruhig verhältst, werde ich dir nichts zu Leide tun. Du schwimmst gut genug, um das Land erreichen zu können und die See ist ruhig. Mach, dass du fortkommst, dann will ich dich verschonen, wagst du dich aber an das Boot heran, so brenne ich dir eins vor den Kopf, denn ich bin entschlossen, mich zu befreien.«

Hierauf wandte er sich um, schwamm zur Küste und hat diese auch mit Leichtigkeit erreicht; denn er war ein ausgezeichneter Schwimmer. Natürlich hätte ich, ebenso gut, auch den Mauren mit mir nehmen und den Jungen stattdessen ertränken können, aber es war diesem nicht zu trauen. Als er fort war, sagte ich zu dem kleinen Burschen, welcher Xury hieß:

»Hör zu, wenn du mir treu bleibst, will ich etwas Großes aus dir machen, willst du mir aber nicht, beim Barte des Propheten Mohammed und seines Vaters, Treue schwören, so muss ich dich ins Wasser werfen.«

Der Junge lächelte mir ins Gesicht und antwortete mir so treuherzig, dass ich ihm nicht misstrauen konnte: er versprach, mir treu zu sein und mit mir zu gehen, wohin ich wollte.

So lange mich der schwimmende Maure im Auge behalten konnte, steuerte ich das Boot aufs offene Meer hinaus, und zwar so, dass man meinen sollte, wir hätten uns der Meerenge von Gibraltar zugewandt. Jeder vernünftige Mensch sollte dies, wie auch der Maure selbst, vermuten, obwohl niemand es normalerweise für möglich gehalten hätte, dass wir südwärts gesegelt wären, eben zur afrikanischen Küste, an der ganze Völkerschaften von Schwarzen lebten. Diese würden uns mit ihren Kähnen umzingeln und uns umbringen, dort könnten wir auch nirgends landen, ohne Gefahr zu laufen, von Einheimischen oder noch unbarmherzigeren, anderen indigenen Menschen zerrissen zu werden.



Zumindest war es das, was meine Zeitgenossen so behaupteten. Ich hatte diese Mär von ungehobelten »Eingeborenen« nie geglaubt. Es waren eher Schauermärchen, damit nur bestimm-

te Schiffe ihren Weg dorthin fanden, um nicht den großen Fischen unter den Seeräubern und anderen etablierten Ausbeutern ihre Pfründe zu stehen. Dennoch änderte ich aber, sobald die Abenddämmerung hereinbrach, die Richtung unseres Bootes und steuerte direkt nach Südost. Diesen Kurs schlug ich ein, um in der Nähe der Küste zu bleiben. Da wir guten, frischen Wind hatten, kamen wir so schnell vorwärts, dass wir am nächsten Nachmittag, gegen fünfzehn Uhr, uns schon beinahe 150 Meilen südlich von Salé, weit entfernt vom Reich des Kaisers von Marokko und irgendeines andern Herrschers befanden (wir sahen wenigstens keinen Menschen an der Küste). Trotz meiner positiv-kritischen Ansicht zu farbigen Menschen, war meine vorurteilsbeladene Furcht vor ihnen dennoch immer noch groß und ich hatte teilweise eine eingebrannte Angst, ihnen in die Hände zu fallen, dass ich mich nicht entschließen konnte, an Land oder auch nur vor Anker zu gehen.

Der Wind wehte uns noch volle fünf Tage hindurch günstig. Nachdem er sich dann südwärts gedreht hatte, glaubte ich fast sicher, dass unsere eventuellen Verfolger zu Schiff auf uns Jagd gemacht und nun vielleicht doch aufgegeben haben würden. Daher wagte ich mich jetzt an die Küste und warf Anker an der Mündung eines kleinen Flusses. Ich wusste weder, unter welchem Breitengrade, noch in welchem Land, noch bei welchem Volk ich mich befand. Keine Menschenseele ließ sich sehen, auch hatte ich kein Verlangen danach, denn das einzige, wonach ich mich sehnte, war frisches Wasser. Wir gelangten abends in die Flussmündung und beschlossen, sobald es dunkel werden würde, an Land zu schwimmen und die Gegend auszukundschaften. Jedoch vernahmen wir, als es Nacht wurde, einen so fürchterlichen Lärm, ein solches Bellen, Brüllen und Heulen wilder Tiere, Gott

weiß welcher Art, dass mein armer Junge vor Angst sterben wollte und mich flehentlich bat, nicht vor Tagesanbruch ans Ufer zu gehen.

»Gut, Xury«, sagte ich, »dann wollen wir es lassen, aber vielleicht bekommen wir bei Tage Menschen zu sehen, die es gerade so schlecht mit uns meinen, wie diese Löwen.«

»Ei, dann wir schicken ihnen einige Kugeln aufs Fell«, erwiderte Xury lachend, »die ihnen machen Beine.«

Ein wenig Englisch nämlich hatte der Junge, durch den Verkehr mit uns Sklaven, gelernt. Ich war froh, den Jungen so lustig zu sehen und ließ ihn, zur Ermutigung, einen Schluck Rum aus einer der Flaschen meines Patrons nehmen. Übrigens war Xury's Rat gut, daher befolgte ich ihn auch. Wir warfen unseren kleinen Anker aus und lagen die Nacht über still dort. Ans Schlafen war jedoch nicht zu denken. Denn nach einigen Stunden sahen wir gewaltig große »Bestien« verschiedener Art, die wir nicht zu benennen wussten. Sie tauchten am Strand auf und stürzten sich ins Wasser. Sie machten sich das Vergnügen einer Abkühlung und heulten und brüllten dabei in einer Art, wie ich es mein Lebtag nicht wieder gehört habe. Xury war furchtbar erschrocken und ich nicht weniger. Aber wie entsetzten wir uns erst, als eines der Untiere auf unser Boot zugeschwommen kam. Wir konnten es nicht sehen, doch an seinem Schnauben war zu hören, dass es eine ungeheuer große und grimmige Bestie sein musste. Xury behauptete, es sei ein Löwe und es mochte wohl auch einer sein. Der arme Junge schrie, ich sollte den Anker lichten und wegrudern.

»Nein«, erwiderte ich, »wir sollten nur das Kabeltau verlängern und auf das Meer zusteuern, dann können die Tiere uns nicht folgen.«

Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, als ich das Ungeheuer, zu meiner großen Überraschung, uns schon bis auf zwei Ruderlängen nahe anschaute. Sofort eilte ich in die Kajüte, ergriff ein Gewehr und feuerte, worauf sich die Bestie umdrehte und wieder ans Land zurückschwamm. Es ist unmöglich, den fürchterlichen Lärm, das Geschrei und Geheul zu beschreiben, das, unmittelbar an der Küste und weiter ins Land hinein, nach meinem Schuss entstand. So etwas hatten diese Kreaturen wahrscheinlich früher nie gehört. Ich zog daraus den Schluss, dass wir hier, während der Nacht, nicht ans Land gehen sollten und es schien sogar fraglich, ob wir es bei Tage wagen dürften, denn den einheimischen Menschen in die Hände zu geraten, war um nichts besser, als in die Gewalt der wilder Tiere zu kommen, mindestens hatten wir vor beiden gleich große Angst. Trotzdem aber war es nötig, irgendwo zu landen, um Wasser zu holen, wovon wir keinen Tropfen mehr im Boot hatten. Es fragte sich nur, wo wir es wagen sollten. Xury sagte mir, wenn er mit einem der Krüge ans Ufer gehen dürfe und es da überhaupt Wasser gäbe, würde er es schon bekommen. Ich fragte ihn, warum er denn gehen wollte und er es nicht lieber sähe, wenn ich es täte. Er antwortete mir darauf mit solcher Treuherzigkeit, dass ich ihn dadurch für immer lieb gewann.

Mein Knabe Xury.

Der Junge war zwar erst 13 Jahre, hatte aber eine unglaubliche Wirkung auf mich, nicht so sehr reizte mich seine jugendlich erblühte, anmutig schöne Körperlichkeit, sondern viel mehr seine unbekümmerte Tatkraft. Sein liebevolles Wesen hatte mich ordentlich in seinen Bann gezogen. Ich hatte nicht im Traum an eine erotische Anziehung gedacht, aber ich konnte nicht umhin, ihn als so jungen Mensch zu bewundern. Am Abend, bevor wir am nächsten Morgen ans Land aufbrechen wollten, legten wir uns, wie immer, zusammen in meine Kajüte. Diesmal war etwas anders. Kaum hatte ich mich in meine Lagerstatt eingerollt, spürte ich einen kleinen Körper, der sich neben mich gelegt hatte.

»Was machst du da?«, fragte ich ihn verwundert.

»Warum bist du nicht in deinem Bett?!«

»Ich Angst« haben, Meister, sagte er bewusst devot und »du mich sollen beruhigen!«

Kaum hatte er das ausgesprochen, küsste er mich auf den Mund und seine Hand langte unter meine Schlafdecke, um mich an einer unsittlichen Stelle zu berühren. Erschreckt und gleichzeitig in rasender Begierde, stieß ich ihn weg und schrie ihn an: »Du spinnst wohl, kleiner Mann, ich mag zwar Männer, aber du bist noch keiner. Ich würde mich vor Gott versündigen, wenn ich dein Ansinnen erwiderte. Bleib weg mit deiner Hand, dann kannst du zumindest den Schutz meiner Nähe genießen!«

Ich musste zugeben, ich war drauf und dran gewesen, seinem Versuch zu unterliegen, aber ich dachte daran,

dass er in seinem jugendlichen Tun nicht wissen konnte, was er tat und ich ebenso wenig. Deshalb war ich froh, vernünftig geblieben zu sein. Ich umarmte ihn und er weinte leise in mein Nachtkleid hinein. Er wusste, ich liebte ihn, aber dies war die Liebe eines väterlichen Freundes und mehr konnte und durfte es nicht sein.

Jahrzehnte später würde er mir dafür danken, denn er wurde ein bedeutender Mann in seinem Land, mit einer Vielzahl von Ehefrauen und annähernd 30 Kindern. Niemals, so erzählte er mir später, hätte er sich ein solches Vergehen jemals selbst verziehen, zumal er in Wahrheit ein Mann mit Begierden der göttlichen Variante war. Er hatte mich nur um Beistand gefragt und hatte gedacht, er könne und solle es mir auf diese Weise vergelten.

Wir blieben Freunde fürs Leben.

Mein Landgang.

»Wenn kommen wilde Männer«, sagte Xury, »sie essen mich, du weggehen.«

»Nun, Xury«, erwiderte ich, »dann wollen wir alle beide gehen und wenn die einheimischen Männer kommen, schießen wir sie nieder, dann können sie keinen von uns fressen.«

Hierauf gab ich ihm ein Stück Zwieback und ließ ihn einen Schluck Rum aus dem Flaschenkorb nehmen. Dann ruderten wir das Boot möglichst nahe ans Ufer und warteten, nur mit unseren Gewehren und zwei Wasserkrügen ausgerüstet, ans Land. Ich wagte nicht, das Boot aus den Augen zu verlieren, weil ich fürchtete, die Einheimischen kämen in Kähnen den Fluss herunter. Der Junge aber, der, etwa eine Meile landeinwärts, eine Niederung sah, eilte dorthin und gleich darauf, sah ich ihn wieder zurückkehren. Ich glaubte, er sei von Einheimischen verfolgt oder durch ein Tier erschreckt worden und rannte herbei, um ihm zu helfen. Als ich jedoch näher kam, sah ich, dass er etwas über die Schultern hängen hatte, das ich als ein von ihm getötetes Tier erkannte. Es glich einem Hasen, war aber von anderer Farbe und hatte längere Beine. Wir hatten große Freude daran, da es uns eine herrliche Mahlzeit lieferte. Das Beste aber, was Xury mitbrachte, war die Nachricht, dass er gutes Wasser gefunden und keine Einheimischen gesehen hatte.

Xury und ich mochten das Wort «Wilde» nicht, dass in europäischen Breiten für Einheimische, vor allem in Afrika verwendet wurde und obwohl wir beide nur das Allerbeste von allen Menschen dachten, wo auch immer sie herkamen, hatte dieser Begriff immer etwas von Aben-

teuer und »angeborener« Furcht, die uns jedoch irgendwie Spaß machte. Bald darauf merkten wir, dass wir uns um Wasser nicht so große Sorgen zu machen brauchten. Denn ein wenig höher, die Bucht hinauf, in der wir lagen, fanden wir, sobald sich die Flut verlaufen hatte, die nicht tief den Fluss hinein ging, dass das Wasser süß und frisch war. So füllten wir denn unsere Krüge, verschmausten unser Wildpret und machten uns wieder reisefertig. Spuren eines menschlichen Wesens hatten wir in dieser Gegend nicht wahrgenommen. Weil ich schon früher einmal an dieser Küste gewesen war, wusste ich, dass die kanarischen Inseln, sowie die des grünen Vorgebirges, von hier nicht weit entfernt liegen konnten. Da ich aber keine Instrumenten zur Untersuchung des Breitengrades hatte, auf dem wir uns befanden, und ich auch leider nicht genau die Lage dieser Gegend kannte, war ich im Zweifel über die Richtung, die ich zu ihnen einzuschlagen hätte. Hingegen wäre es eine Leichtigkeit gewesen, sie, entfernungsmäßig, gut zu erreichen.

Ich hatte meine Hoffnung darauf gesetzt, dass mir, wenn ich mich immer längs der Küste entlang hielt, bis ich in die Region käme, wo die Engländer ihren Handel trieben, eines von ihren Schiffen auftauchen und uns aufnehmen könnte. Soviel, wie ich nach meiner Berechnung herausgefunden hatte, musste ich damals in der Gegend gewesen sein, die zwischen dem Kaiserreich Marokko und anderen afrikanischen Staaten liegt und wo die Küste nur von »Bestien« bewohnt ist. Die Afrikaner hatten diesen Landstrich verlassen und sich, aus Furcht vor den Mauern, nach Süden zurückgezogen, während die Mauren die Gegend, wegen ihrer Unfruchtbarkeit, nicht für anbaufähig hielten. Beide Völkerschaften haben auch deshalb diesen Landstrich aufgegeben, weil so erstaunlich viele Tiger, Löwen, Leoparden und andere wilde Tiere dort hausten.

Die Farbigen benutzen die Gegend daher nur zum Jagen, indem sie wie kleine Armeen, zu zwei- bis dreitausend Mann, dorthin zogen. Beinahe hundert Meilen lang, sahen wir an der Küste nur wüstes Land, bei Tag wie ausgestorben, nachts erfüllt vom Geheul und Gebrüll der »Bestien«. Ein- oder zweimal glaubte ich den Pik¹⁶ von Teneriffa zu erblicken und hatte große Lust, dorthin zu steuern, nach mehrmaligen vergeblichen Versuchen aber, durch widrigen Wind gezwungen und auch, weil die See für mein kleines Fahrzeug zu hoch stieg, beschloss ich, mich nach meinem früheren Plan, entlang der Küste zu halten. Mehrmals musste ich an Land zu gehen, um frisches Wasser zu holen. Eines Tages warfen wir früh am Morgen, unter einem ziemlich hoch gelegenen Küstenmassiv, Anker. Die Flut stieg und wir wollten sie abwarten, um mit ihr weiter zu fahren.

Xury, der seine Augen flinker, als ich, überall hatte, rief mir leise zu, es sei besser, wenn wir uns von der Küste abwendeten, »denn«, sagte er, »dort liegt ein schreckliches Ungeheuer neben dem Hügel und schläft«.

Ich sah in die angedeutete Richtung und erblickte wirklich ein scheußliches Untier. Es war ein sehr großer Löwe, der am Ufer im Schatten eines Hügelvorsprungs lag.

»Xury«, sagte ich, »du musst ans Land und ihn abmurcksen.« Xury schauderte und erwiderte: »Ich murcksen? Er mich essen auf einen Bissen.«

Da ließ ich den Jungen sich still verhalten, nahm unsere größte Flinte, lud sie stark mit Pulver und mit zwei Kugeln und legte sie neben mich. In ein anderes Gewehr gab ich

¹⁶ Ein schneebedeckter Berg mit diesem Namen auf Teneriffa.

zwei Kugeln, in ein drittes (denn wir hatten drei) fünf Kugeln mit kleinerem Kaliber. Beim ersten Schuss zielte ich bei der Bestie scharf auf den Kopf, nur hatte sie ihre Tatze ein wenig über die Schnauze gelegt, so dass sie die Kugeln über dem Knie trafen und ihr nur den Gelenkknochen zerschmetterten. Der Löwe sprang auf, knurrte anfangs leise, merkte aber, dass sein Bein zerschossen war, sank nieder und stellte sich dann auf drei Beine, indem er das schrecklichste Gebrüll losließ, das ich je vernommen hatte. Ich war erschrocken, dass ich den Kopf verfehlt hatte, griff aber sofort nach dem zweiten Gewehr und gab abermals Feuer, wonach der Feind ausreißen wollte. Ich traf ihn diesmal doch in den Kopf und sah mit Vergnügen, wie er zusammenbrach und, ohne großen Lärm, seinen Todeskampf kämpfte.

Jetzt bekam Xury Courage und wollte ans Land. »Gut«, sagte ich, »geh.« Darauf sprang er ins Wasser, nahm in die eine Hand eine kleine Flinte, schwamm mit der anderen ans Ufer, begab sich dicht an das Tier heran, hielt ihm das Gewehr nahe vors Ohr und machte ihm, mit einem neuen Schuss in den Kopf, vollends den Garaus. Dieses Wildpret lieferte uns aber nichts zu essen und es tat mir leid, drei Schüsse an ein Tier verschwendet zu haben, mit dem wir nichts anfangen konnten. Xury aber sagte, etwas wolle er doch davon profitieren und bat mich um das Beil.

»Wozu, Xury?« fragte ich.

»Kopf abhauen«, antwortete er. Jedoch gelang ihm das nicht und er brachte nur eine ungeheuer große Tatze mit zurück.

Ich hatte unterdessen überlegt, dass uns vielleicht das

Fell von einigem Wert sein könnte und beschloss, es abzuziehen. So machte ich mich denn mit Xury ans Werk. Der Junge aber leistete dabei viel mehr als ich, denn ich verstand mich schlecht auf die Sache. Die Arbeit nahm einen ganzen Tag in Anspruch, bis wir zuletzt das Fell davontrugen. Wir spannten es über das Dach unserer Kajüte aus, wo es die Sonne rasch trocknete, dann benutzte ich es als Decke für mein Lager. Nach diesem Aufenthalt, segelten wir zehn bis zwölf Tage in einem südwärts weiter. Jetzt gingen wir mit unserem Proviant, der nun stark reduziert war, sehr sparsam um. Ans Land wagten wir uns nur, um Wasser zu holen. Mein Plan war, zu versuchen, ob wir Gambia oder den Senegal, das heißt die Gegend des grünen Vorgebirges erreichen könnten, wo ich hoffen durfte, einem europäischen Schiff zu begegnen. Geschah dies nicht, so blieb mir nichts übrig, als zu den Kapverdischen Inseln zu steuern oder bei den Afrikanern umzukommen. Ich wusste, dass alle europäischen Schiffe, die zur guinesischen Küste oder nach Brasilien oder Ostindien segelten, auf dem grünen Vorgebirge oder diesen Inseln Station machen. So setzte ich denn mein ganzes Geschick auf die eine Nummer: Entweder begegnete ich einem Schiff oder ich war verloren. Als ich in dieser Ungewissheit, etwa zehn Tage hindurch gesegelt war, begann ich wahrzunehmen, dass die Küste bewohnt war. An mehreren Stellen sahen wir, im Vorbeifahren, Leute am Ufer stehen, die uns beobachteten. Wir konnten auch erkennen, dass sie ganz schwarz und völlig nackt waren. Einmal bekam ich Lust, zu ihnen ans Land zu gehen, aber Xury riet mir ab und sagte: »Nicht gehen, nein, nicht gehen.«

Dennoch näherte ich mich der Küste so weit, dass ich mit den Leuten sprechen konnte. Sie liefen eine geraume Strecke, neben dem Schiff, die Küste entlang. Waffen

hatten sie nicht, außer einem einzigen, der einen langen dünnen Stab trug, den Xury als eine Lanze bezeichnete, mit der diese Leute, auf weite Entfernung, mit großer Sicherheit werfen konnten. Deshalb hielt ich mich in gehöriger Ferne, redete aber, so gut es ging, durch Zeichen mit ihnen und gab ihnen insbesondere zu verstehen, dass ich etwas zu essen haben wollte. Sie forderten mich durch Winken auf, das Boot anzuhalten und deuteten an, sie würden dann Speisen für mich herbeischaffen. Hierauf zog ich die Segel ein und legte bei, während zwei der Afrikaner landeinwärts liefen. Nach kaum einer halben Stunde, kamen sie mit zwei Stück geröstetem Brot und etwas Korn zurück. Ohne zu wissen, was es war, waren wir doch entschlossen, es anzunehmen, nur stellte sich die Frage, wie wir es erhalten könnten.

Denn ans Land zu gehen, wagte ich nicht. Die guten Leute aber schienen sich ebenso sehr vor uns zu fürchten, wie wir vor ihnen. Endlich fanden sie einen guten Ausweg. Sie legten die Sachen auf die Erde nieder und zogen sich eine weitere Strecke zurück, bis wir ihre Gaben an Bord gebracht hatten, dann kamen sie wieder ans Ufer heran. Wir machten ihnen Zeichen des Danks, da wir sonst nichts zu bieten hatten. Gleich darauf aber, hatten wir die Gelegenheit, ihnen einen großen Dienst zu leisten. Es kamen nämlich zwei gewaltige Tiere, eines verfolgte das andere, von den Bergen herab zum Meer heruntergelaufen. Wir konnten nicht erkennen, ob etwa die Brunst das Männchen das Weibchen jagen hieß oder ob die Bestien wütend aufeinander waren, ebenso wenig, ob eine solche Sache hierzulande alltäglich oder ungewöhnlich war. Doch ich glaube, es war das Letztere. Einmal, weil sich solche wilden Tiere regelmäßig nur nachts zeigen und dann, weil die Leute am Ufer, besonders die Frauen, sehr erschrocken schienen. Alle, außer

dem Mann mit der Lanze, flohen. Die Bestien dachten jedoch nicht daran, die Afrikaner zu verfolgen, sie stürzten sich vielmehr, ohne Weiteres, ins Wasser und schwammen darin umher, als ob sie sich einen Spaß machen wollten. Schließlich kam eins der Tiere dem Boot näher. Ich legte mich auf die Lauer, ein Gewehr schussfertig in der Hand. Zuvor hatte ich Xury gebeten, die anderen beiden Flinten zu laden. Sobald das Tier in Schussweite kam, feuerte ich und traf es gerade vor den Kopf. Schnell sank es unter, kam aber gleich wieder in die Höhe und tauchte im Todeskampf auf und nieder. Es hatte sich unverzüglich in Richtung Ufer gewandt, doch noch ehe es das Ufer erreichte, starb es durch die tödliche Wunde und das verschluckte Wasser. Es ist unmöglich, das Erstaunen der armen Leute über den Knall und das Feuer meines Gewehrs zu schildern. Einige von ihnen wollten vor Furcht sterben und fielen wie tot, vor Schrecken um. Als sie aber die Bestie leblos und ins Wasser versunken sahen und ich ihnen zugewunken hatte, ans Ufer zu kommen, fassten sie Mut, näherten sich und fingen an, das Tier zu suchen. Es schwamm in seinem Blut, von dem sich das Wasser gefärbt hatte. Ich schlang ihm ein Seil um den Leib, das ich den Afrikanern zuwarf, die das tote Tier damit an den Strand zogen. Es war ein ungemein schöner und wundervoll gefleckter Leopard. Die Farbigen schlugen vor Verwunderung über das Ding, womit ich ihn getötet hatte, die Hände über dem Kopf zusammen.

Die andere Bestie, erschreckt durch Blitz und Knall des Schusses, schwamm ans Land und rannte zum Berg zurück, woher es gekommen war. Wegen der Entfernung konnte ich nicht erkennen, was es für ein Tier war. Ich merkte, dass die Afrikaner Lust hatten, den toten Leoparden zu verzehren und war auch gern bereit, ihn ihnen zu überlassen. Daher gab ich ihnen das durch Zeichen zu

verstehen und sie schienen sehr dankbar dafür. Sofort machten sie sich an die Arbeit und zogen ihm, mit einem scharfen Stück Holz, das Fell rascher ab, als wir es mit unseren Messern gekonnt hätten. Sie boten mir etwas von dem Fleisch an, was ich jedoch ablehnte, dagegen winkte ich ihnen, sie sollten mir das Fell geben, was sie denn auch sehr bereitwillig taten. Sie brachten mir ferner noch eine große Menge von Lebensmitteln, die ich zwar nicht kannte, aber dennoch annahm. Ich machte ihnen dann durch Zeichen begreiflich, dass ich Wasser bräuchte, indem ich ihnen einen von meinen Krügen umgekehrt zeigte, um damit anzudeuten, dass er leer sei. Sofort kamen, auf ihren Ruf hin, zwei Frauen und trugen ein großes, tönernes Gefäß, das, wie ich vermute, in der Sonne gebrannt worden war. Sie setzten es in der früher erwähnten Weise ab, ich schickte Xury ans Ufer und ließ meine drei Krüge alle füllen. Die Frauen waren ganz und gar nackt, wie auch die Männer.

Jetzt hatte ich essbare Wurzeln, Korn und Wasser in rauhen Mengen. Nachdem ich diese freundlichen Schwarzen verlassen hatte, segelte ich etwa elf Tage weiter, ohne der Küste nahe zu kommen, bis ich ungefähr fünf Meilen vor mir, eine weit in die See ragende Landspitze bemerkte. Da das Meer sehr ruhig war, steuerte ich vom Land weg, um diese Spitze zu umsegeln. Endlich, nachdem ich etwa zwei deutsche Meilen an dem gedachten Punkt vorüber war, erblickte ich, vollkommen deutlich, auch seewärts auf der anderen Seite, Land, woraus ich den begründeten Schluss zog, dies sei das grüne Vorgebirge und dieses Land seien die, nach diesem benannten Kapverdischen Inseln (grünes Kap). Jedoch lagen sie mir noch zu weit weg und ich wusste nicht, nach welcher Seite ich mich wenden sollte, denn wenn sich ein frischer Wind erhob, war es leicht möglich, dass ich keine von beiden

erreichte. In dieser zweifelhaften Lage, ging ich gedankenvoll in die Kajüte und setzte mich, nachdem ich Xury das Ruder übergeben hatte, dort hin. Plötzlich rief der Junge:

»Herr, ein Schiff, ein Segelschiff!«

Der arme Teufel war vor Schreck ganz außer sich, weil er meinte, es müsse bestimmt eines von den uns verfolgenden Schiffen unseres Patrons sein, während ich aber wusste, dass wir uns längst außerhalb seines Bereich befanden. Ich sprang aus der Kajüte und sah nicht nur das Schiff, sondern erkannte es auch sofort als ein portugiesisches. Anfangs glaubte ich, es sei zur guineischen Küste zum Farbigenhandel bestimmt, jedoch wurde mir, bei genauerer Betrachtung seines Kurses, klar, dass es anderswohin fuhr und nicht aufs Land zusteuerte. Ich drehte mich deshalb, mit vollen Segeln, in das offene Meer, entschlossen, wenn es möglich sei, mit den Leuten im Schiff zu verhandeln. Aller Anstrengung zum Trotz, erkannte ich aber bald, dass ich sie nicht einholen würde und dass sie mir aus den Augen fuhren, ehe ich in der Lage sein würde, ein Zeichen zu geben. Schon fing ich an zu verzweifeln, als sie mich, wie es schien, aus ihrer Perspektive bemerkte und wahrgenommen hatten, dass mein Boot ein europäisches war, das vermutlich zu einem verlorenen Schiff gehörte. Sie zogen die Segel ein und ließen mich herankommen. Hierdurch ermutigt, hisste ich die Flagge meines ehemaligen Patrons und feuerte als weiteres Notsignal einen Schuss ab. Sofort drehten sie das Schiff bei und nach ungefähr drei Stunden hatte ich sie erreicht. Sie fragten mich nacheinander auf portugiesisch, spanisch und französisch, was ich für ein Landsmann sei. Ich verstand aber keine dieser Sprachen. Endlich sprach mich ein schottischer Matrose, der an Bord war, an und ich

erwiderte, dass ich Engländer und aus der Maurenklaverei von Salé entflohen sei. Hierauf luden sie mich ein, an Bord zu kommen und nahmen mich, mit all meiner Habe, freundlich auf. Ich war, wie jede:r glauben wird, unbeschreiblich froh, auf diese Art aus einer so elenden und fast hoffnungslosen Lage befreit worden zu sein. Sofort bot ich alles, was ich hatte, dem Schiffskapitän als Lohn für meine Befreiung an. Er aber erwiderte mir großzügig, er werde nichts annehmen, es solle mir vielmehr all meine Habe wieder zurückgebracht werden, sobald wir nach Brasilien kämen.

»Denn«, sagte er, »ich habe Ihnen das Leben nur aus dem Grunde gerettet, aus dem ich mir selber in ähnlicher Lage Rettung wünschen würde. Vielleicht werde ich früher oder später einmal in gleicher Weise von jemandem aufgenommen werden müssen. Obendrein«, fuhr er fort, »wenn ich Sie so weit von der Heimat weg brächte, wie Brasilien entfernt ist und Ihnen dann Ihre Habe abnähme, so müssten Sie doch Hungers sterben und ich hätte Ihnen dann ja das wieder genommen, was ich Ihnen gerade erst gegeben habe. Nein, nein, Sennor Inglese, ich will Sie umsonst mitnehmen und Ihre Sachen werden Ihnen dort Unterhalt verschaffen und die Heimreise ermöglichen«. So liebevoll, wie er sprach, so freundlich handelte er auch. Er untersagte den Matrosen, das Geringste unter meinen Sachen anzurühren; dann nahm er diese in eigenes Gewahrsam und händigte mir ein genaues Verzeichnis der Sachen aus, damit ich sie alle, sogar meine drei tönernen Krüge, wiederbekam. Mein Boot war ein treffliches Gefährt. Der Kapitän bemerkte das und fragte mich, ob ich es wohl an sein Schiff verkaufen und was ich dafür haben wolle. Ich antwortete, er sei so edelmütig in jeder Hinsicht mir gegenüber, dass ich für das Boot gar nichts nehmen wolle, sondern es ihm ganz überlassen

würde. Er aber erwiderte, er wolle mir einen Schuldschein auf achtzig Goldstücke für Brasilien geben und wenn mir dort jemand mehr böte, so würde er auch das zahlen. Dann bot er mir sechzig Goldstücke für meinen Jungen, den Xury. Hierzu aber hatte ich keine Lust, nicht weil ich den Buben dem Kapitän nicht gern überlassen hätte, sondern weil es mir leid tat, seine Freiheit zu verkaufen, nachdem er mir so treuen Beistand geleistet hatte. Als ich dies dem Kapitän vorstellte, fand er es gerechtfertigt und schlug vor, dass er dem Jungen durch eine Urkunde versprechen wolle, ihn nach zehn Jahren, wenn er Christ geworden sei, wieder frei zu geben. Hierauf und da Xury auch einwilligte, überließ ich ihn dem Kapitän. Diese Regelung fiel mir ausgesprochen schwer, da ich Xury recht lieb gewonnen hatte, aber, da er selbst einwilligte, war der Schmerz nur halb so schlimm.

Brasilien.

Wir hatten eine sehr gute Reise nach Brasilien und warfen, schon nach etwa drei Wochen, in der Allerheiligenbucht Anker. Nun war ich auf einmal aus der jämmerlichsten Lebenslage befreit und ich überlegte, was ich in Zukunft anfangen wollte. Das edelmütige Benehmen des Kapitäns, mir gegenüber, werde ich nie vergessen. Er nahm für die Überfahrt nichts von mir und gab mir obendrein zwanzig Dukaten für das Leopardenfell und vierzig für das Löwenfell, auch ließ er mir pünktlich alles, was im Schiff mir gehörte, ausliefern. Wenn ich Lust hatte, etwas davon zu verkaufen, z. B. den Flaschenkorb, zwei meiner Gewehre und den Rest des Wachses, kaufte er es mir ab. Kurz, ich verkaufte aus meiner Habe einen Gegenwert von zweihundert spanischen Speziestaler.¹⁷ Mit diesem Kapital ging ich in Brasilien an Land. Kurze Zeit darauf, empfahl mich der Kapitän an einen Mann von gleicher Redlichkeit, wie er selbst war. Dieser besaß ein Ingenio, das heißt eine Zuckerplantage. Auf dieser hielt ich mich eine Zeitlang auf und wurde dadurch mit der Kultur und Fertigung des Zuckers bekannt. Da ich sah, welches angenehme Leben die Pflanzer führten und wie rasch sie reich wurden, entschloss ich mich, wenn mir die dortige Niederlassung gestattet würde, gleichfalls Pflanzer zu werden und mir, zu diesem Zweck, mein in London hinterlassenes Geld schicken zu lassen. Ich ließ mich deshalb durch eine Urkunde einbürgern, kaufte so viel Land, wie mit meinem Kapital möglich war und machte einen Plan zu einer Bewirtschaftung, wie es mir mein in England befindliches Geld ermöglichen würde. Ich hatte einen Portugiesen aus Lissabon, namens Wells zum Nachbarn, der aber englische Eltern hatte, der sich ungefähr in

¹⁷ Ein vom 17.-19. Jhd. verbreiteter Typ von Silbermünzen, Wert nicht zu ermitteln.

gleichen Umständen befand wie ich. Wir wurden miteinander gut bekannt. Sein Betriebskapital war, wie das meine, nur gering und unsere Pflanzung verschaffte uns, etwa zwei Jahre hindurch, wenig mehr, als den Lebensunterhalt.

Inzwischen begannen wir uns zu vergrößern und unser Land zu verbessern, so dass wir im dritten Jahr schon etwas Tabak anpflanzen und jeder von uns ein großes Stück Land für den Zuckeranbau für das folgende Jahr vorbereiten konnte. Beide aber hatten wir Hilfe nötig und jetzt wurde es für mich fühlbar, dass es eine Torheit von mir gewesen war, mich von Xury zu trennen. Auch vermisste ich stark seine Nähe und seine lustige Art, sich auszudrücken. Manchesmal blickte ich zu dieser einen Nacht zurück, als er zu mir in meinen Schlafplatz kam und mehr von mir wollte, als es mir lieb war. Ich muss zugeben, ich bereute meine Abweisung manchesmal, obgleich ich ob der Entscheidung letztendlich doch froh war. Aber ach! Es ist kein Wunder, dass ich, der ich es nie vernünftig angefangen hatte, auch diesmal verkehrt gehandelt hatte. Das war nun nicht wieder gutzumachen. Ich hatte mich jetzt auf ein Leben eingelassen, das meiner ganzen Natur entgegenstand und völlig verschieden von dem war, an dem ich Gefallen fand, weswegen ich das Vaterhaus verlassen und den väterlichen Rat in den Wind geschlagen hatte.

Jetzt befand ich mich auf der Mittelstraße des Lebens, die ich zu Hause auch hätte gehen können, ohne mich in der Welt so abzuplagen, wie ich es nun tat. Oft sagte ich zu mir selbst: <Diese Art Leben konntest du auch in England, in deiner Sippschaft führen und brauchtest nicht deswegen fünftausend englische Meilen unter Fremde und zu Einheimischen in eine Wüste zu gehen, wo man

von dem Fleckchen Erde, das deine Heimat ist, niemals ein Wort gehört hatte.> So sah ich meine Lage mit immer größerem Missvergnügen an. Ich hatte niemand anders, mit dem ich Umgang hatte, außer eben der Nachbar, mit dem ich mich manchmal auch privat traf. Was zu arbeiten war, musste ich mit eigenen Händen tun und ich kam mir vor, wie jemand, der auf eine einsame Insel verschlagen ist. Aber das sollte erst noch kommen.

Jede:r möge bedenken, dass, wenn jemand seine eigene, gegenwärtige Lage ungerecht beurteilt, ihn die Vorsehung leicht zu einem Tausch zwingen kann, damit er durch die Erfahrung lernt, wie glücklich er früher gewesen war. Ein einsames Leben auf einem öden Eiland, an das ich damals dachte, sollte mir noch dereinst beschieden sein. Oft hatte ich, ungerechterweise, damit mein damaliges Leben verglichen, das mich, wenn es länger gedauert hätte, sehr wahrscheinlich zu einem begüterten und reichen Mann gemacht hätte. Ich hatte meine Plantage schon einigermaßen in einen guten Zustand gebracht, als der Schiffskapitän, der mich auf der See mitgenommen hatte, die Rückreise antrat. Das Schiff hatte nämlich, bis die Ladung und die Reisevorbereitungen beendet waren, beinahe drei Monate dort gelegen. Als ich meinem Freunde sagte, dass ich ein kleines Kapital in London hinterlassen hätte, erwiderte er in seiner freundlichen und aufrichtigen Art:

»Sennor Inglese (denn so nannte er mich immer), wenn Sie mir Briefe und eine Vollmacht mitgeben wollen, mit dem Auftrag an die Person, die Ihr Geld in London hat, um dies nach Lissabon zu schicken und zwar in der Währung, die dort gilt, so werde ich es Ihnen, so Gott will, bei meiner Rückkehr mitbringen. Doch weil menschliche Dinge dem Wechsel und Missgeschick so sehr unterworfen sind, rate

ich Ihnen, nur die Hälfte Ihres Kapitals, hundert Pfund Sterling¹⁸, kommen zu lassen und dem Glück anzuvertrauen. Kommt dies Geld richtig hier an, dann können Sie ja den Rest in gleicher Weise beziehen. Geht es jedoch verloren, so haben Sie wenigstens die Hälfte gerettet.«

Dies war ein so vernünftiger Rat, dass ich ihn nicht ausschlagen durfte. Ich verfasste daher Briefe an die Frau in London, die mein Geld verwaltete und eine Vollmacht für den portugiesischen Kapitän, wie mein Freund es mir geraten hatte. Der Kapitänswitwe gab ich einen ausführlichen Bericht über meine Abenteuer, erzählte ihr von meiner Sklaverei und Flucht, von der Begegnung mit dem portugiesischen Kapitän und seinem menschenfreundlichen Benehmen, von meiner gegenwärtigen Lage und erteilte ihr die nötige Anweisung zur Übersendung des Geldes. Als mein Freund nach Lissabon kam, gelang es ihm, durch einen englischen Kaufmann, sowohl die Anweisung, als auch meinen mündlichen Bericht über meine Erlebnisse, nach London zu überbringen. Die Witwe sandte daraufhin, außer das Geld, noch aus eigener Tasche ein sehr schönes Geschenk an den portugiesischen Kapitän, für sein liebevolles Verhalten mir gegenüber. Der Londoner Kaufmann legte die hundert Pfund¹⁹ in englischen Waren an, wie es der Kapitän vorgeschrieben hatte, schickte sie sofort nach Lissabon und Letzterer brachte sie wohlbehalten nach Brasilien. Es befanden sich darunter (der Anordnung des Kapitäns gemäß, denn ich verstand zu wenig von der Sache) alle Arten Werkzeuge, Eisenwaren und andere Dinge, die ich auf meiner Pflanzung gut gebrauchen konnte.

¹⁸ 21.800 Euro, Erläuterungen und Quelle, siehe Fußnote 3.

¹⁹ 21.800 Euro, Erläuterungen und Quelle, siehe Fußnote 3.

Als die Sendung angekommen war, dachte ich, ich hätte mein Glück gemacht, so voll freudiger Zuversicht war ich. Mein guter Kapitän hatte die fünf Pfund Sterling²⁰, die ihm meine Freundin zum Geschenk gemacht hatte, dazu verwandt, für mich für sechs Jahre einen Diener zu mieten. Er nahm dafür nichts als Ausgleich, als ein wenig Tabak, den ich selbst gezogen hatte. Meine Waren bestanden aus lauter englischen Manufaktursachen, aus Tüchern, Stoffen und solchen Dingen, die in Brasilien besonders gesucht waren, so konnte ich sie mit Gewinn verkaufen. So löste ich denn das Vierfache des Einkaufspreises aus meiner ersten Ladung aus und war nun meinem armen Nachbarn weit an Mitteln überlegen. Das Erste, was ich nun tat, war, dass ich mir farbige Mitarbeiter anstellte und außer dem europäischen Diener, den der Kapitän mitgebracht hatte, noch einen Weiteren mietete. Wie aber der Missbrauch des Glücks oftmals unser größtes Unglück herbeiführt, so war es auch bei mir. Meine Pflanzung nahm im nächsten Jahr einen großen Aufschwung. Ich erntete fünfzig schwere Rollen Tabak, außer dem, was ich an meinen Nachbarn überlassen hatte. Diese fünfzig Rollen, die jede über hundert Zentner wog, wurden, gut verwahrt, gelagert, bis zur Rückkehr der Lissabonner Schiffe. Jetzt aber füllte mir mein wachsender Reichtum den Kopf mit allerlei Hirngespinnsten, die über meine Mittel hinausgingen, wie so etwas schon oft die gescheiterten Geschäftsleute ruiniert hatte. Wäre ich in meiner damaligen Lage geblieben, so hätte sich mein Glück noch weiter vergrößert, weswegen mein Vater mir so eindringlich ein ruhiges, stilles Leben empfohlen hatte.

Nur warteten andere Dinge auf mich. Ich sollte noch der willfähige Schmied meines eigenen Unglücks werden.

²⁰ 1.090 Euro, Erläuterungen und Quelle, siehe Fußnote 3.

Ich sollte das Maß meiner Torheit weiter füllen und für Selbstbetrachtungen, zu denen ich später Zeit genug haben sollte, noch mehr Stoff sammeln. All mein Missgeschick aber, wurde herbeigeführt durch meine törichte Neigung zu einem unsteten Leben. Entgegen klarster Beweise, dass mir das Verharren in meinem jetzigen Leben am besten bekommen würde, verfolgte mich diese meine Unrast unablässig weiter. Wie ich einst meinen Eltern entlaufen war, so konnte ich auch jetzt nicht in zufriedener Ruhe leben. Ich musste auf und davon und der glücklichen Aussicht, ein reicher Mann auf meiner neuen Pflanzung zu werden, den Rücken kehren. Nur das unmäßige Verlangen, höher zu steigen, als es meiner Natur angemessen war, trieb mich dazu und so stürzte ich mich denn in den tiefsten Abgrund menschlichen Elends, in die je eine:r geraten war und in der nicht leicht ein:e andere:r, sich Leben und Gesundheit erhalten haben würde.

Ich werde jetzt den Faden meiner Geschichte wieder im Zusammenhang verfolgen. Wie man denken kann, hatte ich nach vierjährigem Aufenthalt in Brasilien und nachdem sich meine Pflanzung gut entwickelt hatten, nicht nur die Landessprache gelernt, sondern auch Bekannte und Freunde unter meinen Pflanzerkollegen und den Kaufleuten in St. Salvador gewonnen. Bei meinen Gesprächen mit ihnen war auch oft von meinen beiden Reisen an die Küste von Guinea, von der Art und Weise des Handels mit den Afrikanern und auch davon die Rede gewesen, wie leicht es sei, sich dort für Kleinigkeiten, wie Spielwaren, Glasperlen, Messer, Scheren, Beile und dergleichen, nicht nur Goldstaub, Guineakorn, Elefantenzähne etc., sondern auch Schwarze zur Sklavenarbeit, in Brasilien zu erhandeln. Da ich Sklavenhandel verabscheute, kam das Letztere für mich nicht in Frage. Ich lauschte bei diesen Informationen mit gespannter Auf-

merksamkeit, vorzüglich aber auf das, was den Ankauf von Schwarzen anging. Damals wurde der Handel mit diesen noch nicht stark betrieben. Er stand unter der Oberaufsicht der Könige von Spanien und Portugal und die Einkünfte flossen in die königlichen Kassen, daher wurden nur wenig Farbige nach Brasilien gebracht und diese kosteten viel Geld. Einmal, nachdem ich mich mit einigen Pflanzern und Kaufleuten über diese Dinge unterhalten hatte, kamen am nächsten Morgen drei von ihnen zu mir und sagten, sie hätten sich diese Angelegenheit reiflich überlegt und wollten mir einen Vorschlag machen. Ich musste Verschwiegenheit geloben und hierauf teilten sie mir mit, dass sie Lust hätten, ein Schiff nach Guinea zu schicken. Es fehlte ihnen, auf ihren Pflanzungen, nämlich an nichts so sehr, wie an Arbeitern. Weil sie jedoch keinen öffentlichen Handel mit Sklaven treiben dürften, so beabsichtigten sie, nur eine einzige Reise zu machen, die erkauften Sklaven heimlich ins Land zu bringen und dann unter sich zu teilen. Es frage sich nun, ob ich als ihr Supercargo²¹ die Expedition mit dem Schiff leiten wollte. Als Vergütung sollte ich einen gleichen Anteil der Farbigen bekommen, wie sie, ohne zum Ankaufskapital etwas beisteuern zu müssen. Dies wäre ein lockendes Angebot für jemand gewesen, der nicht eine eigene Pflanzung zu überwachen gehabt hätte, die auf dem besten Wege war, sich zu vergrößern, Für mich aber, der ich einen guten Anfang gemacht hatte und nur so fortzufahren brauchte, um mir, mit Hilfe meiner anderen hundert Pfund²² aus England, innerhalb von drei oder vier Jahren, sicherlich ein Vermögen von drei- bis viertausend Pfund²³ Sterling erwerben könnte, war der bloße Gedanke an eine solche

²¹ Eine Person, die ermächtigt ist, eine Schiffs- oder Luftfracht zu begleiten und zu kontrollieren.

²² 21.800 Euro, Erläuterungen und Quelle, siehe Fußnote 3.

²³ 654.000 bzw. 872.000 Euro, Erläuterungen und Quelle, siehe Fußnote 3.

Reise, das Unsinnigste, dessen ich mich schuldig machen konnte. Der Hauptgrund, dass ich das Angebot ablehnte, war, wie bereits beschrieben, dass ich Sklavenhandel grundsätzlich ablehnte.

Jedoch hatte ich nun einmal die Bestimmung, mich zu Grunde zu richten und deshalb konnte ich dem Angebot, nach ein paar schlaflosen Nächten, ebenso wenig widerstehen, wie ich einst dem guten Rat meines Vaters folgen konnte. Kurz, ich sagte jenen Leuten, dass ich von Herzen gern die Reise machen wollte, wenn sie versprechen, während meiner Abwesenheit für meine Pflanzung zu sorgen und sie, wenn ich umkommen sollte, an die von mir bestimmten Personen zu überliefern. Sie gingen hierauf ein und stellten mir ein urkundliches Versprechen darüber aus. Ich fasste dann ein förmliches Testament ab. Darin verfügte ich über meine Pflanzung und über meine sonstige Habe und, für den Fall meines Todes, ernannte ich den Kapitän, meinen Lebensretter, zum Universalerben, mit der Bestimmung, dass er die Hälfte meines Besitztums für sich behalten, die andere Hälfte verkaufen und den Ertrag nach England schicken solle. So traf ich allerdings die besten Maßregeln, um die Zukunft meines Vermögens zu sichern. Hätte ich nur halb so viel Nachdenken auf das verwandt, was mein wahres Interesse forderte und was ich tun und lassen sollte, so würde ich sicherlich nicht meine günstige Lage aufgegeben und eine Seereise angetreten haben. Auf dieser Reise erwarteten mich ihre gewöhnlichen Gefahren und obendrein noch, ganz besondere Fähigkeiten, so nahm ich, nach meiner Erfahrung, zumindest an. Ich aber, folgte blindlings den Verlockungen meiner Einbildungskraft und hörte nicht auf die Stimme der Vernunft. Das Schiff wurde ausgerüstet, die Ladung geliefert und alles, der Verabredung gemäß, von meinen Kompagnons umgesetzt.

In schlimmer Stunde ging ich an Bord, am 1. September 1659, just an dem Tag, an dem ich, acht Jahre zuvor, meinen Eltern in Hull entflohen war, ihren Geboten getrotzt und mein eigenes Glück törichterweise verscherzt hatte.

Unser Schiff war etwa 120 Tonnen schwer, führte sechs Kanonen und eine Mannschaft von vierzehn Leuten außer dem Kapitän, dem Schiffsjungen und mir. Wir hatten keine schwere Ladung, sondern nur solche Waren, die sich zum Handel mit den Schwarzen eigneten: Perlen, Muscheln und allerlei Kleinigkeiten, wie kleine Spiegel, Messer, Scheren, Beile und dergleichen. Noch an dem Tag, an dem ich an Bord ging, lichteten wir die Anker. Wir hielten uns zunächst nordwärts an der brasilianischen Küste entlang, um dann vom 10. oder 12. Grad nördlicher Breite aus, hinüber nach Afrika zu steuern, das der gewöhnliche Kurs dorthin, in dieser Jahreszeit war. Wir hatten, bis auf die große Hitze bei der Küstenfahrt, sehr gutes Wetter. In Höhe von St. Augustin, nahmen wir, als wir das Land aus dem Blick verloren hatten, den Weg seewärts, als ob wir zur Insel Fernando de Noronha (etwa 350 KM östlich des brasilianischen Festlands) wollten, die wir jedoch östlich liegen ließen. Nach zwölf-tägiger Fahrt, passierten wir die Linie und hatten gerade, nach unserer Berechnung, 7°22' nördlicher Breite erreicht, als ein heftiger Orkan uns gänzlich desorientierte.

Er erhob sich von Südost, drehte sich dann nach Nordwest und blieb hierauf in Nordost stehen. Von dort blies er, in so furchtbarer Weise, zwölf Tage hindurch, dass wir weiter nichts tun konnten, als uns von der Wut der Windsbraut wegtreiben lassen. Ich brauche kaum zu sagen, dass ich während dieser ganzen Zeit, jeden Tag meinen Untergang erwartete und dass niemand im Schiff hoffte, mit dem Leben davon zu kommen. Zur Steigerung

dieser Not, verloren wir drei unserer Leute. Einer davon, starb an einem heißen Fieber, ein anderer, zusammen mit dem Schiffsjungen, wurde über Bord gespült. Ungefähr am zwölften Tag, legte sich der Sturm ein wenig und der Kapitän begann, so gut es ging, die Lage weiter zu beobachten. Er fand heraus, dass wir etwa unter dem 11. Grad nördlicher Breite, aber 22 Längengrade westwärts, vom Kap St. Augustin abgeschlagen waren. Demnach befanden wir uns in der Nähe der Küste von Guyana (im Norden Südamerikas), oberhalb des Amazonas und nahe beim Orinoko, der gewöhnlich der große Fluss genannt wird. Der Kapitän beriet mit mir, welchen Kurs er jetzt nehmen sollte und wollte, da unser Schiff leck und arg zugerichtet war, direkt zur brasilianischen Küste zurückzukehren. Ich sprach ich mich jedoch entschieden dagegen aus. Wir studierten daraufhin die Seekarte und fanden, dass wir kein bewohntes Land antreffen würden, bis wir in den Bereich der Karibischen Inseln kämen. Deshalb beschlossen wir, nach Barbados zu steuern, damit wir, wenn wir uns seewärts hielten, um den Golfstrom der Bucht von Mexiko zu vermeiden, innerhalb von etwa fünfzehn Tagen unser Ziel zu erreichen hoffen konnten. Denn ohne unser Schiff auszubessern und für uns selbst Lebensmittel zu laden, wären wir in keinem Falle imstande gewesen, die afrikanische Küste zu erreichen.

In der erwähnten Absicht, änderten wir nun den Kurs und steuerten nach Westnordwest, um auf irgendeiner der englischen Inseln Station zu machen. Aber es sollte anders kommen. Als wir uns unter 12°18' nördlicher Breite befanden, überfiel uns ein neuer Sturm. Dieser trieb uns mit solcher Gewalt nach Westen, dass wir aus dem Bereich der gewohnten Zivilisation und in die Gefahr gerieten, selbst wenn uns die See verschonte, wahrscheinlich eher von Kannibalen gefressen zu werden, als wieder

heim zu kommen. In dieser traurigen Lage, während der Wind noch sehr heftig blies, erscholl eines Morgens, von einem unserer Leute, der Ruf

»Land in Sicht!«

Kaum aber waren wir aufs Deck geeilt, um zu schauen, wo wir uns befinden, so saß auch schon unser Schiff auf einer Sandbank. Sobald es fest lag, wurde es von den Wogen dergestalt überflutet, dass wir uns alle verloren glaubten und uns, so rasch wie möglich, in die Kajüten zurückzogen, um vor den schäumenden Wellen Schutz zu suchen. Niemand, der nicht Ähnliches durchgemacht hat, kann sich die menschliche Ratlosigkeit in solch einer Lage vorstellen. Wir wussten nicht, wo wir uns befanden, ob das Land, an das wir getrieben waren, eine Insel oder ein Teil des Festlandes war, ob es bewohnt war oder nicht. Auch mussten wir, da der Wind zwar ein wenig gemäßigt, aber immer noch sehr heftig war, jeden Augenblick fürchten, das Schiff werde zerbrechen, wenn nicht, wie durch eine Art Wunder, der Wind plötzlich umschlagen würde. Wir schauten, einer den anderen, in Todeserwartung an und jeder von uns, machte sich zum Eintritt in eine andere Welt bereit. Ganz unerwartet zerbarst das Schiff jedoch nicht und, wie der Kapitän versicherte, begann sich der Wind plötzlich zu legen. Trotzdem aber, da wir am Strand festsaßen und keine Hoffnung hatten, das Schiff flott zu machen, blieb uns in unserer traurigen Lage nichts übrig, als zu überlegen, wie wir das nackte Leben retten könnten.

Vor dem Sturm hatten wir am Stern unseres Schiffes ein Boot gehabt, das aber während des Unwetters ans Steuerruder geschleudert, dann losgerissen und entweder versunken oder fortgetrieben worden war. Wir hatten zwar

noch ein anderes Boot an Bord, aber es schien unmöglich, dieses in See zu bringen. Zu langem Besinnen jedoch fehlte die Zeit, da wir jede Minute dachten, das Schiff zerberste und einige riefen, es sei bereits zerbrochen. Trotz dieser schlimmen Lage, gelang es dem Steuermann, mit Hilfe der übrigen Mannschaft, dieses Boot über Bord zu lassen. Wir sprangen alle, elf an der Zahl, hinein, uns der Barmherzigkeit Gottes und dem wilden Meer gänzlich zu überlassen. Denn, als sich der Sturm bedeutend abgeschwächt hatte, stiegen die Wogen doch noch furchtbar hoch und man konnte hier, mit einem holländischen Spruch, die stürmische See tatsächlich »de willde Zee« nennen. Unsere Not war immer noch groß genug. Wir sahen klar voraus, dass sich das Boot in den hohen Wellen nicht halten konnte, sondern untergehen musste. Segel hatten wir nicht, wir hätten auch nichts damit anfangen können. Daher arbeiteten wir uns, mit den Rudern, zur Küste hin durch, dies aber schweren Herzens, wie Leute, an denen ein Todesurteil vollzogen werden soll. Denn es war uns bewusst, dass das Boot, wenn es näher zur Küste gelangen würde, von der Brandung in tausend Stücke zerschmettert werden würde. Gleichwohl, indem wir unsere Seelen Gott anbefahlen, ruderten wir mit allen Kräften und mit eigenen Händen, in Richtung Land unserem Verderben entgegen.

Ob die Küste aus Fels oder Sand bestand, ob sie flach oder steil war, wussten wir nicht. Der einzige Hoffnungsschimmer, der uns noch geblieben war, bestand in der Aussicht, dass wir vielleicht das Boot in irgendeine Bucht oder Flussmündung einlaufen lassen oder uns unter einem Küstenvorsprung, bis zum Eintritt der Ebbe, bergen könnten. Von diesen Dingen ließ sich aber nichts sehen, vielmehr bot das Land, als wir dem Ufer näher kamen, einen noch schrecklicheren Anblick, als das Meer selbst.

Wir waren, nach unserer Berechnung, ungefähr andert-halb Meilen gerudert oder vielmehr vom Wasser getrie-ben worden, als eine berghohe, wütende Welle gerade auf uns zugerollt kam und uns den Gnadenstoß erwarten ließ. Sie traf das Boot mit solcher Gewalt, dass sie es bald darauf umwarf und uns nicht nur aus unserem Ge-fährt ausschleuderte, sondern auch voneinander trenn-te. Ehe wir nur ein Stoßgebet abgeben konnten, waren wir alle von den Wogen verschlungen. Die Verwirrung meiner Gedanken beim Eintauchen ins Wasser, war un-beschreiblich. Obwohl ich sehr gut schwamm, hatte mich die Welle, noch ehe ich atmen konnte, eine ungeheure Strecke zur Küste gespült und als sie dann erschöpft zu-rückkehrte, fand ich mich, in Folge des verschluckten Wassers, halbtot auf dem fast trockenen Land liegend, wieder. Ich besaß noch so viel Geistesgegenwart, dass ich mich aufrichtete, da ich mich unerwartet so nahe dem Festland sah. Ich versuchte, so weit, wie möglich zum Ufer zu gelangen, ehe eine andere Welle kommen und mich mitnehmen würde. Dieser Versuch misslang jedoch. Eine Woge, wie ein großer Hügel, gleich einem wütenden Feind, mit dem zu kämpfen, ich mir nicht einfallen lassen konnte, stürzte hinter mir her. Es blieb mir nichts übrig, als den Atem anzuhalten und mich, so gut es ging, über Wasser zu halten. Dabei war mein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, dass die See mich nicht, wie sie mich eine gute Strecke landeinwärts getrieben hatte, auch ebenso weit wieder zurücktragen könnte. Die neue Woge begrub mich sofort wieder sechs bis neun Meter in die Tiefe. Ich konnte fühlen, wie sie mich, mit großer Gewalt und Schnelligkeit, eine geraume Stre-cke zur Küste trieb. Wieder hielt ich den Atem an und bemühte mich, mit aller Kraft vorwärts zu schwimmen. Fast wäre mir der Atem ausgegangen, als ich plötzlich

auftauchte und meine Hand und meinen Kopf über dem Wasser sah. Obwohl dies nur zwei Sekunden dauerte, reichte es doch aus, mir neue Luft und neuen Mut zu verschaffen. Abermals war ich eine gute Weile mit Wasser bedeckt, dann aber, als sich die Woge erschöpft hatte und zurückrollte, fühlte ich Grund unter den Füßen. Ich stand einige Augenblicke still, schöpfte Luft und eilte sofort, mit allen Kräften, dem Ufer zu. Aber auch diesmal entrann ich nicht der wütenden See, die mich aufs Neue überflutete. Zweimal noch erfassten mich die Wellen und trieben mich, da die Küste sehr flach war, vorwärts, wie vorher.

Das letzte dieser beiden Male hätte leicht verhängnisvoll für mich werden können. Das Meer warf mich nämlich dabei gegen einen Felsblock, und zwar mit solcher Gewalt, dass ich die Besinnung verlor und ganz hilflos dalag. Der Schlag traf mich in die Seite und gegen die Brust und nahm mir dadurch den Atem, so dass ich, wäre bald wieder eine Welle gekommen, ertrunken sein würde. Jedoch kam ich, kurz vor der Rückkehr der Wogen, wieder zu mir und beschloss diesmal, mich fest am Felsen festzuhalten und, wenn möglich, den Atem bis zur Rückkehr der Welle einzuhalten. Dies gelang denn auch, da die Wogen nicht mehr so hoch, wie vorher waren. Ein weiterer Lauf brachte mich dann so nahe an den Strand, dass mich die nächste Welle, obwohl sie mich übergoss, nicht mehr fortspülen konnte. Abermals schwamm ich weiter und diesmal gelangte ich auf festen Boden, wo ich in großer Freude die Anhöhe der Küste erkletterte und mich da frei von Gefahr und, außerhalb des Meerbereiches, ins Gras niederließ.

Die Insel.

Jetzt, da ich mich gerettet sah, hob ich meine Augen empor und dankte Gott für das Leben, auf dessen Erhaltung ich vor einigen Minuten noch nicht hatte hoffen können. Ich glaube, es ist unmöglich, das Entzücken und die Wonne eines Menschen zu schildern, der sozusagen unmittelbar dem Grab entronnen ist. Ich begreife jetzt, dass, wenn man einem armen Straftäter, vielleicht einem Räuber, der schon den Strick um den Hals hat, Begnadigung schenkt und man zu gleicher Zeit einen Arzt schickt, der ihm zur Ader lässt, damit die Überraschung der Hinrichtung ihm nicht das Herz abdrückt:

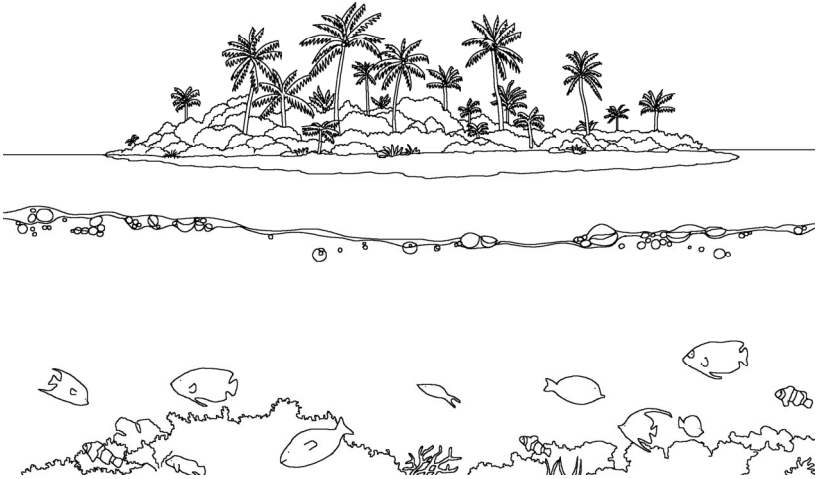
»Denn rasche Freud' gleicht jähem Leid«.

Mit emporgehobenen Händen, ganz versunken in das Gefühl meiner Errettung, ging ich am Strand auf und ab. Ich dachte an meine ertrunkenen Gefährten und dass ich die einzige gerettete Seele unter allen war, denn ich sah keinen von ihnen wieder, hatte von ihnen auch kein Zeichen mehr wahrgenommen, außer drei Hüten, einer Mütze und zwei nicht zusammengehörenden Schuhen. Als ich nach dem gestrandeten Fahrzeug schaute, das durch die Stärke der Brandung meinem Blick fast entzogen worden war, rief ich unwillkürlich aus:

»Gott, wie ist es möglich gewesen, dass ich Land erreichen konnte?!«

Nachdem ich nun meine Seele, in dieser Weise, mit der tröstlichen Seite meiner Lage beruhigt hatte, begann ich umherzublicken und Ausschau zu halten, auf welchem Boden ich mich eigentlich befand und was zunächst zu tun sei. Da sank nun bald wieder mein Mut und ich er-

kannte, dass meine Errettung ein schwieriges Unterfangen war. Ich war durchnässt und konnte meine Kleidung nicht wechseln, ich hatte weder etwas zu essen, noch etwas, zu meiner Stärkung, zu trinken; keine andere Aussicht bot sich mir, als zu verhungern oder von wilden Tieren gefressen zu werden, und, was mich besonders sorgte, ich besaß keine Waffen, um irgendein Tier für meine Nahrung zu töten oder mich gegen andere, die mir gefährlich werden konnten, zu wehren. Nichts trug ich bei mir, als ein Messer, eine Tabakspfeife und ein wenig Tabak in einem Beutel. Dies war meine ganze Habe und ich geriet deswegen in solche Verzweiflung, dass ich wie wahnsinnig hin und her lief. Die Nacht kam und ich begann, schweren Herzens, zu überlegen, was mein Los sein würde, wenn es hier wilde Tiere gäbe, von denen ich wusste, dass sie stets nachts auf Beute gingen. Die einzige Idee, die mir einfiel, war, einen dicken buschigen Baum, eine Art dorniger Fichte, die in meiner Nähe stand, zu erklettern. Ich beschloss, dort die ganze Nacht sitzen zu bleiben und am nächsten Tag, die Art, wie ich meinen Tod finden wollte, auszuwählen, denn auf das Leben selbst hoffte ich nicht mehr. Ich ging einige Schritte am Strand hin und her, um nach frischem Wasser zu suchen: das fand ich denn auch, zu meiner großen Freude. Nachdem ich getrunken und etwas Tabak in den Mund gesteckt hatte, um den Hunger abzuwehren, erstieg ich den Baum und versuchte dort so zu sitzen, um nicht im Schlaf herunterzufallen. Vorher hatte ich mir einen kurzen Stock, eine Art von Prügel, zu meiner Verteidigung abgeschnitten und dann verfiel ich, in Folge meiner großen Müdigkeit, auf dem Baum in einen tiefen Schlaf und schlief so erholsam, wie es wohl Wenige in meiner Lage gekonnt hätten. Nie im Leben hat mir, glaube ich, ein Schlummer so gut getan, wie damals.



Als ich erwachte, war es heller Tag. Das Wetter hatte sich aufgeklärt und der Sturm gelegt, so dass die See ruhig war. Am meisten überraschte mich, dass das Schiff in der Nacht, durch die Flut, von der Sandbank, auf der es gestrandet war, fast bis zu dem früher erwähnten Felsen getrieben war, an dem mich die Woge so heftig geschleudert hatte. Es befand sich etwa eine Meile vor der Küste und da es noch aufrecht stand, wünschte ich sehr, an Bord zu sein, um wenigstens einige nötige Gegenstände für mich retten zu können. Als ich von meiner Schlafstätte auf dem Baum herunterstieg, schaute ich umher und das erste, worauf meine Augen fielen, war das Boot. Der Wind und die Wellen hatten es etwa zwei Meilen, zu meiner Rechten, entfernt auf den Strand geschleudert. Ich ging die Küste entlang dorthin, aber ein kleiner, etwa eine halbe Meile breiter Meeresarm hinderte mich, zu ihm zu gelangen. Da ich nun für den Augenblick mein Augenmerk mehr auf das Schiff gerichtet hatte, wo

ich etwas zu meinem Überleben zu finden hoffte, kehrte ich für diesmal wieder um. Kurz nach Mittag wurde die See sehr ruhig und die Ebbe so stark, dass ich, bis auf eine Viertelmeile, dem Schiff nahe kommen konnte. Hier wurde mir ein neuer Schmerz bereitet. Ich sah nämlich klar, dass wir, wären wir alle an Bord geblieben, alle gerettet worden wären. Wir würden dann alle ans Land gelangt und ich nicht so jammervoll, von allem Trost und aller menschlichen Gesellschaft verlassen gewesen sein, wie jetzt. Die Tränen traten mir, bei diesem Gedanken, in die Augen. Da ich aber wenigstens einige Erleichterung meines Aufenthalts auf dem Schiff zu finden hoffte, beschloss ich den Versuch zu machen, ob ich es erreichen könnte. Ich zog, wegen der großen Hitze, die Kleider aus und begab mich ins Wasser. Als ich zu dem Schiff gelangt war, zeigte sich eine neue, besonders große Schwierigkeit, in der Frage nämlich, wie ich an Bord gelangen sollte. Das auf dem Grunde aufliegende Fahrzeug ragte hoch aus dem Wasser und ich konnte nirgends eine Möglichkeit finden, um mich daran in die Höhe zu heben. Erst nachdem ich es zweimal umschwamm, erspähte ich, bei der letzten Umrundung, ein kleines Tauenende, das an dem Vorderteil so tief herunter hing, dass ich es, wenn auch nur mit großer Mühe, fassen und mit seiner Hilfe, in den Vorderteil des Schiffes gelangen konnte. Hier sah ich, dass das Schiff leck und schon eine große Masse Wasser eingedrungen war. Es lag auf der Seite einer Sandbank und der Bug ragte hoch in die Luft. Das Vorderteil lag gänzlich im Wasser. Dennoch war das Deck frei und, was sich auf diesem befand, trocken. Wie man denken kann, untersuchte ich vor allen Dingen, was verdorben war und was nicht. Zunächst fand ich heraus, dass der sämtliche Schiffsproviant trocken und vom Wasser verschont geblieben war. Da ich starken Appetit ver-

spürte, eilte ich sofort zum Brotkasten, füllte mir die Taschen mit Zwieback und aß davon, während ich zugleich noch die anderen Sachen durchsuchte, da ich keine Zeit zu verlieren hatte. Auch etwas Rum fand ich in der großen Kajüte und trank davon einen gehörigen Schluck, was zur Ermunterung meiner Lebensgeister nötig genug war.

Jetzt hätte ich vor allen Dingen ein Boot brauchen können, um mich mit mancherlei Dingen zu versehen, die voraussichtlich sehr notwendig sein würden. Aber was hätte es geholfen, die Hände in den Schoß zu legen und Unerreichbares zu wünschen. Meine große Not spornte meinen Eifer an. Wir hatten an Bord einige Rahen²⁴ und zwei oder drei dicke, hölzerne Sparren, auch einige große Masten. Ich beschloss, dies alles zu benutzen und warf davon so viel über Bord, als ich, der Schwere halber, bewältigen konnte und indem ich jeden Balken mit einem Seil befestigte, dass er nicht fortschwimmen konnte. Hierauf verließ ich das Schiff und zog die Hölzer an mich heran, band vier davon, an beiden Enden, floßartig, möglichst fest zusammen und legte zwei bis drei Stück quer darüber. Da ich bemerkte, dass ich zwar ganz gut auf den so verbundenen Hölzern herumgehen konnte, dass sie aber kein großes Gewicht tragen konnten, machte ich mich an eine neue Arbeit. Ich sägte mit der Zimmermannssäge einen langen Topmast, der Länge nach, in drei Teile und brachte diese, mit großer Mühe und Arbeit, an meinem Floß an. Die Hoffnung, mich mit dem Notwendigsten zu versehen, feuerte mich an, so dass ich zustande brachte, was mir wohl bei keiner anderen Gelegenheit möglich gewesen wäre. Das Floß war nun stark genug, um ein ansehnliches Gewicht aushalten zu kön-

²⁴ Querstange am Mast eines Segelschiffes für die Anbringung des rechteckigen oder trapezförmigen Rahsegels.

nen. Es fragte sich zunächst, womit ich es belasten und wie ich die Ladung vor dem Seewasser schützen sollte. Zuerst beschloss ich alle Planken und Dielen, die ich bekommen konnte, darauf zu legen. Nachdem dies geschehen war, nahm ich, in richtiger Erwägung dessen, was ich am nötigsten brauchte, drei den Matrosen gehörende Kisten, brach sie auf und ließ sie, nachdem ich sie geleert hatte, auf das Floß herunter.

In die erste legte ich Lebensmittel, nämlich Brot, Reis, drei holländische Käsestücke, fünf Stücke Ziegenfleisch (das auf dem Schiff unsere Hauptkost gewesen war) und einen kleinen Rest europäischen Getreides, das wir für Geflügel mitgenommen hatten, das unterwegs geschlachtet worden war. Es bestand aus Gerste mit Weizen vermischt, was aber, wie ich später mit großem Bedauern bemerkte, teils von Ratten angefressen, teils durch die vergangene Zeit verdorben war. Auch einige Flaschen Liquör entdeckte ich, die der Kapitän für sich bestimmt hatte, sowie fünf bis sechs Gallonen Arrak. Die letzteren Gegenstände stellte ich lose auf das Floß, da in den Kisten kein Platz mehr für sie war. Inzwischen begann die Flut sehr allmählich zu steigen. Traurig beobachtete ich, wie mein Gehrock, mein Hemd und die Weste wegschwammen, die ich am Ufer auf dem Sand zurückgelassen hatte, während ich meine leinenen, nur bis ans Knie reichenden Hosen, sowie die Strümpfe, beim Schwimmen anbehalten hatte. Der Verlust dieser Sachen veranlasste mich, nach Kleidern umherzustöbern und ich fand auch eine ganze Menge davon. Doch nahm ich nur das für den Augenblick Nötigste, denn ich hatte mein Augenmerk noch mehr auf andere Dinge gerichtet, und zwar vor allem auf Handwerkszeug, mit dem ich auf dem Land hantieren könnte. Nach langem Suchen fand ich denn auch den Zim-

mermannskasten, der eine sehr kostbare Ausbeute und in diesem Augenblick mehr wert war, als eine ganze Schiffsladung voller Goldbarren. Ich brachte ihn, wie er war, aufs Floß, ohne seinen Inhalt vorher zu untersuchen, da mir dieser ungefähr bekannt war.

Meine nächste Sorge betraf nun die nötige Munition und Waffen. Es befanden sich zwei sehr gute Vogelflinten und zwei Pistolen in der großen Kajüte und diese, sowie einige Pulverhörner, ein kleiner Schrotbeutel und zwei alte verrostete Säbel, nahm ich zuerst an mich. Wie ich wusste, waren auch drei Fässchen mit Pulver im Schiff, doch hatte ich keine Ahnung davon, wo sie der Geschützmeister aufgehoben hatte. Erst nach langem Suchen fand ich sie, zwei davon waren noch gut und trocken, das dritte aber hatte Wasser gezogen. Die beiden ersteren schaffte ich, zusammen mit den Waffen, aufs Floß und dachte nun darüber nach, wie ich es ans Ufer bringen sollte. Ich hatte nämlich weder Segel, noch Steuer, noch Ruder. Eine bisschen Wind aber würde ausgereicht haben, mein ganzes Fahrzeug umzuwerfen. Drei Dinge ermutigte mich jedoch: erstens die ruhige See, zweitens das Steigen der Flut, die landeinwärts trieb und drittens der Umstand, dass das bisschen Wind, das wehte, zur Küste blies. Nun, nachdem ich noch mehrere zerbrochene Ruder, die zum Boot des Schiffs gehört hatten, sowie, außer dem Werkzeug im Kasten, zwei Sägen, eine Axt und einen Hammer gefunden hatte, begann ich mein Fahrt. Etwa eine Meile weit, ging es ganz gut mit meinem Floß, nur bemerkte ich, dass es ein wenig von meinem früheren Landungsplatz abgetrieben wurde. Daraufhin vermutete ich, dass es da wohl eine Wasserströmung, und demzufolge, vielleicht eine Bucht oder eine Flussmündung sein könnte, die ich als Hafen für meine Lan-

dung benutzen könnte.

Wie ich mir das gedacht hatte, so war es in der Tat. Vor mir zeigte sich eine kleine Landöffnung und die Flut strömte, wie ich merkte, stark dorthin. In dieser Strömung suchte ich dann mein Floß, so gut wie möglich, zu halten. Jetzt aber hätte ich fast zum zweiten Mal Schiffbruch erlitten und diesmal würde ich schwerlich den Ärger darüber überstanden haben. Weil ich nämlich die genaue Beschaffenheit der Küste nicht kannte, geriet mein Floß mit dem einen Ende auf eine Untiefe und da das andere Ende nicht auch auf Grund stieß, fehlte nicht viel, dass meine ganze Ladung abgerutscht und ins Wasser gefallen wäre. Ich tat mein Möglichstes, um dies zu verhindern, indem ich mich hinten auf die Kisten setzte, um sie an ihrem Platz zu fixieren. Leider aber konnte ich nun das Floß mit aller Gewalt nicht los bringen, besonders deshalb, weil ich meinen Posten, bei den Kisten, nicht verlassen durfte. In dieser Situation verharrte ich beinahe eine halbe Stunde, dann aber brachte mich das steigende Wasser ein wenig mehr ins Gleichgewicht, kurz darauf wurde mein Floß wieder flott, ich stieß mit dem Ruder ab und gelangte endlich in die Mündung eines kleinen Flusses, zwischen dessen engen Ufern sich die Flut in heftigen Strömungen wand. Jetzt sah ich mich nach einem geeigneten Landungsort um, indem ich mich bemühte, ihn nicht allzu weit flussaufwärts zu finden. Denn in der Hoffnung, bald ein Schiff auf dem Meer zu erspähen, hatte ich beschlossen, dem Ufer so nahe, wie möglich zu bleiben. Endlich konnte ich denn auch, zur rechten Seite der Bucht, eine kleine Einbiegung erkennen, nach dieser trieb ich das Boot mit großer Mühe, bis ich ihr so nahe kam, dass ich mit meinem Ruder Grund fand und geradewegs hineinfahren konnte. Hier aber wäre beinahe abermals meine ganze Ladung zugrundegegangen. Die

Küste fiel nämlich dort ziemlich steil ab und wenn ich landen wollte, musste das eine Ende meines Fahrzeugs, sobald es auf den Strand stieß, wieder hoch, das andere wieder so tief zu liegen kommen, damit meine Beute nicht mehr gefährdet war.

Da blieb mir denn nichts weiter zu tun, als den höchsten Grad der Flut abzuwarten, indem ich mit meinem Ruder, wie mit einem Anker, das Floß festhielt und es möglichst dicht an eine flache Uferstelle drängte, die voraussichtlich vom Wasser überflutet werden musste. Sobald dies geschehen war (meine Flöße lagen etwa 30 cm tief im Wasser) trieb ich sie auf diese flache Stelle und befestigte sie dort, indem ich, an jedem Ende eines meiner zerbrochenen Ruder, in den Grund stieß. So blieb ich liegen, bis die Ebbe das Floss und meine ganze Beute unversehrt auf dem Land zurückließ. Meine nächste Aufgabe war jetzt, die Gegend auszukundschaften, einen geeigneten Platz für eine Niederlassung auszusuchen und mich umzusehen, wo ich meine Güter am sichersten unterbringen könnte. Ich wusste nämlich nicht, ob ich mich auf dem Festland oder auf einer Insel befand, ob die Gegend unbewohnt war oder nicht, ob es hier wilde Tiere gab oder keine. Etwa eine Meile von mir entfernt, stieg ein Hügel steil empor, der den sich ihm nach Norden hin anschließenden Höhenzug überragte. Ich nahm eine von den Vogelflinten, eine Pistole und ein Pulverhorn mit und so bewaffnet, trat ich meine Entdeckungsreise zu diesem Punkt an. Von dort erkannte ich zu meinem großen Ärger, dass ich mich auf einer rings vom Meer umgebenen Insel befand. Kein Land war zu sehen, ausgenommen einige Felsen in ziemlicher Entfernung und zwei kleinere Inseln, die etwa drei Meilen westwärts lagen.

Ich bemerkte ferner, dass meine Insel nicht bebaut war

und es war deshalb gut anzunehmen, unbewohnt war, wenn es nicht etwa wilde Bestien dort gab, von denen ich jedoch bis dahin keine sah. Nur eine große Menge mir unbekannter Vögel machte ich aus, von denen ich jedoch, auch nachdem ich einige tötete, nicht zu sagen vermochte, ob sie essbar waren. Bei meiner Rückkehr schoss ich einen großen Vogel, der neben einem ansehnlichen Gehölz auf einem Baum saß. Das mochte wohl der erste Schuss sein, der hier seit Erschaffung der Welt vernommen worden war. Kaum war er gefallen, erhob sich aus allen Gegenden des Waldes eine Unzahl von Vögeln verschiedenster Art, die alle durcheinander krächzten und schrien. Keine mir bekannte Art war darunter. Der von mir erlegte schien, nach der Farbe und dem Schnabel zu schließen, dem Habichtgeschlecht anzugehören, doch waren seine Klauen nicht, wie die bei dieser Vogelgattung beschaffen. Mit dem Fleisch ließ sich nichts anfangen. Indem ich mich mit diesen Ergebnissen meiner Entdeckungswanderung vorläufig begnügte, ging ich zu meinem Floß zurück und beschäftigte mich, den Rest des Tages über, damit, die Ladung an Land zu bringen.

Da ich mich fürchtete, auf bloßer Erde zu schlafen, wegen der etwa vorhandenen wilden Tiere (später zeigte sich, dass diese Furcht ungegründet gewesen war), verbarrikadierte ich mich, so gut es ging, mit den Kisten und Brettern, die ich ans Ufer gebracht hatte und baute mir daraus, für mein nächstes Nachtlager, eine Art Hütte. In Bezug auf meine Nahrung hatte ich vorläufig nichts Brauchbares bemerkt, außer einigen hasenähnlichen Tieren, die aus dem Wald gelaufen kamen, in dem ich den Vogel geschossen hatte. Ich bedachte nun, dass ich noch sehr vielfältige, nützliche Gegenstände und vor allem das Tau- und Segelwerk aus dem Schiff holen konnte. Daher

beschloss ich eine weitere Reise an Bord des gestrandeten Fahrzeugs zu unternehmen und da ich einsah, dass es der nächste Sturm bestimmt zertrümmern würde, nahm ich mir vor, unter Vernachlässigung aller anderen Vorhaben, sofort zu retten, was möglich sei. Meine Flöße wollte ich erneut für die Fahrt dorthin nutzen, dies erschien mir, nach reiflicher Erwägung, nicht ratsam, und so entschloss ich mich, den Weg zum Schiff erneut in der bewährten, früheren Weise zu unternehmen. Sobald die Flut vorüber war, zog ich mich in meiner Hütte aus und behielt nichts an, als Hemd und Hosen aus Leinen und die Strümpfe, schwamm an das Wrack heran und begann, sobald ich an Bord war, mir gleich ein zweites Floß zu bauen. Diesmal baute ich es, durch die Erfahrung genötigt, weniger schwerfällig und belud es auch nicht so sehr, wie das erste Mal.

Unter den nützlichen Dingen, die ich diesmal mitnahm, befanden sich zunächst einige Beutel mit Nägeln, ein großer Bohrer, etliche Dutzend Handbeile und ein mir ganz besonders nützlich erscheinender Schleifstein. Außer diesen Gegenständen sicherte ich mir noch einige Sachen, die dem Geschützmeister anvertraut gewesen waren. Dies waren mehrere Stück Eisen, zwei Fässchen mit Musketenkugeln, sieben Musketen, noch eine Vogelflinte und eine weitere kleinere Menge Pulver. Weiter fand ich einen großen Sack, mit kleinem Schrot und eine dicke Rolle Blei. Die letztere war jedoch so schwer, dass ich nicht wagte, sie über Bord zu bringen. Weiterhin holte ich mir, was ich an Kleidungsstücken finden konnte, dann noch ein Bramsegel²⁵, eine Hängematte und etwas Bettzeug. Auch diese zweite Ladung brachte ich, zu meiner großen Freude, auf dem Floß unversehrt und vollständig

²⁵ Ein Bramsegel ist ein Segel, das an eine Rah der Bramstenge angeschlagen wird.

ans Ufer. Mit einiger Furcht hatte ich daran gedacht, während meiner Abwesenheit vom Land, könnten meine dort befindlichen Lebensmittel geraubt werden, doch fand ich bei meiner Rückkehr keinerlei Spuren eines Gastes. Nur sah ich ein Tier, ähnlich einer wilden Katze, auf einer der Kisten sitzen, das ein bisschen fortlief, als ich näher kam und dann stehen blieb. Es saß ganz ruhig da und sah mir ins Gesicht, als ob es Lust hatte, meine Bekanntschaft zu machen. Ich zielte mit dem Gewehr nach ihm, aber das verstand es nicht, wenigstens machte es keine Miene wegzulaufen. Hierauf warf ich ihm ein Stück Zwieback zu, obwohl ich nicht sehr freigiebig mit diesem Artikel sein durfte, da mein Vorrat nicht weit reichte. Das Tier lief darauf zu, beschnüffelte es, fraß es auf und sah mich dann vergnügt an, als ob es noch mehr verlangte. Ich hörte jedoch damit auf und da es sah, dass nichts mehr zu erwarten war, lief es fort.

Nachdem ich meine zweite Ladung an Land gebracht hatte, hätte ich am liebsten, vor allen Dingen, die Pulverfässer geöffnet, um den Inhalt nach und nach (denn es waren große, schwere Behälter) fortzuschaffen. Doch hielt ich es für ratsamer, mir zunächst, aus Segeltuch und einigen Pfählen, die ich zu diesem Zweck gefällt hatte, ein Zelt zu bauen. Sobald dies fertig war, brachte ich alles hinein, was durch Regen oder Sonne beschädigt werden konnte. Rund um das Zelt türmte ich sämtliche leere Kisten und Fässer auf, um mich gegen plötzliche Angriffe von Mensch oder Tier zu sichern. Dann verschloss ich den Eingang mit einigen Brettern von innen und mit einem leeren Kasten von außen, breitete ein Bett auf dem Boden aus, legte meine zwei Pistolen an meinen Kopf und meine Flinte neben mich und ging dann zum ersten Male wieder zu Bett und schlief die ganze Nacht sehr ruhig.

Meine Müdigkeit war begreiflich genug, da ich die vorige Nacht nur wenig geschlafen und den letzten Tag über tüchtig gearbeitet hatte. Obwohl ich jetzt das größte Magazin von Gegenständen besaß, das wohl jemals ein einzelner Mensch um sich her aufgehäuft hat, gab ich mich dennoch nicht damit zufrieden. Denn da das zertrümmerte Schiff noch in seiner früheren Stellung verharrte, glaubte ich mich verpflichtet, alles daraus zu holen, was ich nur bekommen konnte. So ging ich denn jeden Tag bei Niedrigwasser an Bord und schaffte diesen und jenen Gegenstand herüber. Das dritte Mal holte ich mir, so viel ich konnte, vom Takelwerk, alle dünnen Seile und Stricke, ein Stück Leinwand, das zum Ausbessern der Segel bestimmt war und das Fass mit dem nassen Pulver. In der Folge holte ich nach und nach das ganze, noch nutzbare Segeltuch, ließ es jedoch nicht ganz, sondern schnitt es kurzerhand in Stücke, da es nur noch als bloße Leinwand zu verwenden war. Wie groß aber war meine Freude, als ich nach fünf oder sechs solcher Fahrten, während ich schon glaubte, das Schiff enthalte nichts Brauchbares mehr für mich, noch eine große Tonne mit Brot, drei ansehnliche Behälter mit Rum und Spiritus, eine Schachtel mit Zucker und ein Fässchen mit feinem Mehl entdeckte. Ich leerte die Brottonne aus, wickelte die Laibe einzeln in Segelstücke und brachte alles wohlbehalten ans Ufer. Am nächsten Tag unternahm ich eine weitere Fahrt. Da ich aus dem Schiff nun alles herausgeholt hatte, was beweglich war, machte ich mich an die Taue, schnitt das große Kabel in Stücke, um es fortschaffen zu können und nahm auch noch zwei andere Taue und eine Helse, sowie alles Eisenwerk mit ans Land. Dann fällte ich den Fock- und den Brammast, verfertigte aus diesen und allen anderen dazu brauchbaren Dingen wiederum ein großes Floß, belud es mit diesen schweren Gütern und trat dann die

Rückfahrt an.

Jetzt aber fing es an, dass mich mein großes, bisheriges Glück verlassen sollte. Das Floß war nämlich so schwerfällig, dass ich es, nachdem ich es in die kleine Bucht, wo ich sonst immer gelandet war, gebracht hatte, nicht so gut steuern konnte, wie die früheren. Es schlug um und ich fiel mit meiner ganzen Beute ins Wasser. In Bezug auf meine Person hatte das nichts zu sagen, da das Ufer nahe war. Jedoch von meiner Ladung ging der größte Teil, besonders das Eisen, von dem ich großen Nutzen erwartet hatte, verloren. Trotzdem bekam ich, während der Ebbe, die meisten Taustücke und auch ein wenig von dem Eisen wieder, das Letztere aber nur mit unendlicher Mühe, da ich es durch Tauchen aus dem Wasser holen musste und das war eine ungemein anstrengende Arbeit. Von jetzt an begab ich mich täglich zum Wrack, um was nur möglich war, zu holen. Am dreizehnten Tag meines Aufenthalts auf der Insel, war ich bereits elfmal auf dem Schiff gewesen und hatte in dieser Zeit alles, was zwei Menschenhände fortschleppen konnten, herübergeschafft. Wäre das Wetter ruhig geblieben, so hätte ich, nach und nach, fast das ganze Schiff holen können, aber schon, als ich zum zwölften Mal an Bord gehen wollte, fühlte ich, dass sich der Wind erhob. Dennoch trat ich während der Ebbe die Fahrt an. Ich entdeckte denn auch, obwohl ich geglaubt hatte, die Kajüte schon völlig ausgeräumt zu haben, darin noch eine Kommode, in der sich mehrere Rasiermesser, ein paar große Scheren und zehn bis zwölf gute Messer und Gabeln befanden. In einem anderen Behälter aber lag ein Häufchen Geld, etwa sechsunddreißig Pfund²⁶ wert, in europäischen und brasilianischen Gold- und Silbermünzen.

²⁶ 7.848 Euro, Erläuterungen und Quelle, siehe Fußnote 3.

Bei diesem letzteren Anblick konnte ich mich eines ironischen Lächelns nicht erwehren.

»O elender Plunder«, rief ich, »wozu taugst du mir nun? Du bist hier nicht der Mühe wert, dich auf dem Weg aufzulesen. Eines jener Messer nützt mir mehr, als dein ganzer Haufen! Bleib' wo du bist und ertrinke wie ein Tier, da es sich nicht lohnt, ihm das Leben zu retten.«

Nach ein wenig Nachdenken nahm ich jedoch trotzdem das Geld mit. Ich wickelte meine ganze Ausbeute in ein Stück Leinwand und begann, neue Flöße herzustellen. Als ich gerade damit anfang, sah ich, dass sich der Himmel zuzog. Zugleich verstärkte sich der Wind und nach einer Viertelstunde, wehte eine ganz frische Brise vom Land herüber. Sofort überlegte ich, dass ich mit einem Floß nicht gegen den Wind landen konnte und dass ich vor Beginn der Flut drüben sein müsste, wenn ich überhaupt ans Ufer gelangen wollte. Da sprang ich dann, ohne lange zu zögern, ins Wasser und schwamm zur Küste, allerdings nicht, ohne erhebliche Anstrengung, teils wegen des Gewichts, das ich zu tragen hatte, teils wegen der Strömung des Wassers. Denn der Wind war heftig geworden und bis die volle Flut eintrat, war ein richtiger Sturm aufgezogen. Da aber, war ich schon wohlbehalten zu meinem kleinen Zelt gelangt, wo ich meinen ganzen Reichtum um mich herum ausbreitete. Es stürmte die ganze Nacht hindurch, und als ich mich am Morgen umsah, war das Schiff verschwunden. Nun war ich dadurch getröstet, dass ich rechtzeitig keine Zeit und Mühe gescheut hatte, alles Nützliche aus dem Schiff herübergeschafft zu haben. Ich konnte jetzt von dem Fahrzeug und dem, was es vielleicht noch enthielt, nichts mehr erhoffen und höchstens darauf bedacht sein, zu retten, was von dem Wind an den Strand getrieben werden würde. In

der Tat geschah das später mit mehreren Teilen, die ich jedoch wenig nutzen konnte. Jetzt vertiefte ich mich ganz intensiv in die Überlegung, wie ich mich gegen eventuell hier lebende Einheimische, wenn sich solche etwa zeigen sollten oder gegen die Bestien, wenn es diese auf der Insel überhaupt gab, schützen sollte. Ich war anfangs unschlüssig, ob ich mir eine Höhle in die Erde graben oder ein Zelt über einer solchen errichten sollte. Schließlich entschloss ich mich, beides zu tun. Die Art und Weise, wie ich es bewerkstelligte, wird für die Lesenden nicht uninteressant sein. Ich erkannte bald, dass die Gegend der Insel, in der ich mich damals aufhielt, für eine dauerhafte Niederlassung nicht geeignet war, einmal, weil der Boden dort tief lag, sumpfig, dem Meer zu nah und auch ungesund war und zum anderen, weil sich kein frisches Wasser in der Nähe befand. Ich beschloss daher, einen gesünderen und passenderen Platz auszusuchen.

»Vor allem«, sagte ich mir, »werden folgende Umstände bei dieser Wahl ins Auge zu fassen sein: erstens gesunde Lage und frisches Wasser, dann Schutz vor der Sonnenhitze, Sicherung vor unbekanntem Menschen oder Tieren und schlussendlich, ein freier Ausblick auf die See, damit ich, wenn Gott mir ein Schiff auf See weicht, nicht die Gelegenheit zu meiner Befreiung versäume.«

Denn ich hatte noch keineswegs aufgegeben, auf diese zu hoffen. Beim Suchen nach einer geeigneten Stelle, fand ich denn auch eine kleine Ebene, neben einem felsigen Hügel. Dieser sollte wie die Vorderseite eines Hauses fungieren und steil zu dieser abfallen, so dass von oben her kein lebendes Wesen so leicht an mich herankommen konnte. An der Seite dieses Felsens war eine Höhle, wie der Eingang zu einem Keller, ohne dass jedoch der Felsen an dieser Stelle wirklich ausgehöhlt

gewesen wäre. Auf dieser grünen Fläche nun, gerade vor der Höhle, beschloss ich, mein Zelt aufzuschlagen. Der ebene Platz war nicht mehr als hundert Ruten²⁷ breit und nur etwa zweimal so lang und fiel an seinem Ende unregelmäßig zum Meer hin ab. Er lag auf der Nordnordwestseite des Hügels, so dass ich immer vor der Höhle geschützt war, bis die Sonne, was in diesen Gegenden spät geschieht, von Ostsüdost her schien. Ehe ich das Zelt aufgebaut hatte, zog ich vor der Höhle einen Halbkreis, ca. elf Meter im Halbmesser vom Felsen aus und dreiundzwanzig Meter im Durchmesser, von seinem einen Endpunkt, bis zum anderen gerechnet. In diesem Halbkreis pflanzte ich zwei Reihen Palisaden, die ich in den Boden schlug, bis sie fest, wie Pfeiler standen. Sie ragten 1,70 Meter von der Erde auf und waren oben zugespitzt. Beide Reihen standen nur fünfzehn Meter von einander entfernt. Dann legte ich die aus dem Schiff abgeschnittenen Tauenden reihenweise zwischen die Pfähle und schlug andere Palisaden gleich in die Erde, die sich wie Strebepfeiler gegen diese stützten, auf der Innenseite waren sie etwa einen Meter hoch. Der so errichtete Zaun war dermaßen stark, dass ihn weder Mensch, noch Tier durchbrechen oder übersteigen konnten. Am meisten Mühe bei der ganzen Arbeit, kostete es mich, die Pfähle im Wald zu fällen, sie an Ort und Stelle zu schaffen und in den Boden einzutreiben.

Als Eingang zu diesem Platz, bestimmte ich nicht eine Tür, sondern ich überstieg den Zaun stets mithilfe einer kurzen Leiter. Befand ich mich in der Einfriedigung, zog ich die Leiter hinter mir her und war so, wie ich glaubte, gegen alle Welt sicher verschanzt. Trotzdem erfuhr ich spä-

²⁷ Die englische Rute (*rod*) misst $5\frac{1}{2}$ Yards, gleich $16\frac{1}{2}$ Fuß oder 198 Zoll. Somit beträgt die Länge der englischen Rute genau ($16\frac{1}{2} \times 0,3048 =$) 5,0292 Meter, hier also ca. „mehr als“ 502,92 Meter.

ter, dass all diese Vorsichtsmaßregeln unnötig gewesen waren. In meine neue Festung brachte ich nun, mit unsäglicher Mühe, all meine Reichtümer, die Lebensmittel, die Munition, das Werkzeug und was ich sonst oben erwähnt habe. Dann errichtete ich mir ein großes Zelt, und zwar, um vor dem Regen, der hier zu einer bestimmten Jahreszeit sehr heftig war, geschützt zu sein. Es wurde ein doppeltes, d. h. ich spannte über ein kleineres Zelt ein größeres, das ich oben mit einem Stück geteerter Leinwand bedeckte, die ich unter den Schiffsegeln gefunden hatte. Statt in dem Bett, das ich ans Land gebracht hatte, zu schlafen, benutzte ich, von jetzt an, als mein Nachtlager, eine sehr gute Hängematte, die früher dem Steuermann gehört hatte. In das Zelt brachte ich all meine Vorräte, die keine Nässe vertragen konnten. Nachdem ich nun meine Güter auf diese Weise alle hereingeschafft hatte, verschloss ich den, bis dahin offen gelassenen Eingang und stieg von nun an, wie gesagt, mittels der Leiter aus und ein. Dann begann ich, ein Loch in den Felsen zu hauen, trug alle Erde und Steine, die ich dabei herauslöste, durch das Zelt und legte sie terrassenförmig um den Zaun, so dass der Erdboden auf dessen Innenseite etwa 50 cm höher wurde, als der äußere. Zugleich ergab sich, just hinter meinem Zelt, hieraus eine Höhle, die mir für meine Behausung als Keller diente. Schwere Arbeit und manchen Tag kostete es, bis ich alle diese Dinge zustande brachte. In der Zwischenzeit sind einige Umstände, die mein Nachdenken in Anspruch nahmen, nachträglich zu erwähnen:

Einmal, während ich an meinem Zelt und an der Höhle arbeitete, erhob sich ein starkes Gewitter. Aus dunklem, dicken Gewölk zuckte plötzlich ein Blitz und ein gewaltiger Donnerschlag folgte. Rascher noch, als dieser Blitz, überkam mich der Gedanke: <O weh, mein Pulver!> Das

Herz bebte mir bei der Überlegung, dass ein einziger Blitzstrahl meinen ganzen Vorrat vernichten könnte, von dem, meinte ich, nicht nur die Verteidigung, sondern auch ganz die Ernährung meines Lebens abhing. Wegen der Gefahr, in der ich selbst dabei schwebte, ängstigte ich mich nicht so sehr, obwohl mich ein Funke, wenn er ins Pulver geraten wäre, gleichfalls augenblicklich vernichtet haben würde. Ich war von diesem Gedanken so betroffen, dass ich, sobald der Sturm vorüber war, alles andere stehen und liegen ließ, nur um Beutel und Kästen anzufertigen, in denen ich das Pulver verteilen und in kleinen Portionen aufheben wollte, denn ich hoffte, es würde dann wenigstens nicht alles, zur gleichen Zeit, vom Feuer verzehrt werden. Diese Arbeit brachte ich in etwa vierzehn Tagen fertig. Ich teilte mein Pulver, das etwa dreieinhalb Zentner wog, in wenigstens hundert Häuflein. Von dem Fässchen, das Wasser gezogen hatte, fürchtete ich keine Gefahr und hob es daher in meiner neuen Höhle auf, die ich meine Küche nannte. Das Übrige verbarg ich in Löchern unter dem Felsen, damit es nicht nass wurde und ich merkte mir aufs Genaueste die Orte, wo ich es aufbewahrt hielt. Diese Beschäftigung, zur Sicherung meines Schießbedarfs, unterbrach ich jeden Tag durch Pausen, in denen ich, wenigstens einmal, mit dem Gewehr hinausging, sowohl zum Vergnügen, als auch um zu sehen, ob ich irgend etwas Essbares erlegen könnte. Zu gleicher Zeit beabsichtigte ich hierbei, möglichst das, was die Insel hervorbrachte, kennenzulernen. Gleich auf dem ersten dieser Streifzüge, entdeckte ich zu meiner großen Befriedigung, dass es hier Ziegen gab, sie zeigten jedoch so viel Schlauheit, Vorsicht und Flinkheit, dass ihnen nur mit der allergrößten Schwierigkeit beizukommen war. Dennoch gab ich die Hoffnung nicht auf, hin und wieder eine davon zu schießen. Bei der Verfolgung ihrer Fährten er-

kannte ich, dass sie, wenn sie sich auf dem Felsen befanden und mich im Tal erblickten, in größtem Schreck davon eilten, wenn sie jedoch im Tal weideten, wenn ich auf dem Felsen stand, beachteten sie mich gar nicht. Da ich hieraus schloss, dass sie durch die Stellung ihrer Augen gezwungen waren, den Blick auf den Boden zu richten und demzufolge nicht leicht Gegenstände über ihnen wahrnehmen konnten, wendete ich später den Kunstgriff an, ihnen immer von den Felsen aus beizukommen, von wo aus ich dann auch oft Gelegenheit hatte, Beute zu machen.

Bei der ersten Jagd auf diese Tiere, erlegte ich eine Geiß, die ein Junges säugte. Das tat mir nun sehr leid. Als die Alte tot hingefallen war, stand das Lamm ganz still neben ihr, bis ich kam und es aufhob, worauf das Junge mir zu meiner Einfriedung folgte. Ich legte die Ziege von den Schultern herunter und hob das Lamm über die Einfriedung. Meine Hoffnung, es aufziehen zu können, erfüllte sich nicht, denn da es nicht fressen wollte, musste ich es gleichfalls töten und für meinem Unterhalt verwenden. Die beiden Tiere versahen mich auf lange Zeit mit Fleisch, da ich nur wenig aß und mit meinen Vorräten überhaupt (besonders aber mit dem Brot) so sparsam, wie möglich umging. Nachdem ich mich nun fest angesiedelt hatte, fand ich es unumgänglich nötig, mir einen Platz für eine Feuerstelle und Brennmaterial zu verschaffen. Ehe ich berichte, wie ich dies bewerkstelligte, muss ich zunächst erwähnen, welche sehr verschiedenartigen Gedanken mir, seit ich die Insel bewohnte, durch den Kopf gingen. Die Aussicht, die sich vor meinem inneren Auge eröffnete, war sehr düster. Ich war zu diesem Eiland nur durch einen heftigen Sturm getrieben worden, der mich gänzlich von dem beabsichtigten Kurs und Hunder-

te von Meilen weit, von den gewöhnlichen Handelswegen verschlagen hatte. Daher hatte ich guten Grund, anzunehmen, dass ich, auf Anraten des Himmels, auf diesem öden Fleckchen Erde in trostloser Weise mein Leben beenden sollte. Je öfter ich diesen Gedanken hatte, so mehr rannten mir die Tränen reichlich über mein Gesicht. Zuweilen haderte ich mit der göttlichen Vorsehung darüber, dass sie ihre Geschöpfe so ins Verderben führte und sich so ganz und gar unglücklich und hilflos selbst überließe, dass man ihr für die Erhaltung eines solchen Daseins kaum Dank zollen konnte. Aber immer wurden diese Gedanken, durch irgendeine andere Betrachtung, rasch in eine abweichende Richtung geleitet. Besonders einmal, als ich, das Gewehr in der Hand, am Strand beschäftigt war, über meine Lage nachdachte und mir diese vermessene Frage wieder hochkam, drängte sich mir die Überlegung auf:

<Ja, es ist wahr, du bist in einer trostlosen Lage, aber gib' dir doch selbst Antwort auf diese Frage: Wo sind deine Gefährten? Wart ihr nicht zu elft im Boot? Wo sind die anderen Zehn? Warum sind denn nicht sie gerettet und warum bist nicht du untergegangen? Warum hast du allein diese Auszeichnung erfahren? Ist es besser hier zu sein oder dort in den Fluten? Hat man nicht die Pflicht, alles Übel zugleich mit dem, was es Gutes bietet, zu betrachten und mit dem zu vergleichen, was schlimmer sein könnte?>

Dann fiel mir ein, wie gut hier für meinen Unterhalt gesorgt war und in einer wie viel schlimmeren Lage ich mich befinden würde, wenn nicht zufällig das Schiff von dem Ort aus, an dem es gescheitert war, so nahe ans Land getrieben worden wäre, dass ich all diese nützlichen und überlebenswichtigen Dinge heraus holen konnte und ferner,

wie traurig meine Existenz sein würde, wenn sie so geblieben wäre, wie ich am Anfang ans Ufer kam, ohne alle Notwendigkeiten des Lebens.

»Vor allem aber« (rief ich in lautem Selbstgespräch aus), »was würde ich, ohne ein Gewehr, ohne Munition, ohne jedes Arbeitswerkzeug, ohne Kleider und Betten, ohne Zelt oder sonstiges Obdach angefangen haben?«

Dann erinnerte ich mich, dass ich jetzt all diese Dinge in ausreichendem Maße besaß und mich auf dem Weg befand, mir meinen Unterhalt, auch ohne die Gewehre, verschaffen zu können, sollte meine Munition einmal verbraucht sein. Denn von Anfang an, hatte ich darauf geachtet, wie ich für die Zeit für mich sorgen wollte, in der nicht nur mein Schießbedarf zur neige ginge, sondern auch meine Kraft und Gesundheit reduziert sein könnten. Ich dachte noch daran, dass die Furcht vor der Vernichtung meines Pulvers durch den Blitz damals, noch gar nicht in mir aufgetaucht war, daher überfiel mich, beim ersten Gewitter, auch der Gedanke hieran, um so jäher. Nun aber, will ich den traurigen Bericht von einem einsamen Dasein, wie es vielleicht nie ein anderer Mensch auf Erden geführt hat, von seinem Beginn an erzählen und ordentlich und gewissenhaft fortführen. Wir hatten, nach meiner Berechnung, den 30. September, als ich den Fuß zuerst auf das fürchterliche Eiland setzte, es war also die Jahreszeit, in der, bei uns in England, die Sonne in der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche steht. Auf der Insel dagegen, glühte sie senkrecht über meinem Scheitel. Wie ich durch eine Berechnung, die ich anstellte, zu wissen glaubte, lag meine Insel 9 Grad 22 Minuten, nördlich von der Breitengradlinie. Nach etwa zwölf Tagen fiel mir ein, wenn ich keine Vorkehrungen trafe, würde ich aus Mangel an Büchern, Feder und Tinte, in Bezug

auf die Zeitrechnung, irren und bald sogar den Sonntag nicht mehr von den Wochentagen unterscheiden können. Um dies zu verhindern, erfand ich folgendes Auskunftsmittel: Ich schnitt mit meinem Messer Worte auf eine große Tafel. Diese befestigte ich kreuzförmig an einen Pfahl, den ich da, wo ich gelandet war, in die Erde getrieben hatte. Die Worte waren:

»Hier bin ich am 30. September 1659 gelandet.«

An den Seiten dieses viereckigen Pfahls, machte ich täglich mit dem Messer einen Einschnitt, an jedem siebten Tag einen doppelt so langen, wie an den übrigen und wiederum am ersten Tage jedes Monats, eine doppelt so große Einkerbung, als die für die Sonntage. Auf diese Weise führte ich meinen Kalender, meine Wochen-, Monats- und Jahresrechnung. Ich möchte hier noch bemerken, dass sich unter den Gegenständen, die ich vom Schiff geholt hatte, einige befanden, die an sich ziemlich wertlos, mir aber sehr nützlich waren. Diese hatte ich, weiter oben, noch nicht erwähnt:

Hierzu gehörten unter anderem Federn, Tinte, Papier, die ich zum Teil aus den Vorräten des Kapitäns, des Steuermanns, des Stückmeisters und des Zimmermanns entnommen hatte. Weiterhin mehrere Kompassse, einige mathematische Instrumente, Quadranten, Ferngläser, Karten und Schifffahrtsbücher. Das alles hatte ich zusammengerafft, ohne viel darüber nachzudenken, ob ich es jemals brauchen könnte oder nicht. Auch drei gute Bibeln waren mir in die Hände gefallen, die mit meinen Sachen von London gekommen waren und die ich unter meine Reisesachen gepackt hatte. Dann hatte ich einige portugiesische Bücher, darunter drei katholische Gebetsbücher und verschiedene, andere Schriften, aus dem

Wrack mitgenommen und sorgfältig aufbewahrt. Ferner darf ich nicht vergessen, dass an Bord unseres Schiffes ein Hund und zwei Katzen gewesen waren, von denen ich im Verlauf meiner Geschichte, noch erzählen werde. Denn die beiden Katzen hatte ich mitgenommen, der Hund aber, war an dem Tag, nachdem ich die erste Floßfahrt gemacht hatte, von selbst aus dem Schiff gesprungen und an Land geschwommen. Er war mir manches Jahr hindurch ein treuer Gefährte, trug und apportierte mir alles Mögliche und leistete mir Gesellschaft, so gut er konnte. Ihn aber sprechen zu lehren, wollte nicht gelingen, wie große Mühe ich mir auch darum gab. Wie schon bemerkt, hatte ich auch Federn, Tinte und Papier gefunden. Ich ging damit sehr haushälterisch um, zeichnete aber dennoch, so lange der Vorrat reichte, alle meine Erlebnisse auf das Genaueste auf. Später wurde mir dies unmöglich, da es mir überhaupt nicht gelang, Tinte herzustellen. Überhaupt fehlte es mir an gewissen Fähigkeiten, so viel Gegenstände ich auch um mich aufgehäuft hatte, doch an einer Menge sehr wesentlicher Dinge. Zum Beispiel, außer der Tinte, hatte ich keine Hacke, Spaten oder Schaufel, um die Erde damit umzugraben, ferner keine Näh- oder Stecknadeln und keinen Zwirn. Was die Wäsche angeht, gewöhnte ich mich schnell daran, sie zu entbehren. Dieser Mangel an Gerätschaften, erschwerte natürlich all meine Arbeiten und so dauerte es, zum Beispiel, fast ein Jahr, bis ich die Einzäunung meiner Wohnung beendet hatte. Die Pfähle, die nur so schwer sein durften, dass ich sie tragen konnte, nahmen viel Zeit zum Fällen, Vorbereiten und Nach-Hause-schleppen in Anspruch. Zuweilen brauchte ich zwei Tage, um eine von diesen Palisaden, fertig an Ort und Stelle zu bringen und einen dritten Tag, um sie in die Erde zu treiben. Hierzu benutzte ich anfangs ein schweres Holzstück,

später aber nahm ich dazu eine der eisernen Brechstangen. Trotzdem war es ein mühsames und zeitraubendes Werk, diese Pfähle festzumachen. Aber was machte das, dass irgendetwas, was ich verrichtete, Zeit kostete, da ich von diesen Dingen im Überfluss hatte? Denn so viel, wie ich vorläufig überschauen konnte, blieb mir nach Vollendung dieser Arbeit nur noch die übrig, die Insel nach Lebensmitteln zu durchsuchen, was ich ohnehin schon, jetzt fast an jedem Tage tat. Ich nahm nun meine Lage ernsthaft ins Auge und setzte das Ergebnis schriftlich auf, nicht, um denen den Bericht zu hinterlassen, die etwa nach mir auf die Insel kommen würden (denn ich hatte wenig Aussicht auf Erben), sondern, um mich dadurch von den Gedanken, die täglich auf mich einstürmten und mir die Seele verdüsterten, zu befreien. Meine Vernunft begann allmählich Herr zu werden über meine verzweifelte Stimmung; ich tröstete mich dadurch, dass ich das Gute meiner Lage, dem Schlimmen gegenüberstellte und parteiisch, wie der Kaufmann sein Soll und Haben, die Freuden gegenüber den Leiden, die ich erfuhr, folgendermaßen verzeichnete:

<Das Böse und im Wechsel, **das Gute**:

Ich bin auf ein wüstes, trostloses Eiland, ohne alle Hoffnung auf Befreiung verschlagen.

Aber ich lebe und bin nicht, wie alle meine Gefährten, ertrunken.

Ich bin vereinsamt und von aller Welt getrennt, dazu verurteilt ein elendes Dasein zu führen.

Jedoch bin ich auch aus der ganzen Schiffsmannschaft auserwählt worden, vom Tod verschont ge-

blieben zu sein und der, der mir das Leben, wie ein Wunder, erhalten hat, kann mich auch aus dieser elenden Lage wieder erlösen.

Ich bin von der Menschheit getrennt, ein Einsiedler, verbannt vom Menschengeschlecht.

Trotzdem bin ich an diesem öden Ort nicht verhungert.

Ich habe keine Kleider, um meine Blöße zu bedecken.

Aber ich befinde mich in einem heißen Klima, wo ich Kleider, wenn ich sie hätte, schwerlich tragen könnte.

Ich bin ohne Verteidigungsmittel gegen irgendeinen gewaltsamen Angriff von Menschen oder Tieren.

Allein bin ich auf eine Insel verschlagen, wo ich keine wilden Tiere zu sehen bekomme, wie ich sie an der afrikanischen Küste sah. Was wäre aus mir geworden, hätte ich dort Schiffbruch erlitten?

Ich habe keine Seele, um mit ihr zu reden oder mich von ihr trösten zu lassen.

Aber Gott schickte das Schiff, durch eine wunderbare Fügung, so nahe ans Land, dass ich so viele Dinge herausholen konnte, die zur Befriedigung meiner Bedürfnisse dienen konnten oder mir die Mittel zur Befriedigung an die Hand geben, so lange ich lebe.

~

Alles in allem, ergab diese Übersicht, dass es zwar kaum eine unglücklichere Lage, als die meine in der Welt gab,

dass aber doch negative und positive Umstände darin waren, weswegen ich dankbar sein musste. Daraus mag man lernen, dass kein Zustand existiert, der nicht etwas Tröstliches bietet und bei dem wir nicht bei der Verzeichnung des Guten und Schlimmen, immer dem Soll gegenüber, auch etwas auf die Seite des Habens zu setzen haben. Nachdem ich mich, auf eine solche Weise, mit meinem Zustand einigermaßen ausgesöhnt hatte, dagegen aber die Hoffnung, auf der See ein Schiff zu erspähen, aufgegeben hatte, begann ich, mir das Leben so angenehm einzurichten, wie es nur möglich war. Meine Wohnung habe ich bereits beschrieben. Sie bestand aus einem Zelt, zu Füßen eines Felsens, das mit eigener starken Einzäunung von Pfählen und Tauern umgeben war. Ich durfte diese wohl eine Mauer nennen, besonders nachdem ich eine Art Wall aus Erdklumpen, etwa 60 cm hoch, an der Außenseite auf ihr aufgetürmt hatte. Nach Ablauf von etwa anderthalb Jahren hatte ich, von diesem Wall aus, Holzstücke gegen den Felsen gestemmt und sie mit Baumzweigen und Ähnlichem bedeckt, um den Regen abzuhalten, der während gewisser Jahreszeiten sehr heftig war. All meine Güter hatte ich in diese Einhegung und die, im Hintergrund befindliche, Höhle gebracht. Anfangs hatten sie dort einen unordentlichen Haufen gebildet und mir allen Platz weggenommen, so dass ich mich kaum rühren konnte. Daher hatte ich mich dann daran gemacht, die Höhle zu erweitern und tiefer in den Felsen einzudringen. Dieser bestand aus lockerem Sandstein und gab leicht nach. Da ich mich gegen wilde Tiere doch hinlänglich geschützt glaubte, arbeitete ich mich ganz durch den Felsen durch und bekam so eine Tür nach Außen hin, durch die ich meine Festung verlassen konnte. So hatte ich nicht nur einen Aus- und Eingang, sondern auch einen größeren Behälter für meine

Besitztümer.

Ich begann dann, mir diejenigen Gegenstände selbst anzufertigen, die mir als die Notwendigsten erschienen, nämlich vor allem einen Tisch und einen Stuhl, da ich, ohne diese, nicht einmal eine geringe Behaglichkeit, die mir normalerweise auf der Welt geboten worden wäre, genießen konnte. Denn ohne Tisch hätte ich weder schreiben, essen oder andere Beschäftigungen mit einiger Bequemlichkeit ausführen können. Hierbei sollte ich nicht verschweigen, da die Vernunft die Wurzel und der Ursprung der Mathematik ist, jede:r durch vernünftige Berechnung und Bemessung der Dinge, innerhalb kürzester Zeit ein:e Meister:in in allen mechanischen Künsten werden kann. Ich hatte, in meinem früheren Leben, niemals Handwerkszeug in den Händen gehabt und trotzdem erkannte ich jetzt bald, dass es mir durch Arbeit, Ausdauer und Eifer möglich war, alles, was ich brauchte, wenn ich nur das nötige Gerät gehabt hatte, selbst anzufertigen. Ich machte also eine Menge Dinge, auch ohne Handwerkszeug. Einige, lediglich mit Hobel und Hackbeil und zwar waren das Gegenstände, die wohl nie früher auf solch eine Art angefertigt worden waren. Zum Beispiel, wenn ich ein Brett brauchte, blieb mir nichts übrig, als einen Baum zu fällen und ihn, mit der Axt, von beiden Seiten so lange zu behauen, bis er dünn wie ein Brett war, worauf ich ihn dann mit dem Hobel glättete. Freilich konnte ich auf diese Weise, aus einem ganzen Baum, nur ein einziges Brett erhalten, doch da half nichts weiter als die Geduld und wenn mich auch die Anfertigung eines einzigen, solchen Gegenstands eine enorme Menge Zeit und Arbeit kostete, so war ja Arbeit und Zeit für mich von geringem Wert und es kam nicht darauf an, ob ich sie so oder so verwendete.

Zunächst machte ich mir aus den kurzen Latten, die ich auf meinem Floß aus dem Schiff geholt hatte, Tisch und Stuhl. Ferner brachte ich, nachdem einige Bretter in der oben angegebenen Weise fertig geworden waren, große Fächer von 50 cm Breite übereinander an der Seitenwand meiner Höhle an, um all meine Werkzeuge, Nägel und eisernen Geräte darauf zu legen und alles, zur größeren Bequemlichkeit, an einer bestimmten Stelle zu haben.

Dann schlug ich Pflöcke in die Felswand, um mein Gewehr und anderes daran zu hängen. Meine Höhle sah jetzt aus, wie ein großes Magazin, mit allen unentbehrlichen Dingen und ich hatte alles so zur Hand, dass mir diese Ordnung ein großes Vergnügen bereitete. Von nun an begann ich auch ein Tagebuch zu führen und darin meine täglichen Beschäftigungen zu verzeichnen. Früher hatte es mir zu sehr an Ruhe, besonders an Gemütsruhe gefehlt und mein Journal würde, in dieser Zeit, mit vielen unbedeutenden Dingen angefüllt worden sein. Da hätte ich zum Beispiel vom 30. September nichts zu berichten gehabt, als etwa: Nachdem ich gelandet und dem Tod des Ertrinkens entronnen war, bin ich, nachdem ich zuvor eine ganze Menge verschlucktes Salzwasser ausgebrochen hatte und wieder ein wenig zu mir gekommen war, statt Gott für meine Errettung zu danken, mit dem Ausruf: »Ich bin verloren! ich bin verloren!«, händeringend am Strand auf- und abgelaufen, bis ich mich müde und matt auf die Erde zur Ruhe gelegt haben würde. Dort hätte ich aber nicht schlafen können, aus Furcht gefressen zu werden.



Einige Tage, nachdem ich schon alles vom Schiff geholt hatte, konnte ich es nicht lassen, doch wieder einmal die Spitze des kleinen Berges zu ersteigen und auf die See hinauszuschauen, in der Hoffnung, ein Schiff zu erblicken. Tatsächlich bildete ich mir auch ein, in großer Entfernung ein Segel zu erspähen. Ich täuschte mich lange mit dieser Hoffnung und blickte starr auf das Meer, bis ich fast erblindete. Dann gab ich es auf, setzte mich nieder, weinte wie ein Kind und vergrößerte so, durch eigene Torheit, mein Elend. Erst nachdem ich diesen Kummer einigermaßen überwunden hatte, meine provisorische Unterkunft aufgelöst, mir ein kleines Haus eingerichtet und alles um mich herum so hübsch, wie möglich, geordnet hatte, begann ich mein Tagebuch zu schreiben. Ich will hier den kärglichen Inhalt (ich konnte es nämlich nur so lange fortsetzen, bis mir die Tinte ausging) erzählen, obwohl in ihm viele Dinge wiederholt werden, die ich schon mehrfach berichtet hatte.

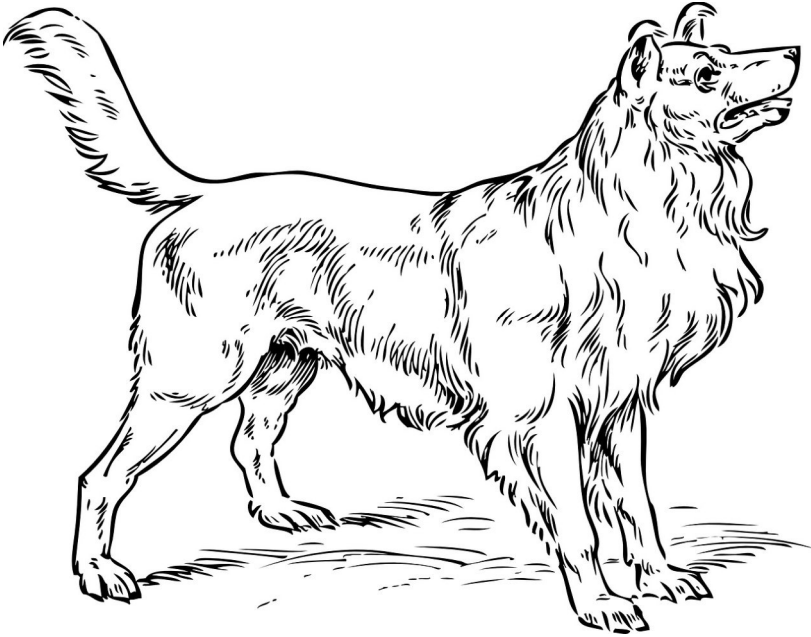


Abb. 02

Mein Tagebuch.

30. September 1659.

Ich armer, unglückseliger Robinson Crusoe, habe bei einem fürchterlichen Sturm Schiffbruch erlitten und bin auf diese traurige Insel geraten, der ich den Namen »das Eiland der Verzweiflung« gegeben habe. Alle meine Schiffsgefährten sind ertrunken und ich selbst bin nur mit Not dem Tod entronnen. Nachdem ich gelandet war, habe ich den Rest des Tages dafür verwendet, über meine trostlose Lage nachzudenken, dass ich weder Nahrung, Wohnung, Kleidung, Waffen, noch irgendeinen Zufluchtsort habe. Ich bin an diesem »Trost«, fast zerbrochen und

ich sah nichts als Verderben, um mich herum. Ich hatte die Befürchtung, entweder von wilden Tieren gefressen oder von Kannibalen ermordet zu werden oder an Hunger zu sterben. Als die Nacht kam, erstieg ich einen Baum, aus Furcht vor den Bestien. Es regnete die ganze Nacht hindurch, dennoch aber erfreute ich mich eines gesunden Schlafs.

1. Oktober.

Am Morgen sah ich mit großer Verwunderung, dass das Schiff von der Flut näher ans Ufer getrieben worden war, als es noch am vorigen Tage gelegen hatte. Es war mir ein Trost, es aufrecht stehen und unzertrümmert zu sehen. Denn ich hoffte, wenn sich der Wind legen würde, könnte ich an Bord gehen, um Lebensmittel und sonstige notwendigen Gegenstände holen zu können. Andererseits erneuerte aber der Anblick auch meinen Schmerz um den Verlust der Kameraden, die, so schien es mir, wenn sie an Bord geblieben wären, das Schiff hätten retten können oder wenigstens wären sie nicht ertrunken. Wäre die Mannschaft gerettet worden, hätten wir uns vielleicht, aus den Trümmern des Schiffes, ein Boot bauen und damit irgendein anderes Fleckchen Erde erreichen können. Ich verbrachte einen großen Teil des Tages damit, mich durch solche Gedanken zu quälen. Endlich aber, als das Schiff beinahe auf dem Trockenen lag, ging ich am Strand so nahe wie möglich an es heran, schwamm dann dorthin und begab mich an Bord. Auch an diesem Tage regnete es unaufhörlich, dabei war es jedoch gänzlich windstill.

1. bis 24. Oktober.

An all diesen Tagen unternahm ich verschiedene Fahrten zum Schiff, indem ich jedes Mal die Flut nutzte, um all das

auf Flößen an Land zu retten, was ich nur konnte. Auch zu dieser Zeit, regnete es dauernd, obwohl der Regen manchmal von schönem Wetter unterbrochen wurde. Es schien eine regnerische Jahreszeit zu sein.

24. Oktober.

Mein Floß schlug um und mit ihm meine ganze Ladung. Doch geschah es in seichtem Wasser, und da die Gegenstände schwer waren, bekam ich viele von ihnen wieder, während der Ebbe.

25. Oktober.

Es regnete die ganze Nacht und den ganzen Tag über; einige Male kamen auch starke Windstöße auf. Während einer dieser Windböen, brach das Schiff in Stücke und es war nichts mehr davon zu sehen, außer dem Rumpf und auch den erblickte ich nur bei niedrigem Wasser. Ich verbrachte den Tag damit, meine Habe in Sicherheit zu bringen, damit sie der Regen nicht verdarb.

26. Oktober.

Ich wanderte heute fast den ganzen Tag am Strand umher, um einen Platz für eine Lagerstätte zu finden. Besonders war ich darauf bedacht, mich für die Nacht vor den Angriffen wilder Tiere und unbekanntem Menschen zu sichern. Gegen Abend, fand ich einen geeigneten Platz unter einem Felsen. Ich markierte einen Halbkreis für meine Wohnstatt, die ich mit einem Wall, wie eine Festungsmauer, aus einer doppelten Reihe von mit Taustücken verbundenen Palisaden umgab.

26. bis zum 30. Oktober.

Ich plagte mich sehr ab, indem ich all meine Habseligkeiten in die neue Wohnstatt brachte. Unterdessen regnete es eine Zeitlang heftig weiter.

Am 31. Oktober

morgens, ging ich mit meinem Gewehr auf der Insel umher, um zu jagen und das Land auszukundschaften. Ich erlegte eine Ziegengeiß und das Junge folgte mir zu meinem Platz, wo ich es später schlachten musste, da es nicht fressen wollte.

1. November.

Ich schlug mein Zelt unter dem Felsen auf und schlief dort zum ersten Mal in der Nacht. Ich hatte es so groß, wie möglich erbaut, um darin meine Hängematte an Pfählen aufhängen zu können.

2. November.

Ich trug all meine Kisten, Bretter und die Holzstücke, aus denen ich die Flöße gebaut hatte, zusammen und bildete aus ihnen, von der für die Umzäunung gezeichneten Linie, etwas nach innen zurückgesetzt, eine Art Zaun um mich herum.

3. November.

Ich ging mit dem Gewehr nach draußen und schoss zwei entenartige Vögel, die mir eine vortreffliche Mahlzeit lieferten. Am Nachmittag machte ich mich daran, mir einen Tisch zu bauen.

4. November.

Die Frühstunden verwendete ich dazu, meine Arbeitszeit regelmäßig einzuteilen. Die Morgenzeit bestimmte ich zu einem zwei- bis dreistündigen Ausgang mit dem Gewehr, vorausgesetzt, dass es nicht regnete. Dann wollte ich bis etwa elf Uhr arbeiten und dann essen, was ich gerade Essbares hatte. Von zwölf bis zwei Uhr, legte ich mich zum Schlafen hin, da das Wetter ungemein heiß war, der Abend sollte dann wieder für die Arbeit bestimmt sein. (Die Arbeitszeit an diesem und den nächsten Tagen verwendete ich, in Gänze, zur Anfertigung meines Tisches, denn es ging anfangs nur langsam mit der Arbeit weiter. Zeit und Notwendigkeit machten mich jedoch, bald darauf, zu einem perfekten Naturhandwerker, wie es in gleicher Lage wohl jedem ergehen müsste).

5. November.

Heute ging ich mit der Flinte und meinem Hund aus und erlegte eine wilde Katze. Ihr Fell war sehr schön, aber das Fleisch ungenießbar. Ich zog ihr, wie ich es mit allen erlegten Tieren tat, das Fell ab und bewahrte es auf. Als ich an den Strand zurück ging, sah ich mancherlei Seevögel, die ich nicht kannte. Erstaunt und fast erschrocken war ich über den Anblick mehrerer Robben, die ins Meer flüchteten und mir für diesmal entrannen, während ich sie anstarrte, ohne gleich zu wissen, was es für Tiere waren.

6. November.

Nach meinem Morgenspaziergang stellte ich den Tisch fertig, doch nicht zu meiner Zufriedenheit, bald jedoch, lernte ich, so etwas besser zu machen.

7. November.

Es hat sich jetzt schönes Wetter eingestellt. Den 7. 8. 9. und 10. und einen Teil des 12. (denn der 11. war ein Sonntag) verwendete ich dazu, mir einen Stuhl zu bauen. Mit großer Mühe, brachte ich auch ein leidliches Gestell zuwege, doch gefiel es mir nicht, obwohl ich es schon, während der Arbeit, mehrere Male wieder in Stücke zerschlugen und aufs Neue begonnen hatte.

Anmerkung. Nach kurzer Zeit versäumte ich, die Sonntage einzuhalten, da ich vergessen hatte, die Einkerbungen an meinem Pfosten zu hinterlassen und daher bald nicht mehr die Tage unterscheiden konnte.

13. November.

Heute regnete es, was mich ungemein erfrischte und auch die Erde abkühlte. Ein Gewitter aber, von dem der Regen begleitet war, erschreckte mich furchtbar, weil ich mir um mein Pulver Sorgen machte. Sobald das Unwetter vorüber war, beschloss ich, meinen Pulvervorrat in möglichst viele und kleine Partien zu verteilen und ihn so außer Gefahr zu bringen.

14. 15. und 16. November.

Diese drei Tage verwendete ich dazu, kleine viereckige Schachteln oder Kästchen zu machen, die jeweils ein bis zwei Pfund Pulver fassten. In diesen hob ich meinen Pulvervorrat auf, und zwar jeden Behälter, möglichst entfernt von dem anderen. An einem dieser Tage schoss ich einen großen Vogel, der mir eine vortreffliche Speise lieferte, mir aber unbekannt war.

17. November.

Heute begann ich, hinter meinem Zelt, in den Felsen zu graben, um mir größere Bequemlichkeit zu verschaffen.

Anmerkung. Dreierlei entbehrte ich sehr, bei dieser Arbeit, nämlich eine Hacke, eine Schaufel und eine Schubkarre oder einen Korb. Daher unterbrach ich meine Arbeit und überlegte, wie ich diesem Mangel begegnen könnte. Statt der Hacke, nahm ich eiserne Brechstangen, die sich, obwohl sie schwer waren, doch dazu eigneten. Jedoch brauchte ich dringend eine Schaufel oder einen Spaten weil ich, ohne sie, nichts anfangen konnte. Doch konnte ich vorläufig nicht herausfinden, wie ich mir solche Geräte verschaffen sollte.

18. November.

Am nächsten Tag fand ich beim Durchstreifen des Waldes einen Baum von der Art, die in Brasilien, wegen der Härte ihres Holzes, Eisenbäume genannt werden.

Von diesem schlug ich, mit großer Mühe, ein Stück ab, wobei ich mich aber beinahe selbst verletzt hätte und brachte es heim, ebenfalls unter großer Anstrengung, da es sehr schwer war. Durch die ungeweine Härte des Holzes dauerte es sehr lange, bis ich es endlich in Spatenform gestaltet hatte. Der Handgriff war genau geformt, wie die aus England, an der breiten Seite, am Fuß, fehlte jedoch eine eiserne Schutzhülle. Trotzdem leistete er mir gute Dienste. Ich vermisste nun noch einen Korb oder eine Schubkarre. Einen Korb konnte ich überhaupt nicht zustande bringen, da es mir an Zweigen fehlte, die sich zur Flechtarbeit eignen würden, wenigstens hatte ich bis jetzt noch keine gefunden. Was dagegen die Schubkarre

anging, so glaubte ich wohl alle Teile eines solchen besorgen zu können, bis auf das Rad. Wie ich das jedoch bewerkstelligen sollte, hatte ich nicht die geringste Ahnung. Ebenso unmöglich war mir aber auch, die eiserne Hülse, mit der die Axt geschützt sein musste, anzufertigen. Ich gab daher das ganze Unternehmen auf und machte mir, um die Erde aus meiner Höhle zu schaffen, eine Art von Lehmkübel, wie ihn Maurer zum Fortschaffen des Mörtels benutzen. Dies war weniger schwierig, als die Anfertigung des Spatens und dennoch nahmen mich beide Arbeiten und der vergebliche Versuch, eine Schubkarre zu bauen, vier volle Tage in Anspruch. Natürlich waren dabei meine Morgenspaziergänge mit dem Gewehr davon abgezogen, die ich nur ausnahmsweise unterließ und von denen ich selten heimkehrte, ohne etwas Essbares erbeutet zu haben.

23. November.

Nach Anfertigung dieser Werkzeuge, nahm ich meine frühere Arbeit wieder auf und verwendete ganze achtzehn Tage auf Ausweitung und Vertiefung meiner Höhle, damit ich meine Habe bequemer herausholen konnte.

Anmerkung. Mein Hauptzweck bei diesem Unternehmen war, einen Raum zu bekommen, der mir als Magazin, Küche, Esszimmer und Keller dienen konnte. Ich wohnte nämlich für gewöhnlich in meinem Zelt, nur während der feuchten Jahreszeit nötigte mich der heftige Regen, da ich sonst völlig durchnässt worden wäre, das Zelt zu verlassen. Dies brachte mich später dazu, den ganzen Platz vor der Felswand, mit, in der Form von Dachsparren gefertigten Pfählen abzudecken. Diese stützten sich gegen den Felsen und ich bedeckte sie mit Zweigen und breiten Baumblättern, wie mit einem Strohdach.

10. Dezember.

Ich glaubte schon, meine Höhle fertiggestellt zu haben, als plötzlich eine große Menge Erde von der Decke, an der einen Seite, herabstürzte, was mich unglaublich erschreckte, und zwar mit Recht, denn wäre ich gerade an dieser Stelle gewesen, hätte ich keinen Totengräber mehr gebraucht. Dies Missgeschick verursachte mir wieder eine große Menge Arbeit, da ich die heruntergefallene Erde entfernen und, was wichtiger war, die Höhlendecke abstützen musste, damit ich ein Herunterfallen, ein für alle Mal, verhindern konnte.

11. Dezember.

Ich machte mich heute gleich an diese Aufgabe heran und richtete, unter dem Gewölbe, zwei Pfeiler auf, die ich mit zwei Querbrettern kreuzte. Am nächsten Tag, war ich hiermit fertig, fügte dann aber noch weitere Pfeiler und Bretter hinzu und hatte so, innerhalb einer Woche, das Dach befestigt und die reihenweise eingeschlagenen Pfosten dienten mir zugleich dazu, meine Wohnung in einzelne Räume zu unterteilen.

17. Dezember.

Von diesem Tag, bis zum 20. des selben Monats, gab ich mich damit ab, Regalfächer aufzubauen und Nägel in die Pfosten zu schlagen, um alles daran aufzuhängen, was sich dazu eignete. Jetzt fing ich endlich an, in meiner Behausung einigermaßen Ordnung zu haben.

20. Dezember.

Ich trug alles, was dahin gehörte, in den Keller und fertig-

te kleine Bretter, wie ein Gesims, um meine Lebensmittel darauf zu lagern. Als jedoch meine Bretter zur Neige gingen, machte ich mir noch einen zweiten Tisch, um allerlei Dinge darauf stellen zu können.

24. Dezember.

Es regnete die ganze Nacht, sowie den ganzen Tag und ich konnte daher nicht ausgehen.

25. Dezember.

Unaufhörlicher Regen.

26. Dezember.

Der Regen hatte aufgehört. Die Erde war stark abgekühlt und die Temperatur sehr angenehm.

27. Dezember.

Ich erlegte eine junge Geiß und lähmte eine andere, die ich fing und an einem Strick nach Hause führte; hier verband und schiente ich ihr das zerbrochene Bein.

Nota bene ²⁸. Ich sorgte für das Tier so, damit es am Leben bleibe konnte. Das Bein heilte und wurde so gerade, wie vorher. Durch mein Füttern, machte ich das Tier zahm, es weidete auf dem kleinen grünen Platz, vor meiner Tür und lief niemals fort. Jetzt kam mir zum ersten Mal der Gedanke, Tiere aufzuziehen und zu zähmen, um davon zu leben, wenn ich einmal meinen Schießbedarf verbraucht haben würde.

²⁸ Dies heißt so viel wie: Übrigens, wohlgemerkt, Gut.

28. bis 31. Dezember.

Große Hitze und völlige Windstille, so dass ich nur am Abend zur Jagd ausgehen konnte. Die Tage verbrachte ich damit, alle meine Sachen zu ordnen.

1. Januar.

Immer noch große Hitze, doch ging ich in der Früh und abends mit meinem Gewehr hinaus. Die Zwischenzeit über, lag ich still zu Hause. An diesem Abend ging ich tiefer hinein in die Täler, die in der Mitte der Insel lagen und fand dort eine Menge Ziegen, denen ich aber, weil sie so scheu waren, nicht beikommen konnte. Ich beschloss daher, zu versuchen, ob es nicht gelingen könnte, sie mit meinem Hund zu jagen.

2. Januar.

Sogleich am nächsten Tag stellte ich diesen Versuch an. Ich hatte mich jedoch verrechnet, denn die Ziegen wendeten sich alle, mit ihren Hörnern, dem Hund entgegen und er hütete sich, ihnen zu nahe zu kommen.

3. Januar.

Heute begann ich mein Gebiet einzuzäunen und machte, da ich noch immer in der Furcht lebte, von jemandem angegriffen zu werden, die Umhegung so dick, fest und stark, wie nur möglich.

Anmerkung. Da ich die Einzäunung früher beschrieben habe, so übergehe ich hier, was darüber im Tagebuch gesagt wurde. Es genügt, anzumerken, dass ich nicht weniger als vom 3. Januar bis zum 14. April mit der Vollen- dung des Zaunes beschäftigt war, obwohl er nur vier-

undzwanzig Ellen ²⁹ in der Länge (von einem Ende des Felsens bis zum anderen gemessen) und acht Ellen in der Tiefe (von der Tür der Höhle, als Mittelpunkt, gerechnet) maß.

Diese ganze Zeit über arbeitete ich sehr angestrengt, wobei mir jedoch der Regen viele Tage, ja einige Male, ganze Wochen hindurch, sehr hinderlich war. Doch fühlte ich mich nicht vollkommen sicher, bis ich die Einhegung vollendet hatte.

Man glaubt kaum, was für eine unbeschreibliche Arbeit sie mir machte; besonders war dies der Fall mit dem Herbeischaffen der Pfähle aus dem Wald und dem Einschlagen in die Erde. Als der Wall beendet war, hielt ich ihn für so dicht, dass, wenn Besucher auf die Insel kommen sollten, sie keine menschlichen Behausung darin sehen würden. Dass ich mit dieser Ansicht Recht behalten sollte, wird sich später, bei einer merkwürdigen Gelegenheit, zeigen. Auch während dieser Beschäftigung machte ich täglich meinen Jagdausflug in die Wälder, das heißt, so oft es der Regen zuließ. Hierbei entdeckte ich häufig erfreuliche Dinge. Besonders war, dass ich eine Art wilder Tauben fand, die nicht wie die Waldtauben auf Bäumen, sondern wie die Haustauben in Felslöcher bauten. Ich nahm einige Junge mit mir und bemühte mich, sie aufzuziehen. Als sie jedoch älter wurden, flogen sie alle fort, da ich ihnen nicht ausreichendes Futter geben konnte. Dann aber fand ich oft solche Nester und holte mir die Jungen heraus, die ich mir sehr wohl schmecken ließ.

²⁹ Eine englische Elle ist $1 \frac{1}{4}$ Yards = 1,14298 Meter, hier also ca. 27,43 Meter bzw. 09,44 Meter.

Bei der Ordnung meiner Behausung fühlte ich aufs Neue, dass mir verschiedene Dinge doch noch sehr fehlten. Einige darunter, glaubte ich niemals herstellen zu können und, in Bezug auf mehrere davon, ist das auch in der Tat der Fall gewesen. Zum Beispiel brachte ich es durchaus nicht fertig, eine Tonne zu bauen. Ich hatte mehrere kleine Fässer, wie schon oben erwähnt, aber es gelang mir nicht, obwohl ich mich viele Wochen daran versuchte, nach dem Vorbild der vorhandenen, neue zu machen. Weder schaffte ich es, den Boden richtig einzulassen, noch konnte ich die Dauben³⁰ so nahe aneinander fügen, dass sie wasserdicht wurden. Ich gab daher die ganze Sache auf. Ferner vermisste ich sehr jegliche Art von Lampen. Sobald es dunkel wurde, was gewöhnlich um sieben Uhr geschah, musste ich zu Bett gehen. Jetzt wünschte ich mir oft einen Klumpen Bienenwachs zurück, aus dem ich mir, bei meiner Flucht aus Afrika, Kerzen gefertigt hatte, aber der war längst nicht mehr vorhanden. Um diesem Mangel abzuhelpen, fand ich kein anderes Mittel, als dass ich, so oft ich eine Ziege erlegt hatte, das Fett sammelte und mir mittels eines kleinen Lehmgefäßes, das ich in der Sonne trocknete und mit einem Docht aus Taugarn versah, eine Lampe herstellte. Sie leuchtete, wenn auch nicht ganz, doch fast so hell wie eine gewöhnliche Kerze. Während dieser Beschäftigung fiel mir, als ich einmal unter meinen Sachen kramte, wieder ein Säckchen in die Hand. Dieses, wie bereits früher beschrieben, war mit Körnerfutter des Geflügels gefüllt gewesen. Der geringe Rest des Korns war von den Ratten im Schiff gefressen worden und ich hatte nur Hülsen und Staub in dem Säckchen bemerkt. Da ich dieses nun zu einem anderen Zweck benutzen wollte (ich glaube bei der Verteilung des Pulvers), hatte ich die Kornhülsen an

³⁰ Längshölzer zur Herstellung von Fässern.

die Seite meiner kleinen Festung, unter dem Felsen ausgeschüttet.

Es war kurz vor dem großen Regen, an den ich dachte, dass ich diesen Abfall weggeworfen hatte. Ich hatte mit keinem Gedanken mehr daran gedacht, als ich etwa einen Monat später, einige grüne Halme aus dem Boden ragen sah, die ich anfangs, für eine früher nicht bemerkte Pflanze hielt. Aber wie sehr war ich erstaunt, als ich, kurze Zeit darauf, sah, wie sich zehn bis zwölf Ähren daraus entwickeln hatten, die ich als vollkommen gute, grüne Gerste der europäischen oder vielmehr der englischen Art erkannte. Ich kann meine Empfindungen bei dieser Entdeckung nicht beschreiben. Bisher hatte ich überhaupt keine religiöse Weltanschauung gehabt, nur wenige Ideen dieser Art waren in meinem Kopf vorhanden gewesen, Alles, was mir widerfahren war, hatte ich als Zufall oder, wie man so sagt, als Gottes Fügung angesehen. Mit den Zwecken der Vorsehung und ihre Anordnung der Dinge dieser Welt, hatte ich mich, bis dahin, nicht im Entferntesten gekümmert. Als ich jedoch nun in einem Klima, von dem ich wusste, dass es sich nicht für Getreide eignet, Gerste wachsen sah, ohne eine Ahnung zu haben, wie sie dahin gekommen war, war ich tief beeindruckt. Ich begann zu glauben, Gott habe, durch ein Wunder, diese Ähren sprießen lassen, ohne dass ein Samenkorn vorhanden gewesen war, und zwar lediglich dafür, damit sie mir in dieser trostlosen Einöde Nahrung schenken könnten. Dieser Gedanke bewegte mein Herz zu Tränen und ich fing an, mich selig zu preisen, weil um meinetwillen solch ein Naturwunder geschehen war. Noch größer war meine Überraschung, als ich in der Nähe, dem Fels entlang, auch noch andere Halme entdeckte, die ich von meinem Aufenthalt in Afrika her, als Reisähren kannte.

Da ich nicht zu glauben wagte, diese seien auch nur zu meiner Erhaltung von der Vorsehung hierhergebracht worden, indem ich vielmehr überzeugt war, dass sich noch mehr davon hier finden lassen könnte, suchte ich auf dem ganzen, mir bekannten Teil der Insel, in allen Ecken und unter jedem Felsen, nach weiteren Ähren, aber ich entdeckte keine. Endlich fiel mir ein, dass ich ja den Sack mit dem Hühnerfutter an dieser einen Stelle ausgeschüttet hatte und nun begann die Sache ihr Wundersames zu verlieren. Ich muss bekennen, auch meine Dankbarkeit für die göttliche Fügung fing an, sich durch die Entdeckung, dass das Ganze ein gewöhnliches Ereignis war, stark zu verringern, obwohl ich für ein Ereignis, das ja gerade so seltsam und unerwartet wie ein Wunder war, nicht weniger dankbar sein sollte. War es denn nicht wirklich ein Werk der Vorsehung, dass zehn oder zwölf Getreidekörner unversehrt blieben, als die Ratten alles Übrige vernichteten? Wie auch das, dass ich diese Körner gerade an dieser bestimmten Stelle ausschüttete, wo sie in dem Schatten des Felsens sofort aufgingen, während sie, hätte ich sie irgendwo anders ausgestreut, in dieser heißen Jahreszeit verdorrt und umgekommen wären?

Wie man sich denken kann, bewahrte ich die Ähren, sobald sie reif geworden waren (es geschah gegen Ende Juni), sorgfältig auf. Ich beschloss, die darin enthaltenen Körner wieder auszusäen und hoffte dadurch bald eine hinreichende Menge an Feldfrüchten zu erhalten, um Brot daraus zubereiten zu können. Jedoch durfte ich mir erst im vierten Jahr erlauben, von diesem Korn zu essen und selbst dann nur sparsam, wie ich später berichten werde. Ich verlor nämlich die ganze erste Aussaat, weil ich nicht die geeignete Zeit beobachtet und sie unmittelbar vor den trockenen Monaten ausgestreut hatte, so dass sie nicht aufkeimte oder wenigstens nicht in erwünschter Menge

Frucht trug. Außer der Gerste fand ich, wie erwähnt, auch zwanzig bis dreißig Reishalme, die ich mit gleicher Sorgfalt aufhob und in gleicher Weise benutzte. Ich entdeckte nämlich eine Methode, die Körner zu kochen, statt Mehl daraus zu backen, obwohl mir das später auch gelang.

Doch ich will jetzt wieder zu meinem Tagebuch zurückkehren.

Diese drei oder vier Monate hindurch, arbeitete ich überaus angestrengt, um meine Einzäunung fertig zu bekommen.

Am 14. April

stellte ich sie fertig. Um in sie hineinzukommen, nutzte ich nicht eine Türe, sondern stieg mittels einer Leiter über die Einfriedigung, damit man von der Außenseite meiner Behausung nichts von dieser merken konnte.

16. April.

Heute wurde ich mit der Leiter fertig. So oft ich diese benutzt hatte, zog ich sie wieder hinein und legte sie im Innern der Umfriedigung hin, so dass ich, wenn ich mich in meiner Wohnstatt befand, gegen Außen gänzlich abgeschlossen war. Schon am nächsten Tag aber, nachdem ich die Einfriedigung vollendet hatte, wäre fast meine ganze Arbeit über den Haufen geworfen worden und ich selbst beinahe umgekommen. Die Sache verhielt sich so. Ich war, hinter meinem Zelt, gerade am Höhleneingang beschäftigt, als mich ein unerwartetes Ereignis furchtbar erschreckte. Ich sah nämlich die Erde, die die Decke meiner Höhle bildete, sich mit einem Mal ablösen und vom Gipfel des Hügels, über mir herabstürzen. Zwei der

Pfähle, mit denen ich die Wölbung meiner Höhle gestützt hatte, krachten mit fürchterlichem Lärm zusammen. Ich war aufs Äußerste erschreckt, hatte jedoch keine Ahnung von der wirklichen Ursache, indem ich glaubte, meine Höhlendecke stürze wieder in derselben Weise ein, wie es mit einem Teil schon einmal geschehen war. Aus Furcht, lebendig begraben zu werden, rannte ich zu meiner Leiter und glaubte mich nicht eher in Sicherheit und vor den herabstürzenden Felsen geschützt, bis ich über meine Palisadenabtrennung geklettert war. Kaum hatte ich den Fuß auf den Boden gesetzt, als ich erkannte, dass ein schreckliches Erdbeben die Ursache der Erschütterung gewesen war. Der Erdboden, auf dem ich stand, wurde nämlich dreimal, in Zwischenräumen von je etwa acht Minuten, durch solche Stöße erschüttert, dass sie das festeste Gebäude umgeworfen haben würden. Ein großes Stück der Felsspitze, die ungefähr eine halbe Meile von mir entfernt, über das Ufer ragte, stürzte mit einem so entsetzlichen Getöse, wie ich es im Leben nicht gehört hatte, ins Meer. Auch dieses befand sich in heftiger Bewegung und wie mir schien, waren die Stöße unter dem Wasser noch stärker, als die auf der Insel.

Ich erschrak so sehr, denn ich hatte so etwas noch nie erlebt und auch niemals nur davon erzählen gehört, dass ich wie tot vor Bestürzung war. Die Erderschütterung verursachte bei mir große Übelkeit, als ob ich seekrank war. Erst der Lärm des herabstürzenden Felsens erweckte mich wieder aus meiner Betäubung und ich glaubte jetzt nichts anderes, als dass der Hügel zusammenbrechen und mein Zelt mit meiner ganzen Habe begraben würde, ein Gedanke, der mir abermals das Herz stehen ließ. Nachdem aber der dritte Stoß vorüber war und ich einige Zeit hindurch nichts verspürte, begann ich wieder Mut zu schöpfen. Dennoch wagte ich noch

nicht, wieder über meine Einzäunung zu steigen, aus Furcht, verschüttet zu werden. Ich saß still und trostlos auf der Erde, ohne zu wissen, was ich anfangen sollte. Diese ganze Zeit über kam mir nicht der geringste, religiöse Gedanke in den Sinn. Nur das gewöhnliche »Gott sei mir gnädig« ging über meine Lippen und auch das wiederholte ich nicht mehr, sobald das Ereignis vorüber war. Während ich so saß, sah ich, wie sich der Himmel mit Wolken überzog, als ob ein Regen drohte. Nach und nach, erhob sich der Wind und in weniger als einer halben Stunde tobte ein fürchterlicher Sturm. Die See war plötzlich mit Schaum bedeckt, die Brandung tobte am Ufer, starke Bäume wurden entwurzelt. Erst nach drei Stunden, begann der Sturm abzuschwellen und nach weiteren zwei Stunden, wurde es dann vollkommen windstill und fing an stark zu regnen. Diese ganze Zeit über saß ich niedergeschlagen und ängstlich auf der Erde. Plötzlich aber fiel mir ein, dass dieser Wind und Regen, wohl die gewöhnlichen Folgen des Erdbebens sein könnten und dass dieses daher aufgehört habe. Jetzt erst erwachten meine Lebensgeister wieder. Der Regen trieb mich in meine Behausung zurück, wo ich mich im Zelt hinsetzte, bis mich der heftige Regen in die Höhle zwang, obgleich ich noch immer nicht von der Furcht befreit war, sie werde mir über dem Kopf zusammenstürzen.

Dort zwangen mich die Regengüsse, rasch eine Arbeit in Angriff zu nehmen. Ich erkannte nämlich die Notwendigkeit, eine Rinne zu machen, damit das Wasser einen Ausweg aus der Höhle nehmen konnte. Als ich nach einiger Zeit bemerkte, dass keine weiteren Erderschütterungen vorkamen, fing ich an ruhiger zu werden. Da es wichtig war, wieder einigermaßen zu Kräften zu kommen, ging ich an meinen kleinen Proviantvorrat und nahm einen Schluck Rum. Dabei war ich jedoch, wie immer, sparsam damit,

da mir wohl bewusst war, das ich, außer diesem Vorrat, keinen weiteren hatte. Es regnete die ganze Nacht und einen großen Teil des nächsten Tages hindurch, so dass ich nicht ausgehen konnte. Als ich mich wieder einigermaßen beruhigt hatte, dachte ich darüber nach, was ich jetzt anfangen könnte. Ich überlegte, dass ich, wenn die Insel solchen Erderschütterungen öfters ausgesetzt war, in der Höhle nicht wohnen bleiben konnte, sondern darüber nachdenken musste, mir auf einem freien Platz ein Hüttchen zu bauen. Dieses musste ich dann wiederum mit einer Einfriedung versehen, um mich vor wilden Tieren und Kannibalen zu schützen. Denn ich glaubte, wenn ich hier wohnen bliebe, würde ich früher oder später sicher lebendig begraben werden. Aus diesen Gründen beschloss ich dann, mein Zelt von seinem jetzigen Platz unter dem Felsvorsprung, von dem ich fürchtete, er werde bei der nächsten Erschütterung sicherlich herunterstürzen, wegzuholen. Die beiden nächsten Tage, vom

19. bis 20. April,

nutzte ich zur Auskundschaftung eines neuen Platzes, wohin ich meine Wohnung verlegen konnte. Die Furcht, verschüttet zu werden, ließ mich nicht ruhig schlafen. Fast ebenso stark, war aber auch die Angst davor, im Freien, ohne irgendeine Schutzabwehr, zu schlafen und, als ich mich umschaute und bemerkte, wie, alles um mich herum, wieder in bester Ordnung war und wie sehr verborgen und sicher ich jetzt wohnte, kam in mir doch eine große Abneigung auf, meinen Aufenthalt zu wechseln. Ich bedachte daneben auch, wie viel Zeit mich dieser Wechsel wieder kosten würde und dass ich einstweilen, bis ich mir einen neuen Zufluchtsort verschafft hatte, ja doch auf gut Glück bleiben müsse, wo ich war. Mit dieser Erwägung versuchte ich mich, vorläufig zu beruhigen und

beschloss nur, mir, mit größtmöglicher Eile, eine neue Umhegung anzulegen und dann mein Zelt dort hinein-zubringen, vorläufig aber zu bleiben, wo ich mich befand.

22. April.

Am nächsten Morgen überlegte ich, wie ich meinen Vor-satz ausführen sollte. Mir fehlte jetzt sehr nötiges Werk-zeug. Ich hatte zwar drei große Äxte und eine Menge kleiner Beile (die wir an Bord gehabt hatten, um sie den Einheimischen zu verkaufen), aber durch das Behau-en des vielen, harten Holzes, waren diese voll Scharten und stumpf geworden. Nun hatte ich auch den Schleif-stein, aber ich konnte ihn nicht ordentlich in Bewegung setzen. Diese Sache kostete mich so viel an Grübeleien, wie ein Staatsmann dies bei einer wichtigen, politischen An-gelegenheit oder ein Richter zur Verfassung eines Ur-teils über Leben und Tod, benötigen würde. Endlich brachte ich auch ein Schleifrad fertig, das ich mithilfe ei-ner Schnur, durch Treten bewegen und dabei die Hände frei behalten konnte.

Anmerkung. Ich hatte in England nie ein solches Ding gesehen oder mich wenigstens nicht darum gekümmert, wie es gemacht wird, obwohl ich später sah, dass man dort diese Dinge sehr häufig benutzt. Meine Maschine nahm daher, bis zu ihrer Vollendung, eine volle Woche Arbeitszeit in Anspruch.

28. und 29. April.

Diese beiden Tage verwandte ich ganz dazu, meine Werkzeuge zu schärfen, wobei sich meine Schleifma-schine bestens bewährte.

30. April.

Da ich schon seit einiger Zeit bemerkt hatte, dass mein Brot stark zur Neige ging, schränkte ich mich, wenn schon sehr schweren Herzens, von jetzt an, auf ein einziges Stück Zwieback pro Tag ein.

1. Mai.

Als ich morgens, während der Ebbe, über das Meer schaute, sah ich am Strand etwas ungewöhnlich nach oben hoch Aufragendes, das wie eine Tonne aussah. Als ich näher kam, fand ich ein Fässchen und einige Stücke aus dem Schiffswrack, die während des letzten Sturms an Land getrieben worden waren. Als ich zum Schiffsrumpf selbst hinüberblickte, schien mir dieser höher aus dem Wasser herauszuragen, als früher. Bei der Untersuchung des Fässchens fand ich heraus, dass es Pulver enthielt, das aber nass und dann steinhart zusammengebacken war. Ich rollte das Fass vorläufig höher ans Ufer und ging dann auf dem Sand so nah, wie möglich, an das Wrack heran, um zu untersuchen, ob etwa daraus noch mehr zu holen sein könnte. Hier sah ich nun, dass das Schiff auffallend seine Lage verändert hatte. Das Vorderteil, das früher vom Sand verschüttet gewesen war, hatte sich 1,80 Meter in die Höhe gehoben. Der Stern, der durch die Gewalt der Wellen zertrümmert und von dem übrigen losgerissen war, lag nun umgestürzt auf der Seite, bald nachdem ich ihn das letzte Mal durchstößert hatte. Da jetzt ein Sandhügel an der Stelle aufgetürmt war, wo ich früher eine Viertelmeile zu schwimmen gehabt hatte, um an das Wrack zu kommen, konnte ich nun, während der Ebbe, trockenen Fußes bis zum Wrack gelangen. Anfangs befremdete mich diese Wahrnehmung, bald aber erkannte ich, dass die Veränderung durch das

Erdbeben eingetreten war. Durch dessen Gewalt war auch das Schiff, noch mehr als früher, zertrümmert worden, so dass täglich allerlei Dinge von der See abgerissen und, durch Wind und Wellen, allmählich fortgeschwemmt und an Land getrieben wurden. Diese Dinge zogen meine Gedanken von meinem Plan, meine Wohnung zu verändern, wieder ab und ich beschäftigte mich eifrig, besonders an diesem Tag, mit der Überlegung, auf welche Weise ich in das Schiff eindringen könnte. Ich fand jedoch anfangs kein Mittel dazu, da die ganze Innenseite von Sand bedeckt war. Da ich aber schon gelernt hatte, an nichts zu verzweifeln, beschloss ich, mir das zu holen, was ich nur vom Schiff abtrennen konnte, weil ich überzeugt war, es, in der einen oder anderen Weise, verwerten zu können.

3. Mai.

Zunächst durchschnitt ich mit meiner Säge einen Balken, der, wie es mir schien, einen Teil des Quarterdecks³¹ zusammenhielt. Als ich ihn in Stücke gesägt hatte, beseitigte ich vom höchstgelegenen Teil den Sand, so gut es gehen wollte, wurde aber durch die steigende Flut gezwungen, meine Arbeit für diesmal zu unterbrechen.

4. Mai.

Ich fischte heute mit der Angel, erbeutete aber keinen essbaren Fisch. Schon war ich von dieser Aufgabe müde geworden und wollte gerade heimkehren, als ich einen jungen Delphin fing. Ich hatte mir nämlich aus Taugarn eine lange Schnur gemacht und damit, obwohl ich keinen Angelhaken besaß, zu anderen Zeiten Fische genug ge-

³¹ Leicht erhöhtes, hinteres Deck eines Schiffes.

fangen, wenigstens so viel, wie für meine Mahlzeit nötig waren. Um sie essen zu können, pflegte ich sie an der Sonne zu trocknen.

5. Mai.

Am Wrack gearbeitet. Ich sägte noch einen anderen Balken ab, machte drei große Fichtenbretter vom Deck los, band sie zusammen und ließ sie durch die Flut an den Strand treiben.

6. Mai. Ich arbeitete abermals am Schiffsrumpf, zog mehrere eisernen Bolzen und anderes Eisenwerk heraus, kam aber so ermüdet von der schweren Arbeit zurück, dass ich beschloss, die Sache aufzugeben.

7. Mai.

Wiederum war ich zum Wrack gegangen, doch nicht in der Absicht, daran zu arbeiten. Ich sah, dass es, durch sein eigenes Gewicht, auseinandergebrochen war, nachdem ich die Querbalken herausgesägt hatte. Es lagen jetzt mehre Stücke des Rumpfes abgerissen umher und ich konnte nun in das Innere des Schiffs sehen, das aber fast ganz mit Wasser und Sand angefüllt war.

8. Mai.

Ich ging wiederum zum Schiff und nahm diesmal ein Brecheisen mit, um das Deck aufzubrechen, das jetzt ganz frei von Wasser und Sand dalag. Zwei Planken, die ich abgerissen hatte, wurden durch die Flut gleichfalls ans Ufer geschwemmt. Das Brecheisen ließ ich für den nächsten Tag im Wrack zurück.

9. Mai.

Auch heute, begab ich mich zum Schiffsrumpf und brach nun mit dem Eisen einen Weg in ihn hinein, wobei ich auf mehre Tonnen stieß, die ich freilegte, ohne sie jedoch öffnen zu können. Auch fand ich eine Rolle englischen Bleis, die aber zu schwer war, als dass ich sie fortschaffen konnte.

10. bis 14. Mai.

An allen diesen Tagen ging ich zum Wrack und holte mir, nach und nach, eine große Menge Bretter und Balkenwerk, sowie etwa zwei Zentner Eisen.

15. Mai.

Ich hatte zwei Beile mitgenommen, um zu versuchen, ob ich nicht ein Stück von der Bleirolle abtrennen könnte, indem ich die Schneide des einen auf sie setzte und sie mit dem Gewicht des anderen hineintrieb. Da das Blei jedoch ca. 1,80 Meter tief im Wasser lag, gelang es mir nicht.

16. Mai.

Während der Nacht hatte es stark gewindet und das Wrack schien am Morgen, durch die Gewalt der Wellen, noch zertrümmerter, als vorher. Ich hatte mich an diesem Tag lange in den Wäldern herumgetrieben, um mir eine Taubenmahlzeit zu verschaffen, da mich die steigende Flut daran hinderte, ans Wrack zu gehen.

17. Mai.

Heute bemerkte ich einige Schiffstrümmer, die die Wellen, etwa zwei Meilen von mir entfernt, ans Land getrie-

ben hatten. Ich ging dahin und erkannte sie als ein Stück des Vorderteils, doch waren sie zu schwer und ich konnte sie deshalb nicht fortbringen.

24. Mai.

An jedem der letzten, vergangenen Tage arbeitete ich am Schiff und löste, mit großer Mühe, mit dem Brecheisen so viel davon ab, dass bei der ersten starken Flut einige Tonnen und zwei Matrosenkisten fortgeschwemmt wurden. Aber der Wind wehte vom Land her und so gelangte an diesem Tag nichts ans Ufer, außer einigen Stück Holz und einem Fass mit brasilianischem Schweinefleisch, das aber durch Salzwasser und Sand verdorben war. Ich betrieb dieselbe Arbeit bis zum 15. Juni, an jedem Tag, wenn ich nicht gerade für meinen Lebensunterhalt zu sorgen hatte, was ich aber stets zur Flutzeit tat, um beim Beginn der Ebbe frei zu sein. Ich hatte mir nach und nach Bretter, Planken und Eisenwerk genug verschafft, um damit ein stattliches Boot erbauen zu können, wenn ich es nur verstanden hätte diesen Plan umzusetzen. Auch von der Bleirolle hatte ich allmählich, in einzelnen Stücken, fast einen Zentner herübergebracht.

16. Juni.

Ich fand heute am Strand eine große Schildkröte. Es war die erste, die ich seit meiner Anwesenheit auf der Insel sah, was nur an zufälligem Missgeschick lag. Denn, wenn ich zufällig einmal auf die andere Seite des Ufers gekommen wäre, hätte ich täglich, wie ich später sah, Schildkröten zu Hunderten bekommen können. Jedoch wäre mich das vielleicht teuer zu stehen gekommen.

17. Juni.

Als ich die Schildkröte zu kochen versuchte, fand ich in ihrem Leibe etwa sechzig Eier. Das Fleisch schien mir das saftigste und wohlschmeckendste, das ich im Leben je genossen hatte, da ich auf diesem trostlosen Eiland, seit meiner Ankunft, nur Ziegen- und Vogelfleisch gegessen hatte.

18. Juni.

Es regnete den ganzen Tag und ich blieb daher zu Hause. Der Regen schien mir diesmal eine ungewöhnliche Kälte zu verbreiten und es überkam mich ein, auf diesem Breitengrad ungewöhnliches, Frösteln.

19. Juni.

Ich fühlte mich sehr unwohl und fror so, als ob es ganz kaltes Wetter gewesen wäre.

20. Juni.

Die ganze letzte Nacht tat ich kein Auge zu und litt an heftigen Kopfschmerzen und hohem Fieber.

21. Juni.

Ich wurde sehr krank. Der Gedanke an meine traurige Lage und an meine gänzliche Hilflosigkeit, machte mich zu Tode betrübt. Zum ersten Mal, seit dem Sturm von Hull, betete ich zu Gott, freilich, ohne zu wissen, was und warum ich es sagte, denn meine Gedanken befanden sich in vollständiger Verwirrung.

22. Juni.

Heute fühlte ich mich ein wenig besser, war aber immer noch in schrecklicher Furcht vor einer schweren Krankheit.

23. Juni.

Es ging mir wieder sehr schlecht. Kälte und Fieberschauer quälten mich und dann trat heftiges Kopfweh ein.

24. Juni.

Mein Zustand schien sich heute bedeutend zu bessern.

25. Juni.

Wiederum suchte mich ein heftiger Anfall heim. Der Fieberschauer hielt sieben Stunden an. Frost und Hitze wechselten, dann trat ein leichter Schweißanfall ein.

26. Juni.

Ich fühlte mich heute besser. Um mir etwas Essbares zu verschaffen, nahm ich das Gewehr und erlegte auch, obwohl ich mich sehr schwach fühlte, eine Geiß, brachte sie mit viel Mühe nach Hause, röstete mir ein Stückchen Fleisch und verzehrte es. Gern hätte ich mir Bouillon gekocht, aber ich hatte kein Gefäß dafür.

27. Juni.

Der Fieberanfall war wieder so heftig, dass ich den ganzen Tag über, ohne zu essen oder zu trinken, im Bett bleiben musste. Fast wäre ich vor Durst gestorben, denn ich war zu schwach, aufzustehen und mir einen Schluck Wasser zu holen. Ich betete wieder zu Gott, aber ich war

zu schwach im Kopf und wusste auch überdies nicht recht, was ich sagen sollte. Ich rief nur immer:

»Herr sieh mich an! Gott sei mir gnädig und erbarme dich meiner!«

Das trieb ich, glaub' ich, ca. drei Stunden lang, bis der Fieberanfall nachließ und ich in einen festen Schlaf fiel, aus dem ich erst tief in der Nacht erwachte. Danach fühlte ich mich weit kräftiger, aber doch noch immer schwach genug und besonders litt ich an entsetzlichem Durstgefühl. Trotzdem, dass ich kein Wasser in der Nähe hatte, musste ich still liegen bleiben, bis zum Morgen, wo ich dann auch wieder einschlief. Während dieses letzten Schlafes, hatte ich folgenden schrecklichen Traum. Ich glaubte außerhalb meiner Einfriedigung, auf dem Platz zu sitzen, wo ich während des Sturms, nach dem Erdbeben, gesessen hatte. Dort sah ich aus einer großen schwarzen Wolke einen Mann von hellen Flammen umgeben, herabsteigen. Diese Flammen erleuchteten die Erde. Der Glanz, der ihn umstrahlte, war so stark, dass ihn meine Augen kaum ertrugen. Sein Gesicht war unaussprechlich schreckenerregend. Als er den Boden betrat, schien mir die Erde, wie bei dem Erdbeben, zu zittern und Blitze durchzuckten ringsherum die Luft. Auf der Erde angekommen, trat er auf mich zu, einen langen Speer in der Hand, als ob er mich töten wollte. Er sprach mich, in einiger Entfernung vom Gipfel einer kleinen Erhöhung aus, an, mit fürchterlicher Stimme, doch verstand ich nur Folgendes:

»Alles dies hast du geschaut, ohne dich zur Buße bewegen zu lassen, darum sollst du sterben.« Dabei erhob er die Lanze, um mich zu durchbohren.

Niemand wird erwarten, dass ich das Entsetzen, welches

meine Seele bei dieser Vision erfüllte, schildere. Ich meinte im Traum, das Entsetzliche könne selbst nur ein Traum sein, aber auch, nachdem ich erwacht war und erkannte, dass ich nur geträumt hatte, war meine Angst über alle Maßen groß. Leider fehlte es mir an allem Zugang zu Religion. Was ich durch die vortreffliche Unterweisung meines Vaters darüber gelernt hatte, war mir in dem ununterbrochenen, achtjährigen Seeleben und dem beständigen Verkehr, mit ebenso gottlosen Menschen, wie ich war, abhanden gekommen. Ich erinnere mich nicht, dass ich während dieser ganzen Zeit meine Gedanken ein einziges Mal zu Gott erhoben oder über meinen Wandel nachgedacht hätte. Eine gewisse Stumpfheit des Herzens, eine Gleichgültigkeit gegen alles Bessere und eine völlige Unwissenheit von Sünde hatte ganz und gar Besitz von meiner Seele ergriffen. Ich war ein so verhärtetes, gedankenloses, elendes Geschöpf, wie nur eines je unter Seeleuten zu finden war. Weder von der Furcht Gottes in Gefahren, noch von Dankbarkeitsgefühl gegenüber Gott, nach meiner Rettung, hatte ich die geringste Ahnung. Man wird dies nach dem, was ich von meiner Geschichte berichtet habe, um so eher glauben, wenn ich hinzufüge, dass mir während der wechselvollen Reihe von Unglücksfällen, die ich bis dahin erlebt hatte, nicht ein einziges Mal der Gedanke gekommen war, dass das die Hand Gottes herbeigeführt und dass es die gerechte Strafe meiner Sünden war.

Die Strafe nämlich, entweder wegen des Ungehorsams gegenüber meinem Vater oder wegen meiner gegenwärtigen Sünden, die groß genug waren oder schließlich die Züchtigung für den gesamten Verlauf meines unwürdigen Lebens. Auch während ich mich noch auf der unheilvollen Reise an den öden Küsten Afrikas befand, war es mir kein Mal eingefallen, Gott um einen Fingerzeig zu bit-

ten, wohin ich mich wenden sollte oder seinen Schutz gegen gefräßige Tiere und grausame Menschen anzuflehen. Ich hatte weder an Gott, noch an eine Vorsehung gedacht, sondern nur wie ein rohes Tier nach meinen natürlichen Eingebungen gehandelt, indem ich nur dem Folge leistete, was mich der gesunde Menschenverstand lehrte und auch diesem nur kaum. Ebenso war mir, nachdem mich mein Freund, der portugiesische Kapitän, gerettet, in sein Schiff aufgenommen, gut behandelt und sich barmherzig und gerecht mir gegenüber mich gezeigt hatte, dennoch nicht das geringste Gefühl des Dankes in die Seele gekommen. Als ich dann wieder Schiffbruch erlitten und an dieser Insel die Gefahr des Ertrinkens ausgestanden hatte, war ich abermals weit davon entfernt gewesen, Gewissensbisse zu fühlen oder mein Unglück als ein gerechtes Gericht anzusehen. Nur das wiederholte ich oft bei mir, dass ich ein Unglücksvogel und für ein ununterbrochenes Elend geboren sei. Freilich das muss ich mir nachsagen lassen, dass ich, als ich an Land gekommen war und alle meine Schiffsgefährten ertrunken waren, mich selbst aber gerettet sah, eine Art von Begeisterung und einige Regungen der Seele empfunden hatte, die sich, unter Gottes gnädigem Beistand, zu wirklicher Dankbarkeit entwickelt haben könnte. Aber das hatte geendet, wie es angefangen hatte, nämlich in einer flüchtigen Freude, gewöhnlicher Art. Ich war nur voll Freude gewesen, dass ich am Leben geblieben war und hatte, nicht im Geringsten, die große Güte der Hand, die mich erhalten und vor allen anderen ausgezeichnet hatte, bedacht. Es war eben bloß die gemeine Art von Wohlempfinden gewesen, die Seeleute regelmäßig fühlen, wenn sie aus einem Schiffbruch glücklich an Land gekommen sind und die sie in der nächsten Bowle Punsch für immer ertränken.

Mein Liebesleben.

Wie ich bereits erzählt hatte, war mein Liebesleben bzw. das, von dem ich träumte, etwas delikates, zumindest in meiner Welt. Was auch immer ich in dieser Richtung tat, war für meine Umwelt egal, solange es nicht auffiel oder im Mittelpunkt der Öffentlichkeit stattfand. Zu Hause in England, war ich noch sehr jung gewesen und hatte nicht viel von meiner Zeit, auf eine diesbezügliche Überlegung vertan. Die erste Begebenheit, über diese Dinge nachzudenken und sie in konkrete Gedanken zu fassen, hatte ich bei der bereits geschilderten Begegnung mit dem kleinen Burschen Xury, während wir gemeinsam auf großer Fahrt gewesen waren. Xury hatte mir meine Freundlichkeiten, ihm gegenüber, danken wollen und hatte sich zu mir auf meine Schlafstatt geschlichen und mich unvermittelt geküsst. Weiterhin hatte er begonnen, seine Hand unter meine Bettdecke zu schieben, um mich an meinem Geschlecht zu beglücken. Ich hatte dieses sein Ansinnen schroff zurückgewiesen, obwohl ich zugeben muss, hatte ich in stillen Stunden meine Zurückweisung öfters bereut. Die Vorstellung, körperliche Nähe zu genießen, wurde von Tag zu Tag stärker, zumal ich nun bereits sehr lange alleine und einsam auf einer unbewohnten Insel gefangen war.

Die wenige und kurze Zeit, zusammen mit meinem Kapitän, der mich so unverhohlen und liebevoll in seine Kajüte eingeladen und mir die Teilung seiner Koje angeboten hatte, hatte mir eine neue Welt des Glücks eröffnet, die für mich, in meinen jungen Jahren, vordem niemals vorstellbar gewesen wäre. Leider mir hatte das Schicksal dieses Glück bald wieder brutalst entrissen. Nun fand ich mich wieder in der Einsamkeit meiner Kindheit, als ich schon eine starke Sehnsucht nach Nähe zu Meinesglei-

chen empfunden hatte, ohne zu wissen, was da in mir schlummerte. Etwas klopfte an meine innere Türe und schrie:

»Ich will hier raus und möchte deine Nähe!«

Und mit »deine Nähe« war damals ein noch recht unbestimmter Zustand, ohne ein konkretes Bild in meinem Kopf. Aber ich wusste intuitiv, dass es Menschen meines Geschlechts waren und sein mussten, die mich an sich zogen, zumindest in meinen Tagträumen. Nun fand ich mich wieder, in einer Verstärkung dieser Einsamkeit, sinnfälliger konnte eine Isolation auf einer einsamen Insel nicht sein! Ich verlangte nicht nur nach Menschen allgemein, um Miteinander, Austausch und Begegnung willen, sondern ich sehnte mich, wie ein Fisch nach Wasser, nach einem Partner, der mit mir alles teilte, mein Leid, aber auch mein Glück. Etwas Hilfe bot mir mein Hund, den ich »Begleiter« nannte, weil er immer treu an meiner Seite blieb und mich, in manch traurigem Moment, durch sein simples Dasein tröstete. Und die Natur unter Gottes Himmel gab mir immer wieder Zuversicht, auch wenn sie mir gleichzeitig viel Leid durch Regen, Sturm, Erdbeben und alles andere, was sie zu bieten hatte, beschert hatte. Ich nahm mir dringend vor, sollte der Himmel mir die Chance ermöglichen, eines Tages gerettet zu werden, würde ich mich zu Hause dafür einsetzen, dass wir Sodomiten zukünftig, auch offiziell, in Ruhe gelassen würden. Ob dies gelänge, wusste ich natürlich nicht. Und ob ich tatsächlich den Mut aufbrächte, auch nicht.

Diese Gedanken über Glück und Unglück, Einsam- und Gemeinsamkeiten, bestimmten meinen Alltag und blieben während der ganzen, bisherigen Zeit meines einsamen Lebens, in mir lebendig. Sogar, als ich später aufmerk-

samer darüber nachgedacht hatte, wie ich auf diese schreckliche Insel verschlagen worden war, außerhalb der Zivilisation, ohne Hoffnung auf Rettung, war doch, die Aussicht darauf, am Leben zu bleiben und nicht vor Hunger umzukommen, all meine Betrübnis verschwunden. Ich fing an, ganz ruhig zu sein, machte mich sofort an die Arbeit, um mein, nun fast schon gewohntes Dasein zu fristen und war weit entfernt, von dem Gedanken, dass Gott sein Gericht an mir vollzogen und seine Hand über mich ausgestreckt hatte.

Meine Schwermut.

Erst das Aufgehen des Korns hatte, wie ich in meinem Tagebuch erwähnte, einen kleinen Eindruck auf mich gemacht und mich nachdenklich gestimmt, so lang ich es für etwas Wunderbares hielt. Aber sobald dies aufhörte, war auch diese Wirkung wieder vollkommen verraucht. Sogar das Erdbeben, obwohl es keine so furchtbarere Naturerscheinung war. Als der erste Schreck vorüber war, hinterließ es aber keine dauernde Wirkung bei mir. Ich dachte jetzt nicht mehr an Gott und daran, dass mein gegenwärtiges Elend von ihm geschickt worden war, sondern an die glücklichste Zeit meines Lebens. Nun aber, nachdem ich erkrankt war und mir die Aussicht auf langsame Todesqual vor Augen kam, als mein Lebensmut, unter der Last der schweren Leiden, zu verschwinden begann und meine Natur durch das heftige Fieber erschöpft war, begann mein Gewissen in mir laut zu werden. Es, das so lange geschlafen hatte, weckte mich nun und ich machte mir selbst Vorwürfe über meine Vergangenheit, in der ich so offenbar Gottes Gericht über mich heraufbeschworen hatte. Diese Gedanken lagen besonders am zweiten oder dritten Tag meiner Krankheit schwer auf mir. Die Macht des Fiebers und die Gewissensbisse, pressten mir einige Worte heraus, die wie ein Gebet zu Gott klangen, obwohl sie weder Wünsche, noch Hoffnungen aussprachen. Sie waren vielmehr der bloße Ausdruck meiner Furcht und Verzweiflung. Meine Gedankenverwirrung und die Angst, in so elender Lage umkommen zu müssen, veranlassten Empfindungen in meiner Seele, die sich in allerlei Worten Luft machten, wie etwa:

»Gott, welch ein erbärmliches Geschöpf bin ich! Wenn ich krank werde, muss ich sicherlich hilflos umkommen«.

Tränen brachen aus meinen Augen und die Worte meines Vaters kamen mir ins Gedächtnis, insbesondere seine Prophezeiung, dass, wenn ich seinem Rat nicht folgte, mir Gottes Segen verwehrt sei und wenn ich einmal Zeit haben würde, über meine Torheit nachzudenken, wäre wohl niemand da, mir Beistand zu leisten.

»Jetzt«, rief ich laut, »haben sich diese Worte bewahrheitet und Gottes Strafe ist über mich gekommen. Ich habe der Vorsehung, die mich gnädig in eine Lebenslage versetzt hatte, in der ich glücklich und zufrieden leben konnte, Trotz geboten. Ich wollte nicht sehen, was mir an göttlichem Segen gegeben worden war. Nun trauern meine Eltern über meine Torheit und ich trauere über deren Folgen. Ich habe den Beistand derer, die mir alles im Leben leicht gemacht haben würden, zurückgewiesen und bin nun ohne Hilfe, ohne Trost, ohne Rat.«

Dann rief ich: »Herr, hilf mir, denn ich bin in großem Elend!« Dies war, wenn ich so sagen darf, das erste Gebet, das ich seit vielen Jahren aussprach. Doch ich kehre wieder zu meinem Tagebuch zurück.

28. Juni.

Da ich durch den Schlaf, den ich genoss, einigermaßen gekräftigt und der Fieberanfall gänzlich vorüber war, stand ich auf. Trotz des Entsetzens, das mir mein Traum eingeflößt hatte, dachte ich doch daran, dass mein Fieber am nächsten Tage wiederkehren werde und dass es Zeit sei, mich für eine etwaige Krankheit mit Erfrischungen zu versehen. Ich füllte daher, vor allem, eine große Flasche mit Wasser und stellte sie auf meinen Tisch, so dass ich sie vom Bett aus erreichen konnte. Um die Kälte des

Wassers etwas zu vermindern, mischte ich etwa ein Viertel Rum hinein. Dann holte ich mir ein Stück Ziegenfleisch und röstete es auf Kohlen, konnte aber nur wenig davon essen. Ich machte einen kurzen Spaziergang, fühlte mich aber sehr schwach und das Herz war mir schwer, in der Furcht vor der Rückkehr des Fiebers. Mein Nachtessen bereitete ich mir aus drei Schildkröteneiern, die ich in der Asche röstete und dies war der erste Bissen, den ich, so lange ich mich erinnern konnte, unter Anrufung des göttlichen Segens aß. Nach der Mahlzeit versuchte ich abermals, einen Spaziergang zu machen, war aber so kraftlos, dass ich kaum meine Flinte tragen konnte, ohne die ich nie ausging. Ich setzte mich daher, nach wenigen Schritten, auf den Boden und blickte zur See hinaus, die in völliger Stille vor mir lag. Jetzt stiegen allerlei Gedanken in mir auf, z. B.

»Wie wunderbar ist doch diese Erde und dieses Meer! Wer hat sie geschaffen? Wer bin ich, und wer sind alle die anderen Geschöpfe auf Erden und von wo kamen sie her? Gewiss gibt es eine verborgene Macht, die Wasser und Land, Himmel und Erde geschaffen hat, aber wo ist sie?« Und nun ergab sich die natürliche Antwort:

»Gott hat dies alles hervorgebracht!« – »Nun denn«, so dachte ich weiter, »wenn Gott dies alles geschaffen hat, so regiert er auch alles, und nichts im weiten Umfang seiner Werke, kann seiner Allwissenheit entgehen. Und weiter, wenn nichts ohne sein Wissen geschieht, so weiß er auch, dass ich hier in dieser schrecklichen Lage bin und wenn alles auf seine Anordnung eintritt, so hat er auch dies alles über mich verhängt.«

Daran reihte sich unmittelbar die Frage: »Warum hat Gott dies so gefügt? Womit habe ich ein solches Schicksal ver-

dient?« Da aber schrak mein Gewissen sofort, wie vor einer Gotteslästerung zurück und ich glaubte, eine Stimme zu hören, die mir zurief:

»Elender! Fragst du noch, was du verschuldet hast? Schau zurück auf dein schändlich vergeudetes Leben und frage dich lieber, was du nicht verbochen hast! Frage dich, warum du nicht längst vernichtet bist! Warum du nicht auf der Reede von Yarmouth ertrunken bist, nicht im Seegefecht mit dem Mann aus Salé getötet wurdest, nicht von den Bestien an der afrikanischen Küste gefressen oder hier ertrunken bist, als alle deine Reisegefährten untergingen. Willst du noch fragen, was du alles an Sünden verbochen hast?«

Diese Gedanken überfielen mich mit einer solchen Gewalt, dass ich, wie niedergedonnert, in düsterem Nachdenken zu meiner Behausung zurückschlich. Ich hatte keine Lust zu schlafen, sondern saß in meinem Stuhl, nachdem ich beim Dunkelwerden meine Lampe angezündet hatte. Jetzt fiel mir ein, dass die Brasilianer als Heilmittel Tabak, bei fast allen Krankheiten, zu Hilfe nehmen und dass ich in einer meiner Kisten, ein Stück einer Tabaksrolle, das völlig fertig zubereitet war, sowie eine andere, noch grüne und unfertige aufbewahrte. Die Erinnerung daran, die mir ohne Zweifel der Himmel selbst eingegeben hatte, trieb mich zu dieser Kiste, in der ich ein Labsal für Leib und Seele fand. Ich öffnete sie, nahm den Tabak und, da die wenigen Bücher, die ich gerettet hatte, auch dort lagen, auch eine der erwähnten Bibeln heraus. In dieser hatte ich früher weder Zeit noch Lust gehabt zu lesen. Beides legte ich auf meinen Tisch. Da ich nicht wusste, wie man den Tabak anwendet, machte ich verschiedene Versuche, um zu sehen, ob er mir auf eine oder die andere Weise helfen könne. Zunächst kaute ich ein

Stück eines Blattes, fühlte mich aber davon wie betäubt, da der Tabak noch grün und kräftig und ich nicht daran gewöhnt war. Außerdem weichte ich einige Stückchen etliche Stunden in Rum auf, in der Absicht, davon einen Schluck beim Schlafengehen zu nehmen. Am Ende verbrannte ich eine Portion auf Kohlen und hielt meine Nase in den Dampf, so lange ich es aushalten konnte. In den Pausen dieser Beschäftigung, griff ich nach der Bibel und fing an, darin zu lesen. Doch war mein Kopf vom Tabakrauch zu verwirrt, um lange dabei zu bleiben. Als ich das Buch aufs Geradewohl öffnete, fiel mir eine Stelle zuerst ins Auge:

»Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen«.

Diese Worte passten so sehr zu meiner Lage, dass sie einen gewissen Eindruck auf mich machten, jedoch war dieser, für jetzt, noch nicht so tief, wie der, den diese Worte später in mir hervorriefen. Denn das Wort Errettung schien mir noch, sozusagen, ohne Sinn für mich, die Erlösung aus meiner Einsamkeit ließ mich, ähnlich den Kindern Israels, weit weg und so unmöglich fühlen. Diese hatten gefragt, als ihnen Fleisch versprochen worden war:

»Kann uns Gott einen Tisch in der Wüste decken?«, woraufhin ich die Frage stellte:

»Kann Gott auch selbst mich aus dieser Ödnis erretten?« Da sich in den folgenden Jahre auch wirklich kein Hoffnungsschimmer in dieser Hinsicht zeigte, kehrte dieser Gedanke noch oft in mir zurück. Aber diese Worte gaben mir, von jetzt an, Grund zu häufigem Nachdenken. Weil es inzwischen spät geworden war und mich die Betäubung durch den Tabak müde gemacht hatte, ging ich

zu Bett und ließ meine Lampe brennen. Ehe ich mich aber hinlegte, tat ich, was ich in meinem ganzen Leben nie getan hatte. Ich kniete nieder und betete zu Gott, dass er seine Verheißung an mir erfüllen und mich erretten möge, wenn ich ihn in der Not darum bäte. Hierauf trank ich den Rum, in den ich den Tabak getaucht hatte, der Trank war jedoch so scharf und bitter, dass ich ihn fast nicht hinunterschlucken konnte. Kaum, dass ich im Bett war, fiel ich in einen tiefen Schlaf und erwachte erst gegen drei Uhr des folgenden Nachmittags. Ja, manchmal bilde ich mir noch bis auf den heutigen Tag ein, damals auch den ganzen anderen Tag und die nächste Nacht, durchgeschlafen zu haben. Denn, wie sich einige Jahre später zeigte, fehlte mir ein Tag in meiner Zeitrechnung, ohne dass ich wusste, wohin er gekommen war. Sei es aber, wie es wolle, ich fühlte mich beim Erwachen ungemein erfrischt und meinen Lebensmut heiter gekräftigt. Als ich aufgestanden war, konnte ich besser gehen, als früher und spürte Hunger. Auch blieb ich am nächsten Tag (am **29. Juni**) vom Fieber frei und erholte mich, von da an, allmählich ganz.

Am **30. Juni**

hatte ich gleichfalls einen fieberfreien Tag und ging daher mit dem Gewehr aus, entfernte mich jedoch absichtlich nicht weit. Ich schoss einige Seevögel von der Art der Baumgänse und brachte sie heim. Da ich jedoch keine große Lust verspürte, sie zu verzehren, begnügte ich mich wieder mit einigen Schildkröteneiern, die mir wunderbar schmeckten. Am Abend wiederholte ich das Mittel, das mir am vorigen Tage gut bekommen zu sein schien. Ich nahm wieder etwas von dem Rum, in dem ich Tabak eingeweicht hatte, jedoch weniger, als das erste Mal und vermied auch, den Tabak zu kauen und den Rauch ein-

zuatmen. Doch fühlte ich mich am anderen Morgen (es war der **1. Juli**) nicht so wohl, wie gehofft, hatte auch einen neuen Fieberanfall, doch war er nicht stark.

2. Juli.

An diesem Tage wandte ich den Tabak wieder auf die drei erwähnten, verschiedenen Arten an und betäubte mich wie früher, indem ich diesmal die Menge des Aufgusses verdoppelte.

3. Juli.

Das Fieber kehrte von jetzt an nicht wieder, obwohl ich, erst nach mehreren Wochen, wieder ganz zu Kräften kam. Während ich mich erholte, kehrten meine Gedanken immer wieder zu den Worten der Heiligen Schrift zurück:

»So will ich dich erretten«.

Die Unmöglichkeit meiner Befreiung, bedrückte mich schwer, obwohl ich doch immer wieder auf sie wartete. Da aber fiel mir plötzlich ein, dass ich ja über diesen großen Kummer, die mir tatsächlich bereits passierte Rettung vergessen hätte. Ich fragte mich:

<Bist du nicht, wie durch ein Wunder, von deiner Krankheit erlöst worden, aus der trostlosesten Lage, in der jemand sein kann? Und hast du dafür deinen nötigen Dank gezollt? Gott hat dich gerettet und du hast ihn nicht dafür gepriesen. Wie darfst du auf eine größere Errettung hoffen?>

Dies bewegte mir das Herz so sehr, dass ich sofort niederkniete und Gott laut für meine Genesung dankte.

4. Juli.

Am Morgen nahm ich die Bibel und fing an, aufmerksam im neuen Testament zu lesen. Ich machte mir zur Vorschrift, von jetzt an jeden Abend und Morgen eine Weile darin zu lesen, ohne mich jedoch dabei an eine bestimmte Kapitelzahl zu binden, sondern nur so lange, wie meine Gedanken dabei hängen bleiben würden. Nicht lange, nachdem ich dies begonnen hatte, fühlte ich eine tiefe und aufrichtige Trauer über die Verworfenheit meines vergangenen Lebens. Mein Traum wurde wieder in mir lebendig und die Worte:

»Alles dieses hat dich nicht zur Buße geführt«,

traten mir vor Augen. Ich hatte Gott ernstlich angefleht, dass er mich bereuen ließe, als ich zufällig, an demselben Tag, auf die Textstelle stieß:

»Den hat Gott durch seine rechte Hand erhöht, zu einem Fürsten und Heiland, zu geben Israel Buße und Vergebung der Sünden«.

Ich legte das Buch fort und erhob Herz und Hand, in einer Art freudigen Entzückens, zum Himmel und rief laut:

»Jesus, du Sohn Davids, Jesus, du hoher Fürst und Heiland, gib mir ein bußfertiges Herz!«

Das war das erste Mal im Leben, dass ich mit Wahrheit behaupten konnte, gebetet zu haben. Denn ich hatte aus dem tiefsten Gefühl meiner Lage und in einer Hoffnung, die auf seine Verheißung gegründet war, Gott angerufen und von jetzt an, glaubte ich tatsächlich, dass Gott mich erhören würde. Ich verstand jetzt die früher be-

reits erwähnten Worte:

»Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten«

in einem anderen Sinn als damals, als ich dabei nur an meine Erlösung aus der Gefangenschaft dachte (denn wie groß auch die Insel war, auf der ich lebte, so war sie doch für mich ein Gefängnis im schlimmsten Sinne des Wortes).

Nun aber, als ich diese Stelle anders und besser verstand, suchte ich, in Furcht und Schrecken über die Sünden meiner vorigen Tage, nur die Befreiung des Schuldengewichts, das auf meiner Seele lag. Mein einsames Leben machte mir nun keine Sorgen mehr. Ich bat deshalb nicht um Erlösung und dachte auch nicht daran. Es schien mir nichts, im Vergleich mit diesem Elend. Und dies sei für alle meine Leser:innen gesagt: dass, wenn sie zur Erkenntnis der Wahrheit gekommen sind, werden sie die Erlösung von der Sünde, als einen viel größeren Segen empfinden werden, als die Befreiung aus der Trübsal.

Doch ich wende mich nun wieder zu meinem Tagebuch. Meine Lage war zwar jetzt so elend, wie früher, aber sie bedrückte meine Seele weit weniger. Meine Gedanken richteten sich, durch Gebete und Lesen in der Heiligen Schrift, auf Dinge höherer Art. Ich fühlte einen Trost in mir, wie ich ihn vorher nie empfunden hatte und jetzt kehrte auch meine volle Kraft und Gesundheit zurück. Ich entschloss mich, mir alles, was ich brauchte, durch Arbeit zu verschaffen und von nun an, ein möglichst regelmäßiges Leben zu führen.

4. bis 14. Juli

nutzte ich meine Zeit zu neuen, ausgedehnteren Spaziergängen mit meinem Gewehr. Es ist kaum zu glauben, wie sehr abgeschlagen und schwach ich mich anfangs dabei fühlte. Die Heilmittel, die ich gebraucht hatte, waren mit Sicherheit, niemals vorher von jemandem gegen Fieber angewendet worden und ich kann das Experiment auch niemandem empfehlen. Denn, obwohl es mich vom Fieber befreit hatte, war ich doch auch wieder dadurch sehr geschwächt worden und litt, noch geraume Zeit hindurch, deswegen an Nervenzucken und Zittern. Ich erkannte jetzt auch, dass es meiner Gesundheit nicht gut tat, während der Regenzeit auszugehen, besonders wenn der Regen von Wind und Sturm begleitet war. Ich merkte dann auch, dass mir der, im September und Oktober fallende Regen, bei stürmischem Wetter, viel gefährlicher werden konnte, als Sturm und Regen, wenn sie in der Trockenzeit auftraten. Ich befand mich jetzt schon über zehn Monate auf meiner einsamen Insel. Eine Möglichkeit, aus meiner trostlosen Lage befreit zu werden, schien mir nicht mehr vorhanden, weil ich fest glaubte, es habe noch nie ein menschliches Wesen, außer mir, einen Fuß auf diese Erde gesetzt. Da ich jetzt meine Behausung hinlänglich gesichert zu haben glaubte, hatte ich nun ein starkes Bedürfnis, die Insel genauer kennenzulernen und zu untersuchen, auch um herauszufinden, welche, mir noch unbekannte Erzeugnisse, ich dort finden könnte. Ich begann diese Erkundungen am

15. Juli.

Zunächst ging ich zu der kleinen Bucht, in die ich meine Flöße hineingesteuert hatte. Nachdem ich von dort aus, dem Flusslauf, etwa zwei Meilen stromaufwärts, gefolgt

war, bemerkte ich, dass hier die Flut nicht weiter ging und dass sich die Bucht in einem kleinen, reißenden Bach, aus sehr frischem und klarem Wasser, fortsetzte. Da es aber gerade die trockene Jahreszeit war, fand sich an einigen Stellen fast gar kein Wasser oder es fehlte zumindest eine sichtbare Strömung. An den Ufern des Baches traf ich auf schöne, grasreiche Wiesen und an den höher gelegenen Uferstellen, die das Wasser vermutlich nie erreichte, wuchsen zahlreiche Tabakpflanzen auf starken und hohen Stängeln. Auch andere, mir aber unbekanntere Pflanzen, die vielleicht, ohne dass ich es wusste, besondere gute Eigenschaften besaßen, fanden sich dort. Ich suchte vor allem nach der Maniokpflanze³², die die in diesen Erdregionen wohnenden Indianer, statt Brot nutzten, aber es war keine zu sehen. Dagegen bemerkte ich große Aloëstauden und etwas wildes, aus Mangel an Pflege, verkümmertes Zuckerrohr. Für diesmal begnügte ich mich mit diesen Entdeckungen und kehrte heim, indem ich überlegte, auf welche Art es mir gelingen könnte, die etwaige Nützlichkeit der einen oder anderen Pflanzenfrucht zu entdecken. Mein Nachdenken war jedoch fruchtlos. Ich hatte mich, während meines Aufenthalts in Brasilien, zu wenig mit der Beobachtung der Pflanzenwelt abgegeben, um aus dieser jetzt irgendwelchen Nutzen ziehen zu können. Am nächsten Tag, den

16. Juli,

schlug ich wieder denselben Weg ein. Ich war dann etwas weiter, als früher vorgedrungen und stieß auf das Ende des Baches und der Wiesen und die Gegend fing an, waldiger zu werden. Dort fand ich verschiedene Früchte, besonders eine Menge Melonen und Weintrauben. Die

³² Ein guter Stärkelieferant.

Reben rankten sich von Baum zu Baum und die Beeren standen gerade in voller Reife. Diese überraschende Entdeckung erfreute mich sehr, doch meine Erinnerung warnte mich vor zu reichlichem Genuss, da während meines Aufenthalts an der afrikanischen Küste, einige englische Sklaven, in Folge eines übermäßigen Weintraubenverzehrs an Ruhr und Fieber gestorben waren. Trotzdem machte ich mir die Trauben vortrefflich zu Nutze. Ich hob sie nämlich, in der Sonne getrocknet, als Rosinen auf, die mir für die Zeit, wenn es keine Trauben mehr geben würde, als eine angenehme Speise dienen sollten. Da ich mich den ganzen Abend an diesem Ort aufgehalten hatte, konnte ich nicht mehr zu meiner Behausung zurückkehren. Zum ersten Mal schlief ich, sozusagen außer Haus, das heißt, ich kletterte wieder, wie in der ersten Nacht nach meiner Ankunft auf der Insel, auf einen Baum und schlief dort sehr gut. Am andern Morgen setzte ich meinen Weg fort, und zwar, nach meiner Berechnung, etwa vier Meilen dem Tal entlang, das sich zwischen zwei Hügelreihen nordwärts erstreckte. Am Ende meiner Wanderung kam ich zu einer Lichtung, von der aus sich die Gegend westlich auszudehnen schien. Eine frische Quelle, die seitwärts von mir, an einer Anhöhe entsprang, nahm ihren Weg nach Osten hin. Die Landschaft bot einen üppig blühenden, saftiggrünen Anblick und wirkte wie ein gut gepflegter Garten. Ich stieg ein wenig an der Seite dieses wunderschönen Tals herab und überblickte es mit einer Art wehmütiger Freude. Dabei hatte ich den Gedanken, dass dies alles mir gehörte, dass ich unbestreitbarer Herr und König dieses Landes war und dass, wenn ich es in bewohnte Gegend versetzen könnte, es ein Erbe so groß sein würde, wie nur irgendein Lord in England es besitzen würde.

Rings umher standen eine Menge von Kokosnussbäumen, auch Orangen-, Limonen- und Zitronenbäume, aber alle wuchsen wild und trugen zur Zeit nur wenige Früchte. Tatsächlich schmeckten die grünen Limonen, die ich aufschnitt, nicht nur sehr lecker, sondern später verschaffte mir der Saft, den ich mit Wasser mischte, auch ein sehr gesundes, kühles und erfrischendes Getränk. Ich hatte nun alle Hände voll zu tun, um Früchte zu sammeln und heim zu bringen, da ich beabsichtigte, mir einen Vorrat von Trauben, Limonen und Zitronen für die nahende Regenzeit zu sammeln. Zu diesem Zweck häufte ich eine große Menge von Trauben auf, sammelte eine kleinere an einem anderen Platz und einen guten Teil Limonen in einem dritten Haufen. Einige der Früchte nahm ich gleich mit nach Hause, den Rest wollte ich später in einem Beutel oder Sack holen. Nachdem ich nach drei Tagen zu meiner Wohnung zurückkam, fand ich, dass die Trauben, die ich bei mir hatte, unterwegs verdorben waren, ihr eigenes Gewicht hatte die Beeren zerdrückt, während sich die wenigen Limonen, die ich mitgenommen hatte, unversehrt erhalten hatten. Am nächsten Tage, den

19. Juli,

ging ich, mit zwei kleinen Säcken versehen, aus, um meine Ernte zu holen. Aber wie erstaunt war ich, als ich zu meinen aufgehäuften Trauben kam, die, während ich sie gepflückt hatte, so voll und schön gewesen waren. Sie waren jetzt zerstreut, zerrissen, zertreten und zum Teil gegessen worden. Ich schloss daraus, dass das Unheil von wilden, mir unbekannt Tieren angerichtet worden war. Da ich somit die Unmöglichkeit einsah, die Trauben hier aufgehäuft liegen zu lassen und da ich sie auch nicht in meinen Säcken mitnehmen konnte, weil sie teilweise angefressen und teilweise verdorben sein würden, kam

ich auf eine andere Idee:

Nachdem ich nämlich eine große Menge Trauben gesammelt hatte, hing ich sie an Baumzweigen auf, um sie, in Sicherheit, von der Sonne trocknen zu lassen. Von den Zitronen und Limonen nahm ich dagegen so viel mit, wie ich tragen konnte.

Auf dem Heimweg begutachtete ich, mit großer Freude, die Fruchtbarkeit des Tals und die Idylle der Gegend, die auch vor Stürmen geschützt und mit Wasser und Holz reichlich versehen war. Jetzt machte ich mir Vorwürfe, dass ich meine Behausung dummerweise an einer Stelle aufgebaut hatte, die in der, bei Weitem ungünstigsten Gegend der Insel lag. Nun begann ich ernsthaft an eine Standortveränderung zu denken und mich nach einer Unterkunft in diesem reizenden, fruchtbaren Teil der Insel umzusehen, die die gleiche Sicherheit, wie meine jetzige böte. Dieser Gedanke ging mir sehr im Kopfe herum und reizte mich eine Weile außerordentlich. Bei näherer Betrachtung aber erwog ich, dass ich jetzt auf der Seeseite wohnte, wo zumindest die Möglichkeit bestand, dass sich ein erwünschtes Unheil ereignen und ein gleiches Missgeschick wie das meine, auch andere Unglückliche dort an Land geraten lassen könnte. Wie unwahrscheinlich dies auch gewesen sein könnte, so bedeutete es dennoch, mich in den Hügeln und Wäldern, inmitten der Insel, anzusiedeln und damit für meine Erlösung geradezu Verzicht zu leisten und so kam ich denn auch zur Einsicht, dass ich deshalb auf keinen Fall meine Wohnung verändern dürfe. Da ich aber förmlich verliebt in jene Gegend war, verbrachte ich einen großen Teil meiner Zeit, während des Restes des Monats Juli, dort zu. Ich baute mir eine Art von kleiner Laube, die ich, in einiger Entfernung, mit einem starken Zaun, so hoch, wie ich mit den Armen rei-

chen konnte, umgab. Dort schlief ich zuweilen mehrere Nächte hintereinander ganz ruhig, indem ich den Zaun, ähnlich den um meine alte Wohnung, mit einer Leiter überkletterte. So konnte ich mir denn einbilden, jetzt ein Landhaus und ein Haus an der Küste zu besitzen. Diese Arbeiten nahmen mich bis Anfang August in Anspruch. Kaum hatte ich die Einfriedigung vollendet und angefangen, mich an den Früchten meiner Arbeit zu erfreuen, als mich die Regenzeit fest in meiner zuerst gewählten Behausung einschloss. Denn, obwohl ich mir in der zweiten, von einem Stück eines Segels, ebenfalls ein Zelt aufgebaut hatte, fehlte mir dort doch der Schutz eines Hügels, um die Stürme abzuhalten, sowie auch eine Höhle, um darin, bei ungewöhnlich starkem Regen, Schutz zu suchen.

Am 3. August

schiene mir die aufgehängten Trauben ausreichend trocken zu sein, sie waren auch wirklich zu schönen Rosinen geworden. Ich fing an, sie von den Bäumen abzunehmen und das war gut, denn der Regen würde sie außerdem bald verderben und mich um den besten Teil meines Winterunterhalts gebracht haben. Nachdem ich nämlich über zweihundert große Trauben eingeheimst und in meine Höhle geschafft hatte, begann der Regen und dauerte vom 14. August bis Mitte Oktober fort. Einige Male war er so heftig, dass ich, mehrere Tage hindurch, meine Höhle kein Mal verlassen konnte. Während dieser Zeit, wurde ich durch einen Familienzuwachs sehr überrascht. Ich hatte eine Weile in Sorge um eine meiner Katzen gelehrt, die verschwunden gewesen war, so dass ich geglaubt hatte, sie sei umgekommen. Nachdem sie geraume Zeit nichts von sich hatte sehen und hören lassen, kam sie plötzlich, gegen Ende August, mit drei Jungen heim. Dies

befremdete mich sehr. Zwar hatte ich einmal eine wilde Katze geschossen, aber, wie mir schien, war sie von europäischen Arten völlig verschieden gewesen und ich hatte daher geglaubt, die hier einheimische Art würde sich mit dieser nicht paaren. Die Kätzchen glichen aber ganz der Mutter und da meine beiden Katzen Weibchen waren, fand ich das sehr seltsam. Durch diese drei Katzen wurde ich später so mit ihnen überschwemmt, dass ich sie wie Ungeziefer oder wilde Tiere töten und mit aller Anstrengung von meiner Wohnung verscheuchen musste.

Vom 14. bis zum 26. August,

fortwährender Regen. Ich konnte nicht ausgehen und versuchte, mich nur möglichst vor der Nässe zu schützen. In dieser Eingeschlossenheit, ging mir die Nahrung zur Neige; ich wagte mich daher zweimal hinaus, schoss an einem Tag eine Ziege und fand am anderen eine große Schildkröte, die mir einen wahren Leckerbissen bot. Meine Mahlzeiten hatte ich jetzt folgendermaßen geregelt: zum Frühstück genoss ich einige Rosinen, als Mittagessen ein Stück gedörrtes Ziegenfleisch oder etwas geröstete Schildkröte (denn, um zu kochen, fehlte mir, zu meinem großen Bedauern, ein taugliches Gefäß). Mein Abendessen bestand regelmäßig aus einigen Schildkröteneiern. Während dieser durch den Regen ausgelösten «Gefangenschaft», arbeitete ich täglich mehrere Stunden daran, meine Höhle zu erweitern. Ich gelangte dabei bis zur entgegengesetzten Außenseite des Hügels und legte mir auf dieser Seite eine Tür zu, durch die ich nun ein- und ausgehen konnte. Es war mir zwar nicht ganz wohl zu Mute bei dem Gedanken, so offen und frei da zu liegen. Früher war ich vollkommen abgeschlossen gewesen, während jetzt alles, was Lust hatte, zu mir gelangen

konnte. Jedoch hatte ich bis dahin kein lebendes Wesen auf der Insel bemerkt, das ich zu fürchten brauchte, denn die größten Tiere, die ich bisher hier gesehen hatte, waren die Ziegen gewesen.

30. September.

Es war jetzt ein Jahr, seit meiner Ankunft vergangen, wenigstens fand ich beim Zusammenzählen der Einschnitte an meinem Pfahl, dass ich bereits 365 Tage auf der Insel gelebt hatte. Ich fastete diesen Jahrestag über und verwendete ihn für fromme Übungen. Ich warf mich auf den Boden, in aufrichtiger Demut, bekannte meine Sünden vor Gott, erkannte sie an, als gerechtes Gericht über mich und flehte zu ihm, er möge mir, um Jesu Christi willen, gnädig sein. Nachdem ich zwölf Stunden, ohne die geringste Erfrischung, geblieben war, verzehrte ich nach Sonnenuntergang ein Stück Zwieback und eine Traube mit getrockneten Beeren und legte mich dann zu Bett, nachdem ich den Tag mit einem Gebet, wie ich ihn begonnen, auch beschlossen hatte. Bisher war nicht ein einziger Sonntag von mir gefeiert worden, da ich es anfangs, aus Mangel an religiöser Stimmung, unterlassen hatte, die Wochen zu bezeichnen und daher später die Tage nicht mehr unterscheiden konnte. Nun aber teilte ich bei der Berechnung der Tage nachträglich das verflossene Jahr in Wochen ein und zeichnete den siebten Tag als Sonntag aus. Bald darauf nahm ich wahr, dass meine Tinte zur die Neige ging und ich nahm mir daher vor, von nun an, nur noch die bemerkenswertesten Ereignisse meines einsamen Lebens aufzuzeichnen. Jetzt, wo ich allmählich die Regelmäßigkeit des Beginns der trockenen und nassen Jahreszeit erkannt hatte, war ich auch in der Lage, für jede die richtigen Vorkehrungen zu treffen. Wie ich jedoch all meine Erfahrungen teuer erkaufen

musste, war es auch mit dieser der Fall, von der ich jetzt berichten will, ja sie war eine der entmutigsten unter allen. Wie erwähnt, hatte ich die wenigen so wunderbar aufgesprossenen Gersten- und Reisähren aufbewahrt. Es waren, wenn ich nicht irre, dreißig Reis- und etwa zwanzig Gerstenhalme. Weil ich glaubte, es sei jetzt ein Zeitpunkt, die Körner zu säen, nach dem Regen, weil sich die Sonne, südlich von mir, entfernte. Ich grub, so gut es mit meinem hölzernen Spaten gehen wollte, ein Stück Land um und streute das Korn in zwei Reihen darauf. Wegen meiner Unsicherheit darüber, ob es die geeignete Zeit sei, verbrauchte ich zunächst nur zwei Drittel des Korns und behielt etwa eine Handvoll von jeder Art zurück. Das tröstete mich später, denn nicht ein einziges Korn ging auf, da die trockenen Monate folgten, der Erde der Regen fehlte und auch kein Düngemittel das Wachstum unterstützte. Erst in der feuchten Jahreszeit entwickelte sich meine Aussaat, als wenn sie erst kurz zuvor ausgesät worden wäre. Als ich mein Korn nicht wachsen sah, suchte ich eine feuchtere Stelle des Bodens auf, um einen weiteren Versuch zu machen. Ich grub ein Stück Erde in der Nähe meiner Laube um und säte den Rest meines Korns dort aus, und zwar im Februar kurz vor der Frühlingstages- und Nachtgleiche. Da die regnerischen Monate März und April folgten, ging es denn dort auch üppig auf und gab reichlichen Ertrag. Weil ich aber nur wenig Korn gehabt hatte, betrug meine ganze Ernte auch nur eine halbe englische Metze von jeder Art. Doch war ich durch diese Erfahrung informierter, kannte jetzt die zur Aussaat geeigneten Zeiten und wusste, dass ich jährlich zweimal säen und ernten konnte.

Während mein Korn wuchs, machte ich eine kleine Entdeckung, die mir später nützlich wurde. Sobald der Regen vorüber war und sich das Wetter aufheiterte, was unge-

fähr im November geschah, besuchte ich nämlich meine Laube, nach monatelanger Abwesenheit, einmal wieder. Ich fand alles dort, wie ich es verlassen hatte. Die von mir angelegte Doppelhecke war nicht nur fest und unversehr, sondern es waren auch die Pfähle, die ich von benachbarten Bäumen abgehauen hatte, ausgeschlagen und hatten hohe Zweige getrieben, wie es die Weidenbäume im ersten Jahr, nachdem sie beschnitten werden, tun. Die Baumart, von der ich die Pfähle geholt hatte, konnte ich nicht nennen. Ich war sehr angenehm überrascht, die jungen Stämme treiben zu sehen, beschnitt sie und versuchte, sie zu möglichst gleichmäßiger Höhe zu gestalten. Es ist unglaublich, wie schön sie innerhalb von drei Jahren heranwuchsen. Denn obwohl der Kreis, den sie bildeten, ca. neunundzwanzig im Durchmesser war, bedeckten sie ihn doch vollständig und spendeten so viel Schatten, dass ich mich, fast die ganze trockene Jahreszeit hindurch, unter ihnen aufhielt. Dies veranlasste mich, weitere Pfähle zu fällen und mir eine ähnliche Umfriedigung, auch um meine erste Wohnung anzulegen. Ich schlug die Palisaden ein, etwa neun Meter entfernt, von der früher angelegten Einzäunung und in einer Doppelreihe. Sie wuchsen prächtig heran und gewährten meiner Wohnung nicht nur Schatten, sondern dienten mir später, wie ich noch beizeiten erzählen werde, auch zur Verteidigung. Ich beobachtete, dass sich das Jahr hier nicht, wie in Europa, in Sommer und Winter, sondern in regnerische und trockene Zeiten aufteilte. Das Verhältnis war Folgendes: die Hälfte des Februar, der März und der halbe April, gehörten zur Regenzeit, da dann die Sonne der Tag- und Nachtgleiche nahe war. Der halbe April, der Mai, Juni, Juli und der halbe August, wenn die Sonne nördlich vom Äquator stand, waren trocken. Die zweite Hälfte des August, der September und der halbe Oktober, gehörten

wieder zur Regenzeit, dagegen zählte zur trockenen Periode: der Rest des Oktober, der November, Dezember, Januar und die erste Hälfte des Februar, wenn die Sonne südlich vom Äquator stand. Manchmal dauerte die Regenzeit länger oder kürzer, je nachdem, wie der Wind wehte. Nachdem ich die üblen Auswirkungen meiner Ausgänge in der nassen Periode erkannt hatte, trug ich Sorge dafür, mich stets mit den nötigen Vorräten zu versehen, um während der regnerischen Monate zu Hause bleiben zu können.

Diese Zeit verwendete ich sehr zweckmäßig, um mich mit allerlei Dingen auszurüsten, deren Herstellung nur durch schwere und langwierige Arbeit zu bewirken war. So machte ich verschiedene Versuche, einen Korb zustande zubringen. Alle Zweige aber, mit denen ich es probierte, waren unbrauchbar, wegen ihrer großen Sprödigkeit. Jetzt war es vorteilhaft, dass ich als Knabe, in meiner Vaterstadt, oft mit großem Vergnügen dem Hantieren eines Korbmachers zugeschaut hatte. Ich war damals, wie Jungen es so tun, sehr hilfsbereit gegenüber dem Korbmacher gewesen und hatte mir daher eine sehr gute Kenntnis seiner Methode angeeignet, so dass mir jetzt nur das Material fehlte. Da fiel es mir ein, dass die Zweige des Baumes, von dem ich meine Pfähle geholt hatte, vielleicht so geschmeidig sein könnten, wie in England die Wiedenruten. Daher begab ich mich sogleich am nächsten Tag zu meinem sogenannten Landhaus, schnitt einige dünnere Zweige ab und fand sie für meinem Zweck so geeignet, wie ich es mir nur wünschen konnte. Ich holte mir daher am folgenden Tag, mit dem Beil versehen, eine große Menge davon, legte sie zum Trocknen innerhalb meiner Einfriedigung hin und brachte sie, als sie brauchbar waren, in meine Höhle. Hier fertigte ich mir, während der nächsten Regenzeit, eine Menge von Kör-

ben, einmal, um Erde oder anderes Material darin zu tragen, zum anderen, um Allerlei darin aufzubewahren. Meine Arbeit gelang mir zwar nicht sehr schön, aber ihre Resultate waren doch vollkommen zweckentsprechend. Später sorgte ich dafür, immer einen Vorrat von Körben zu haben und fertigte mir, sobald die früheren abgenutzt waren, eine Anzahl neue an. Dabei kam es mir besonders darauf an, die Körbe möglichst stark und tief zu machen, um darin, statt in Säcken, mein Korn aufbewahren zu können, wenn ich davon einmal einen großen Vorrat haben würde. Nachdem ich diese eine schwierige Aufgabe, mit unendlichem Zeitaufwand, glücklich gelöst hatte, dachte ich daran, mich mit zwei anderen nötigen Gegenständen, wenn möglich, zu versehen. Ich besaß nämlich kein Gefäß, um Flüssigkeiten darin aufzubewahren, außer zwei, beinahe noch ganz mit Rum angefüllten Fässchen und einigen Glasflaschen, die teils die gewöhnliche Form hatten, teils viereckig waren. Zur Benutzung beim Kochen, hatte ich nichts anderes, als einen aus dem Schiff geretteten, großen Kessel, der zur Zubereitung von Bouillon und zum Kochen kleiner Stückchen Fleisch zu groß war. Das Zweite, was ich dingend brauchte, war eine Tabakpfeife. Obschon mir anfangs die Herstellung einer Pfeife ganz unmöglich schien, gelang es mir endlich doch, eine zu erfinden. Die Anlegung meiner Doppelreihe von Pfählen und die Korbmacherarbeit beschäftigten mich den ganzen Sommer, das heißt die ganze trockene Jahreszeit hindurch.

Ich sprach schon von meiner großen Lust, die ganze Insel kennenzulernen und dass ich schon früher, am Bach hinauf, bis an die Stelle gekommen war, wo ich meine Laube angelegt hatte und weiterhin, wo ich den Ausblick aufs Meer, auf der anderen Seite der Insel, hatte. Jetzt beschloss ich, einmal längs der Seeküste zu laufen und

machte mich denn auch mit meiner Flinte, einem Beil, meinem Hund und mit einer größeren Menge von Pulver und Blei, als gewöhnlich, sowie mit zwei Zwiebacken und einem großen Bündel Rosinen in meinem Beutel, auf die Wanderung. Nachdem ich das Ende des Tals, in dem sich meine Laube befand, passiert hatte, kam bald das Meer in Sicht. Da es ein außerordentlich heller Tag war, entdeckte ich plötzlich in der Ferne Land, konnte aber nicht unterscheiden, ob es eine Insel oder Festland war. Es lag hoch und streckte sich von Westen nach Westsüdwesten, lang ausgedehnt, hin. Nach meiner Berechnung musste es mindestens fünfzehn bis zwanzig Meilen von meiner Insel entfernt sein. Es war mir unbekannt, was für ein Stück Erde das sein konnte, nur so viel glaubte ich, zu wissen, dass es zu Amerika gehörte und all meinen Beobachtungen nach, in der Nähe spanischer Besitzungen liegen musste. Vielleicht war es von Kannibalen bewohnt und wenn ich dort an Land geraten wäre, hätte ich mich wohl noch in schlimmerer Lage befunden, als hier. Dieser Gedanke versöhnte mich noch mehr, mit der Fügung der Vorsehung, die, wie ich jetzt einzusehen begann, alles aufs Beste ordnet. Meine Seele wurde nun ruhiger und ich quälte mich nicht mehr mit fruchtlosen Wünschen, anderswo zu leben. Übrigens sagte ich mir, dass, wenn dieses Land wirklich zur spanischen Küste gehörte, würde sich, früher oder später, sicherlich in der Nähe ein Schiff zeigen. War das Erstere aber nicht der Fall, so konnte diese Küste nur von den zwischen den spanischen Kolonien und Brasilien hausenden Kannibalen bewohnt sein, welche die schlimmsten von allen, nämlich Menschenfresser sind und alle Geschöpfe, die in ihre Hände fallen, ermorden und verzehren. Mit solchen Gedanken ging ich gemächlich weiter. Wie ich bemerkte, war die Inselfeite, auf der ich mich jetzt befand, weit

anmutiger, als die meine. Es gab hier blumengeschmückte Savannen oder Wiesen und schönes Gehölz fand sich in rauen Mengen. Ich erblickte eine große Anzahl von Papageien und es überkam mich stark die Lust, mir einen zu fangen, um ihn zu zähmen und sprechen zu lehren. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, gelang es mir auch, ein junges Tier dieser Vogelart einzufangen, das ich mit einem Stock vom Baum herunterschlug und, nachdem es sich erholt hatte, nach Hause trug. Es dauerte mehrere Jahre, bis dieser Papagei sprechen lernte, endlich aber hatte er gelernt, mich ganz verständlich bei meinem Namen zu rufen. Ein Vorfall, der sich daran anschloss, soll, obwohl er an sich unbedeutend ist, später zur Freude der Lesenden erzählt werden. Ich war sehr zufrieden mit meiner Wanderung. In den Tälern hatte ich Hasen, wenigstens hielt ich einige mir begegnende Tiere für solche und Füchse angetroffen. Doch unterschieden sie sich wesentlich von denen, die mir anderswo untergekommen waren und lieferten mir auch kein Nahrungsmittel, obwohl ich einige davon erlegte.

Übrigens fehlten mir keine Lebensmittel, denn ich besaß welche von trefflicher Qualität, und zwar besonders mit dreierlei Fleischarten, nämlich dem der Ziegen, Tauben und Schildkröten. Die Rosinen dazu gerechnet, hätte selbst der Markt von Leadenhall, wenigstens für einen einzelnen Menschen, keine bessern Tafelfreuden liefern können, als diese. So hatte ich, wie traurig meine Lage auch sein mochte, doch Grund genug zur Dankbarkeit. Mir fehlte tatsächlich wenig an Unterhalt, dass ich eher im Überfluss lebte, z.B. sogar mit nahrhaften Leckerbissen. Während meiner Entdeckungsreise, lief ich nicht viel über zwei Meilen am Tag, dennoch kehrte ich stets durch viele Umwege, die ich einschlug, um Beobachtungen zu machen, müde genug zu dem Platz zurück, den ich ein- und

für allemal zu meinem Nachtlager bestimmt hatte. Ich schlief dort entweder auf einem Baum oder baute mir eine Einfriedigung, indem ich, rings um mich herum, Pfähle einsteckte oder sie von einem Baum zum anderen legte. So konnten wilde Tiere nicht in meine Nähe kommen, ohne dass ich aufwachte. Als ich wieder ans Meeresufer gelangte, sah ich mit Erstaunen, dass ich auch, in Bezug auf mein Quartier, auf der ungünstigsten Seite der Insel wohnte. Denn hier war der Strand von unzähligen Schildkröten bedeckt, während ich von ihnen auf der anderen Seite, innerhalb von anderthalb Jahren, nur drei gefunden hatte. Auch eine große Menge von Vögeln gab es hier, von denen mir einige bisher noch nicht zu Gesicht gekommen waren. Manche von ihnen, lieferten leckere Mahlzeiten, dem Namen nach, erkannte ich darunter nur die sogenannten Fettgänse. Obwohl es eine Leichtigkeit gewesen wäre, so viel mir gefiel, von ihnen zu schießen, begnügte ich mich lieber damit, eine Ziege zu erlegen, da ich mit Pulver und Blei sehr zurückhaltend umging. Dies verschaffte mir die Möglichkeit, länger zu bleiben. Obwohl es von diesen Tieren hier eine Menge gab und zwar eine noch größere, als auf meiner Inselfeite vorhanden war, war es doch schwerer als dort, an sie heran zu kommen, da sie mich, wegen der Ebenheit und Flachheit der Gegend, immer sehr bald bemerkten.

Dieser ganze Teil des Eilandes gefiel mir, wie gesagt, weit besser als der, in dem ich mich niedergelassen hatte. Aber dennoch fühlte ich nicht die geringste Lust, meine Wohnung zu verlassen, denn durch die Gewohnheit, war sie mir lieb geworden und ich dachte die ganze Zeit, während meiner Wanderung, es sei hier, als ob ich in der Fremde sei. Ich ging an der Küste ungefähr zwölf Meilen ostwärts, pflanzte dort einen großen Pfahl als Orientie-

rungspunkt am Strand auf und beschloss dann, heimzukehren. Meinen nächsten Ausflug wollte ich auf die andere Seite der Insel machen und so eine ganze Runde um die Insel zu gehen, bis ich wieder an diesem Orientierungspfad ankommen würde. Diesmal schlug ich einen anderen Rückweg ein, in der Überzeugung, dass ich leicht den Überblick über die Insel behalten und meine erste Wohnung nicht verfehlen könnte. Ich hatte mich jedoch getäuscht, denn, nach zwei bis drei Meilen, befand ich mich in einem großen Tal, das von einem mit Wald bedeckten Hügel umkränzt war, so dass ich mich über den einzuschlagenden Weg nur durch die Beobachtung des Sonnenstandes orientieren konnte. Um das Missgeschick noch zu verschlimmern, wurde das Wetter neblig, während der drei oder vier Tage, die ich in diesem Tal zubrachte, so dass ich die Sonne nicht zu sehen bekam und so lange missmutig herumirrte, bis ich mich notgedrungenerweise wieder zur Seeseite wendete, meinen Pfad aufsuchte und dann auf demselben Weg, den ich auf dem Hinweg gekommen war, heimkehrte. Da das Wetter ungemein heiß war und ich an meiner Flinte, dem Schießbedarf und dem Beil schwer zu tragen hatte, legte ich den Weg nach Hause, in nur kleinen Tagesmärschen zurück. Auf meiner Wanderung nach Hause, fing mein Hund ein Ziegenlamm. Ich eilte herbei, während es noch am Leben war, und entriss es ihm. Ich hatte große Lust, es mit nach Hause zu nehmen, da ich schon darüber nachgedacht hatte, ob es nicht gelingen könnte, ein oder zwei Lämmer zu fangen und mir so, für die Zeit, wenn mein Pulver und Blei verbraucht sein würde, eine Zucht von zahmen Ziegen anzulegen. So bastelte ich denn dem kleinen Geschöpf ein Halsband und führte es an einer Leine, die ich mir aus etwas Taugarn fertigte. Davon trug ich ständig ein wenig bei mir. An meiner Laube ange-

kommen, schloss ich das Lamm darin ein und ließ es dort zurück. Denn ich brannte vor Ungeduld, nach mehr als einmonatlicher Abwesenheit, wieder nach Hause zu kommen.

Ich kann nicht beschreiben, mit welcher Freude ich meine alte Behausung begrüßte und mich in meine Hängematte schlafen legte. Die kleine Reise, auf der ich wie ein Nomade gelebt hatte, war mir so wenig angenehm gewesen, dass mein eigenes Haus, wie ich es nannte, mir jetzt als ein wohlgeordnetes, trautes Heim erschien. Alles um mich herum, mutete mir so vertraut an, dass ich mir vornahm, mich, so lange ich auf der Insel verweilen musste, mich nicht wieder eine so weite Strecke zu entfernen. Eine Woche lang, ruhte ich jetzt, um mich von den Anstrengungen meiner Wanderung zu erholen. Den größten Teil dieser Zeit nahm ein wichtiges Geschäft in Anspruch. Ich fertigte nämlich, für mein Papchen³³, das sich schon wie zu Hause bei mir fühlte und sehr vertraut mit mir geworden war, einen Käfig an. Dann dachte ich an das arme Ziegenlamm, das ich in meiner kleinen Umfriedigung eingesperrt hatte und ging, es zu holen und ihm zu fressen zu geben. Zwar fand ich es noch am alten Ort, aber es war halb verhungert. Ich schnitt Zweige von Bäumen und Sträuchern ab, warf sie ihm vor und nachdem es gefressen hatte, wollte ich es, wie früher, anbinden, um es nach Hause zu führen. Aber es war durch den Hunger so zahm geworden, dass es nicht nötig schien, es zu fesseln, denn es folgte mir aus freien Stücken, wie ein Hund. Ich fütterte es dann regelmäßig, und das Tierchen wurde so anmutig, zutraulich und zahm,

³³ Dies ist ein altes Wort für „Papagei“. Siehe auch: Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, Lfg 8 (1886), Band VII (1889), Spalte 1434, S. 50.

dass es nun auch zu meiner Familie gehörte und nicht wieder von mir weichen wollte. Jetzt war wiederum die Regenzeit der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche gekommen und ich beging den

30. September

in derselben feierlichen Weise, wie früher, den Jahrestag meiner Landung. Zwei Jahre waren seit dieser nun vergangen und meine Aussicht auf Befreiung, schien noch nicht größer, als am ersten Tage. Ich verwendete den ganzen 30. September dazu, mich demütig und dankbar an die vielen wunderbaren Gnadenerweisungen zu erinnern, die mir in meiner Einsamkeit zu Teil geworden waren und ohne die mein Elend unendlich viel größer gewesen sein würde. Aus tiefstem Herzen dankte ich Gott, dass er mir die Augen darüber geöffnet hatte, wie ich in dieser Einsamkeit sogar glücklicher, als inmitten menschlicher Gesellschaft und unter allen Freuden der Welt sein konnte, dass er mir die Entbehrungen meiner Lage und den Mangel an zwischenmenschlichem Umgang durch seine Gegenwart und durch seine gnädige Offenbarung reichlich ersetzt, mir Hilfe und Trost gewährt und mich ermutigt hatte, auf seine Vorsehung zu bauen und zu hoffen, dass er immer bei mir sein werde. Allmählich wurde mir bewusst, um wie viel glücklicher mein jetziges Leben, trotz all seiner betrübenden Umstände war, als das unwürdige, verworfene Dasein, das ich in früheren Tagen geführt hatte. Meine Sorgen und Freuden gestalteten sich von Grund aus um, sogar meine Wünsche änderten ihre Natur, meine Neigungen waren wie vertauscht und ich fand jetzt mein Vergnügen in ganz anderen Dingen, als jene, in denen ich es nach meiner ersten Ankunft oder wenigstens noch vor zwei Jahren, gesucht hatte. Sonst, wenn ich umhergewandert war, auf

der Jagd oder um das Land kennenzulernen, hatte oft eine plötzliche Angst meine Seele überfallen und mich beklemmt zurückgelassen. Der Gedanke an die Wälder, die Berge, die Einöde, die mich umgab und wie ich eingeschlossen war, durch die ewigen Riegel und Schlösser des Ozeans, in einer öden Wildnis, ohne Hoffnung auf Erlösung, hatte mich da oft niedergeschlagen gemacht. Mitten in der ruhigsten Stimmung war es oft wie ein Sturm über mein Gemüt gekommen und mit zusammengepressten Händen hatte ich oft, wie ein Kind, weinen müssen. Manchmal hatte mich es, mitten bei der Arbeit, überfallen, dann hatte ich mich sofort hingesezt und stundenlang seufzend auf die Erde geblickt. Und gerade dieser Zustand war der schlimmste, denn, wenn mein Kummer sich in Tränen oder Worten Luft machen konnte, wurde es aber bald auch wieder besser. Jetzt aber fing es bei mir an, dass ich in andere Stimmungen geriet. Ich las täglich Gottes Wort und wendete seine Trostspenden auf meine gegenwärtige Lage an. Eines Morgens, als ich sehr traurig war, kam mir die Bibelstelle ins Gedächtnis:

»Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen«.

Sofort fiel mir auf, dass diese Worte, wie für mich geschrieben waren. Weshalb wären sie mir auch sonst wohl, gerade in diesem Augenblick, untergekommen, als ich mich über meine Lage ärgerte und klagte, dass ich ein von Gott und Menschen Verlassener sei?

»Nun denn«, sagte ich mir jetzt, »wenn Gott dich nicht verlassen will, was kann dir dann geschehen? Und selbst wenn die ganze Welt dich verliese, wäre dein Schaden unvergleichlich klein dagegen!«

Von diesem Augenblick an, kam ich zu der Erkenntnis,

dass ich in dieser Einsamkeit zufriedener sein konnte, als ich vermutlich in irgendeiner anderen Lebenslage gewesen wäre. Nun dankte ich Gott sogar dafür, dass er mich hierher gebracht hatte. Aber ich weiß nicht, wie es kam, dass ich bei diesem Gedanken erschrak und ihm nicht zu antworten wagte.

»Wie kannst du so heucheln«, sagte ich laut vor mich hin, »und dich so verhalten, als ob du Gott für eine Lage dankbar bist, in der du dir zwar Mühe gibst, damit zufrieden zu sein, aus der du dich aber doch, mit herzlichem Dank, befreien lassen würdest.«

Wenn ich nun auch mit meinem Dank innehielt, so sprach ich doch, um so aufrichtiger, das aus, dass mir Gott die Augen geöffnet und mir mein früheres Leben, im richtigen Licht des Betrauens und Bereuens, zeigte. Niemals öffnete oder schloss ich die Bibel, ohne Gott für die segensreiche Fügung zu danken, der meinen Freund in England veranlasst hatte, ohne, dass ich ihm einen Auftrag dazu gegeben hatte, die Bibel unter meine Habe zu packen und der mir beigestanden hatte, dass ich sie später aus dem Schiffswrack retten konnte. In solcher Gemütsstimmung, begann ich mein drittes Jahr. Hoffentlich habe ich meine Leser:innen mit der Erzählung vom Verlauf des zweiten Jahres, bezüglich meiner Arbeiten, nicht mit so vielen Einzelheiten ermüdet, wie in der Erzählung von ersten Jahr, so wird man doch im Allgemeinen bemerkt haben, dass ich selten müßig gewesen war. Ich hatte meine Zeit regelmäßig eingeteilt und für gewisse, tägliche Beschäftigungen fest eingeplant. Dazu gehörten vor allem mein Gottesdienst und das Bibellesen, das ich, eine Zeitlang, täglich dreimal vornahm; zweitens, mein Ausgang mit dem Gewehr, um Lebensmittel zu besorgen, der mich gewöhnlich drei Morgenstunden in Anspruch

nahm, wenn es nicht gerade regnete, drittens die Einteilung und Zubereitung von dem, was ich erlegt oder gefangen hatte. Auch darüber verging ein großer Teil des Tages. Es ist dabei übrigens nicht zu vergessen, dass mich um die Mittagszeit, wenn die Sonne im Zenit stand, das große Maß an Hitze am Ausgehen hinderte, so dass ich nur etwa vier Abendstunden für diese Arbeit verwenden konnte. Zuweilen vertauschte ich auch die Zeit der verschiedenen Geschäfte, arbeitete am Morgen und ging dafür am Nachmittag auf die Jagd. Neben der Kürze der Zeit, die ich auf die Arbeit verwenden konnte, muss man die ungeweine Mühseligkeit dieser Tätigkeiten bedenken und beachten, wie viele Stunden durch Mangel an Werkzeug, an Hilfe, an Geschick bei allem, was ich in Angriff nahm, verloren ging. So brachte ich zum Beispiel volle zweiundvierzig Tage damit zu, ein Brett für ein langes Gestell herzurichten, das ich für meine Höhle brauchte. Zwei Zimmerleute, mit dem richtigen Werkzeug und einem Sägebock, hätten in einem halben Tag, aus demselben Baum, sechs solcher Bretter schneiden können.

Das Verfahren, das ich bei dieser Arbeit einschlug, war folgendes: Zunächst musste ich einen großen Baum fällen, da mein Brett eine ansehnliche Breite haben musste. Damit hatte ich drei Tage zu tun und zwei weitere nahmen das Abschneiden der Zweige und die Gestaltung des Stamms, zu einem einzigen Block, in Anspruch. Mit unglaublicher Arbeit hackte und hämmerte ich an den beiden Seiten des Baumes, bis er begann, sich leicht genug bewegen zu lassen. Hieraufhin machte ich ihn auf der einen Seite, von einem Ende bis zum andern, eben und glatt und nahm dann dieselbe Arbeit auf der anderen Seite vor, bis das Brett etwa acht cm dick war. Jede:r kann sich vorstellen, wie viel Mühe diese Tätigkeit erforderte,

aber Fleiß und Geduld ließen mich dieses, wie viele andere Dinge, endlich doch fertig bringen. Es waren jetzt die Monate November und Dezember herangekommen und ich hoffte, bald eine Ernte von meinem Reis und Korn einzufahren. Das Feld, das ich damit besät hatte, war nicht groß, da, wie bemerkt, meine Aussaat von jeder Kornart nicht mehr, als eine halbe englische Metze betragen hatte, weil ich die frühere, ganze Ernte eingebüßt hatte. Diesmal aber versprach der Ertrag reichhaltig zu werden. Da aber sah ich plötzlich mein Getreidefeld von allerlei Feinden bedroht, die ich, nur mit Mühe, von ihm fern halten konnte. Vor allem durch die Ziegen und die hasenähnlichen Tiere, die an den Halmen Geschmack gefunden hatten und Tag und Nacht daran fraßen, so dass viele Halme nicht zu Ähren aufgehen konnten. Hierfür sah ich kein anderes Mittel der Abhilfe, als mit großer Arbeit und Eile eine Einfriedigung um das Stück Land zu ziehen. Innerhalb von drei Wochen war das kleine Feldstück vollkommen eingehegt und da ich bei Tag mehrmals einige von den Tieren schoss und nachts meinen Hund als Wächter einsetzte. Ich band ihn an einen der Pfähle, wo er die ganze Nacht hindurch bellte. Die Feinde zogen sich, innerhalb kurzer Zeit, zurück und das Korn wuchs hoch heran, stand gut und begann zusehends zu reifen.

Wie mir aber früher die vierfüßigen Tiere Schaden ange richtet hatten, so lange das Korn grün war, so drohten ihm jetzt, als es Ähren trug, die Vögel. Als ich das Feld besuchte, um zu wissen, wie es gedeiht, fand ich eine Menge gefiedertes Volk ringsherum, das nur auf den Augenblick zu warten schien, bis ich mich entfernt haben würde. Sofort gab ich, da ich mein Gewehr bei mir trug, Feuer unter den Schwarm und es erhob sich, mitten aus

dem Korn, eine Wolke von Vögeln, die ich vorher gar nicht gesehen hatte. Dies ärgerte mich sehr, denn ich sah voraus, dass innerhalb weniger Tage, meine ganze Hoffnung zunichte gemacht werden würde, jemals eine ordentliche Ernte einholen zu können und später in eine Mangelage geraten zu müssen. Daher beschloss ich, mein Korn, wenn möglich, zu retten und wenn ich es auch Tag und Nacht bewachen müsste. Zuerst untersuchte ich den schon angerichteten Schaden und fand heraus, dass die Vögel eine Menge Körner bereits gefressen hatten. Da diese aber noch zu grün waren, belief sich der Verlust nicht sehr hoch und wenn ich den Rest rettete, so konnte die Ernte wohl immer noch eine gute werden. Während ich, bei dieser Gelegenheit, neben dem Feld stand und mein Gewehr lud, sah ich die Diebe rings auf allen Bäumen sitzen, als ob sie nur auf mein Weggehen warteten. Deshalb tat ich, als ob ich mich entfernen wollte und kaum war ich ihnen aus dem Blickfeld geraten, als sie auch schon, einer nach dem andern, wieder ins Korn stürzten. Das reizte mich so sehr, dass ich nicht Geduld hatte zu warten, bis sich noch mehrere eingefunden haben würden. Ich wusste, dass mich jedes Korn, das sie jetzt fraßen, sozusagen um eine zukünftige Metze bringen würde. Daher schlich ich mich an die Hecke heran und tötete diesmal drei. Das war auch für meinen Zweck vorläufig genug. Ich machte es mit den Erlegten, wie man es in England mit ausgewiesenen Dieben macht: ich hing sie nämlich, zum abschreckenden Exempel für die anderen, auf. Man sollte kaum denken, dass dies eine solche Wirkung hätte haben können, wie es in der Tat der Fall war. Denn die Vögel blieben von nun an nicht nur von meinem Korn weg, sondern zogen sich auch sehr bald ganz aus dieser Gegend der Insel zurück und ich habe, so lange die Vogelscheuchen hingen, niemals wieder

einen der gefiederten Diebe in der Nähe meines Feldes bemerkt.

Wie man denken kann, war ich sehr erfreut darüber. Gegen Ende Dezember, in der zweiten Herbstzeit des Jahres, holte ich dann mein Korn ein. Da mir bei dieser Arbeit eine Sense oder Sichel sehr fühlbar fehlte, blieb mir nichts anderes übrig, als mir, so gut es ging, eine aus einem der breiten Säbel, die ich unter den Waffen aus dem Schiff gerettet hatte, selbst anzufertigen. Übrigens war meine erste Ernte nur mäßig, aber das Schneiden machte mir daher keine große Mühe. Ich führte es auf meine besondere Weise durch, indem ich nur die Ähren abschnitt und sie in einem großen Korb, den ich mir geflochten hatte, heimbrachte. Dann entkörnte ich sie mit den Händen und gewann dabei, nach meiner überschlägigen Rechnung (denn ich musste mit dem bloßen Auge schätzen, da ich kein Maß hatte) nur etwa zwei Scheffel Reis und über zweieinhalb Scheffel Gerste. Trotzdem ermutigte mich diese Ernte sehr, da ich hoffte, mir nun, mit Gottes Hilfe, in Zukunft auch Brot verschaffen zu können. Dabei zeigten sich aber neue Schwierigkeiten. Ich wusste nämlich weder, wie ich das Korn zermalmen und Mehl daraus zubereiten, noch wie ich dieses von der Kleie reinigen sollte und ebenso wenig, wie ich dann, aus dem Mehl, Brotteig gewinnen und diesen backen könnte. Diese Zweifel, zusammen mit dem Wunsch, einen reichlichen Vorrat zu besitzen, um für meinen künftigen Unterhalt Sorge zu tragen, verursachten, dass ich die jetzige Ernte noch nicht nutzte, sondern sie abermals ganz für die Aussaat aufbewahrte. Inzwischen nahm ich mir vor, all mein Nachdenken und meine ganze Tätigkeit auf das große Werk der Broterzeugung zu verwenden. Jetzt konnte ich mit Offenheit sagen, dass ich für mein tägliches Brot tatsächlich arbeitete. Es ist fast wundersam und

wenige Menschen haben wohl je darüber nachgedacht, wie viel Dinge notwendig sind, um nur den einen Artikel Brot, bis zur Fertigstellung zu bringen. Mir aber, der ich im nackten Zustand der Natur lebte, kam dies, seit ich die erste Handvoll Korn geerntet hatte, in entmutigender Weise, zu täglich klarerem Bewusstsein.

Zunächst hatte ich weder einen Pflug, die Erde zu beackern, noch einen Spaten, um sie umzugraben. Diesem Mangel half ich jedoch, wie erzählt, ab, indem ich mir einen hölzernen Spaten herstellte. Mit diesem ging die Arbeit eben auch nur in hölzerner Weise vonstatten und, obwohl mich seine Anfertigung manchen Tag gekostet hatte, nutzte er sich, weil er keinen eisernen Beschlag hatte, rasch ab und ich brachte die Arbeit mit ihm, auch nur ungenügend zustande. Währenddessen fand ich mich aber damit ab. Dann, als das Korn gesät war, fehlte es mir an einer Egge. Ich half mir, indem ich, über das Land spazierte, einen großen und schweren Baumzweig herüber schleifte und die Erde mehr abkratzte, als sie zu eggen. Dann brauchte ich, sobald das Korn gewachsen war, gleichfalls, wie schon erwähnt, eine Menge von Dingen, um es einzuzäunen, zu schneiden, zu trocknen, einzubringen, zu dreschen, von der Spreu zu trennen und es dann aufzubewahren. Außerdem hätte ich auch eine Mühle gebraucht, um es zu mahlen, Siebe, um das Mehl zu reinigen, Hefe und Salz, um Brot daraus zu machen und einen Ofen, um es zu backen. Trotzdem mir alle diese Dinge fehlten, war mir das Korn doch von unschätzbarem Wert. Die Mühsamkeit und Langwierigkeit der Arbeit hatte, abgesehen davon, dass sie eben nicht zu ändern war, insofern für mich keine Bedeutung, als ich ja mit meiner Zeit nicht so sparsam zu sein brauchte. Ich hatte einen Teil des Tages für diese Arbeiten, ein für alle Mal, bestimmt und da ich gewillt war, vorläufig nichts vom

Korn für Brot zu verwenden, konnte ich, während der nächsten sechs Monate, meine ganze Tätigkeit und Erfindungsgabe zur Beschaffung von Gerätschaften benutzen, die für die spätere Verwertung meines Getreides nötig waren. Da ich jetzt Samen genug besaß, um mehr als einen Morgen Land damit zu bestellen, musste ich mir zunächst ein größeres Stück Erde bearbeiten. Vorher brauchte ich über eine Woche, zur Anfertigung eines Spatens, der aber, wie gesagt, doch nur ein trauriger Notbehelf wurde und doppelte Anstrengung bei der Arbeit nötig machte. Nachdem ich auch damit zu Rande gekommen war, streute ich meinen Samen in zwei große, flache Landstücke, die in der Nähe meines Hauses lagen und mir dafür geeignet erschienen. Ich umgab sie mit einer dichten Hecke von demselben Strauchwerk, das ich schon früher angepflanzt hatte und das, wie ich wusste, rasch wuchs. Binnen Jahresfrist, konnte ich mit einer starken, lebendigen Hecke rechnen, die nur geringer Ausbesserung bedurfte. Ich brauchte zu dieser Arbeit nicht weniger, als drei volle Monate, weil der größte Teil dieser Zeit in die Regenperiode fiel, in der ich nicht oft ausgehen konnte.

Während des Regens unterhielt ich mich zu Hause bei der Arbeit damit, dass ich meinen Papagei sprechen lehrte. Es gelang mir bald, ihm seinen eigenen Namen beizubringen, so dass er ihn zuletzt ganz deutlich aussprach. Pol war das erste Wort, was ich auf der Insel aus einem anderen, als meinem eigenen Mund hörte. Daneben verlegte ich meine Haupttätigkeit auf ein neues, großes Unternehmen. Längst hatte ich nämlich über Mittel und Wege nachgedacht, mich mit einigen tönernen Gefäßen zu versehen, die mir schmerzlich fehlten. Ich war überzeugt, dass ich, sobald sich nur eine einigermaßen geeignete Art Ton finden ließe, daraus Töpfe formen könnte. Diese

brannte ich in der Sonne des heißen Klimas, hart und stark genug zur Benutzung und besonders zur Aufbewahrung trocken zu haltender Sachen. Da ich sie vor allem brauchte, um Korn, Mehl und dergleichen zuzubereiten, beschloss ich jetzt einige solcher, möglichst großen Gefäße, im Voraus anzufertigen, an die ich weiter keine Ansprüche hatte, als dass sie wie Krüge aufrecht stehen sollten und bestimmte Waren aufnehmen könnten.

Die Leser:innen würden mich bedauern oder wahrscheinlicher, auslachen, wenn ich ihnen erzählte, wie viel ungeschickte Versuche ich hierbei unternahm, was für wunderliche, plumpe, hässliche Dinger ich zustande brachte. Viele davon fielen zusammen oder auseinander, weil der Ton nicht fest genug war, die Form zu halten und viele zeigten dann noch, in der starken Sonnenhitze, Risse und viele gingen vom bloßen Anfassen kaputt. Nachdem ich mit großer Mühe den Ton gefunden, ihn ausgegraben und angefeuchtet nach Hause getragen und verarbeitet hatte, gelang es mir, innerhalb von ungefähr zwei Monaten, nicht mehr als zwei große, hässliche Teile (Krüge darf ich sie nicht nennen) fertig zu bringen. Als die Sonne diese hart und trocken gebrannt hatte, flocht ich sie in Körbe, damit sie nicht zerbrachen. Den kleinen Platz zwischen den Töpfen und dem Geflecht, füllte ich mit Reis- und Gerstenstroh aus und hoffte nun, diese Gefäße würden Korn und Mehl aufbewahren können. Während meine Arbeit, in Bezug auf die großen Töpfe, mangelhaft ausgefallen war, hatte ich besseren Erfolg bei der Fertigung von allerlei kleinem Geschirr, z. B. runden Töpfchen, flachen Schüsseln, Krügen und Tiegeln und was mir sonst noch unter die Nase kam. Die Sonnenglut brannte diese Sachen außerordentlich fest. Dies alles aber erfüllte noch nicht meinen Zweck, ein tönernes Gefäß herzustellen, das Flüssig-

keiten halten und dem Feuer ausgesetzt werden konnte. Dazu war keins von diesen Gefäßen zu gebrauchen. Einige Zeit später, als ich eines Tages ein ziemlich großes, von mir angezündetes Feuer, um mir Fleisch zu braten, auslöschten wollte, fand ich darin eine Scherbe von einem meiner tönernen Gefäße, das steinhart gebrannt und ziegelrot war. Ich war sehr angenehm überrascht von diesem Anblick und sagte mir, dass, wenn sich ein solches Stück von meinem Geschirr brennen ließe, dies auch mit ganzen Gefäßen möglich sein müsse. Dies veranlasste mich nachzudenken, wie ich mein Feuer zu gestalten hatte, um einige Töpfe daran zu brennen. Ich hatte keinen Begriff von einem Brennofen, wie die Töpfer sie benutzen oder vom Glasieren mit Blei, von dem ich ja eine bestimmte Menge besaß, das ich wohl dazu verwenden könnte.

Lediglich versuchsweise, stellte ich drei große Tiegel und zwei oder drei Töpfe aufeinander und verteilte mein Brennholz rings herum, mit einem großen Haufen Asche als Unterlage. Dann versah ich das Feuer von außen und oben mit frischem Brennmaterial, bis ich die Töpfe, innerhalb des Feuers, durch und durch rot glühen sah, ohne dass sie zerplatzten. Als ihre Farbe hellrot geworden war, ließ ich sie in derselben Hitze noch etwa fünf bis sechs Stunden stehen, bis ich merkte, dass einer von ihnen anfang zu schmelzen oder zu fließen, ohne jedoch zu zerspringen. Denn der dem Ton beigemischte Sand schmolz durch die scharfe Hitze und wurde zu Glas, wenn ich so fortgefahren wäre. Ich schwächte daher das Feuer nach und nach, bis die Töpfe die rote Farbe verloren. Nachdem ich die ganze Nacht an der Feuerstelle gewacht und dafür gesorgt hatte, dass das Feuer nicht zu schnell nachließ, hatte ich am anderen Morgen drei sehr gute, ich will nicht sagen, schöne Tiegel und zwei andere tö-

nerne Gefäße, so hart gebrannt, wie es nur zu wünschen war. Der eine davon erschien völlig glasiert, durch den herausgeflossenen Sand.

Ich muss nicht erklären, dass mir, nach diesem Experiment, keinerlei tönernes Geschirr mehr fehlte, es fiel aber, wie ich nicht verhehlen will, hinsichtlich der Form sehr unvollkommen aus. Machte ich doch meine Gefäße ganz auf dieselbe Art, wie Kinder aus Sand Topfkuchen backen oder wie eine Köchin, die nie gelernt hat, mit Teig umzugehen, eine Pastete formen würde. Niemals aber hat wohl jemand größere Freude über einen unbedeutenden Gegenstand gehabt, wie ich sie empfand, da es mir endlich gelungen war, einen tönernen Topf herzustellen, der Feuer aushielt. Ich konnte kaum die Zeit erwarten, bis mein Geschirr erkaltete und ich einen der Töpfe, halb mit Wasser angefüllt, wieder an das Feuer setzen und Fleisch darin kochen konnte, was ausgezeichnet gelang. Von einem Stück Fleisch einer jungen Ziege bereitete ich mir eine sehr gute Bouillon, hatte aber freilich, weder Graupen, noch sonstige Zutaten, um sie so schmackhaft zu machen, wie ich sie wohl gern gehabt hätte. Meine Gedanken richteten sich nun, zunächst auf die Anfertigung eines steinernen Mörsers, um das Korn darin zu zerstampfen. Denn dass mein einziges Paar Hände es bis zum Kunstwerk einer Mühle bringen würde, daran war nicht zu denken. Für diese aber einen Ersatz zu finden, machte mir nicht geringe Schwierigkeit. Unter allen Handwerken der Welt, war ich zu dem der Steinhauerei am wenigsten ausgerüstet. Es fehlten mir nicht weniger, als alle Werkzeuge, um die Sache in Angriff zu nehmen. Manchen Tag versuchte ich, einen Stein ausfindig zu machen, der groß genug zum Aushöhlen und zur Umgestaltung in einen Mörser wäre, aber ich fand tatsächlich nur solche, die in dem Felsen fest saßen und

die ich auf keinerlei Weise ausgraben oder ausschneiden konnte. Auch waren die Felsen auf der Insel, an sich nicht von hinreichender Härte. Sie bestanden vielmehr alle aus einer sandigen, bröckeligen Steinart, die weder die Wucht einer schweren Keule aushalten konnte, noch geeignet war, das Korn darin, ohne es mit Sand zu vermengen, klein zu stoßen. Nachdem ich sehr viel Zeit mit dem Suchen verloren hatte, gab ich es auf und beschloss, mich nach einem harten Holzklotz umzusehen, den ich auch in der Tat viel leichter fand. Als ich einen ausgesucht hatte, den ich fortbewegen konnte, rundete ich ihn ab und formte ihn an der Außenseite, mittels Axt und Hacke. Dann arbeitete ich, mit unendlicher Mühe, durch Feuer, ein Loch hinein, wie die Indianer in Brasilien ihre Kanus auszuhöhlen pflegen. Hierauf fertigte ich mir eine große schwere Keule oder richtiger, einen Schlägel aus sogenanntem Eisenholz an und verwahrte beides, für die Zeit nach meiner nächsten Ernte, wo ich das Korn mahlen, oder vielmehr, es zu Mehl stoßen und dann Brot daraus backen wollte.

Die nächste schwere Aufgabe bestand in der Beschaffung eines Siebes oder Beutels, um das Korn darin zu reinigen und es von den Hülsen zu befreien. Denn, ohne ein solches Ding, Brot herzustellen, hielt ich für unmöglich, wagte aber auch kaum, auf ein Gelingen dieses Unternehmens zu hoffen. Ich hatte nicht das Mindeste, womit es tatsächlich zu bewerkstelligen gewesen wäre, zum Beispiel Gaze oder ähnliches, feines, dünnes Zeug. Mehrere Monate hindurch, wusste ich nicht, wie ich die Sache anpacken sollte; besonders deshalb, weil, was ich noch Leinwand besaß, die aus bloßen Lumpen bestand. Zwar hatte ich Ziegenhaare, aber ich wusste nicht, wie ich sie spinnen sollte und selbst wenn, fehlte mir doch jedes nötige Werkzeug dazu. Endlich fiel mir als einzige Lösung

ein, dass sich unter den Matrosenkleidungsstücken, die ich aus dem Schiff gerettet hatte, auch einige Halstücher aus Kattun³⁴ oder Mousselin befanden. Aus diesen fertigte ich dann drei kleine Beutel, die ihren Zweck leidlich erfüllten und behalf mich damit mehrere Jahre hindurch. Wie ich es später schaffte, werde ich zu seiner Zeit berichten. Nun musste auch die Art des Backens selbst überlegt werden und wie ich es anstellen sollte, Brot erzeugen, wenn ich erst das Korn haben würde. Erstens nämlich, fehlte mir die Hefe, da es für diesen Mangel absolut keine Abhilfe gab, machte ich mir darüber weiter kein Kopfzerbrechen. Aber auch um einen Ofen war ich sehr verlegen. Endlich verfiel ich auf folgenden Ausweg: ich verfertigte einige sehr breite, aber flache, tönerner Gefäße an, etwa 60 cm im Durchmesser und nicht mehr als 23 cm hoch. Diese brannte ich im Feuer, wie ich es mit den anderen gemacht hatte und stellte sie vorläufig bei Seite. Als ich dann später ans Backen ging, zündete ich ein großes Feuer auf einem Herd an, den ich mit einigen viereckigen Ziegeln, aus eigener Fertigung, gebaut hatte, bedeckte mit dem Brennholz ganz den Herd, bis es zu Asche oder zu Kohlen verbrannt war und ließ es da liegen, bis die Platte ganz heiß war. Dann fegte ich alle Asche ab und legte die Brote darauf, stülpte die tönernen Schüsseln darüber und häufte dann die Asche wieder von außen herum, um so die Hitze zusammenzuhalten und zu verstärken. Auf diese Weise backte ich mein Gerstenbrot, so gut, wie in dem besten Backofen der Welt und bildete mich nebenbei, in ganz kurzer Zeit, auch zum Konditor aus. Denn ich bereitete mir auch verschiedene Arten von Kuchen und Puddings aus Reis. Freilich, Pasteten zu backen, musste ich bleiben lassen, da ich ja doch nichts gehabt hätte, um sie zu füllen, außer etwa

³⁴ Kattun (Cotton) ist eine Art Baumwolle. Mousselin ist eine Art Wollkammgarn.

Vogel- und Ziegenfleisch.

Es kann nicht verwundern, dass über alle diese Dinge der größte Teil des dritten Jahres, meines Aufenthalts auf der Insel, verstrich: besonders wenn man bedenkt, dass ich zwischendurch auch meine erste Ernte und die Bestellung des Feldes zu besorgen hatte. Ich schnitt mein Korn zur rechten Zeit, brachte es so gut, ich konnte, ein und bewahrte es, zusammen mit den Ähren, in meinen großen Körben auf, bis ich Zeit fand es auszureiben. Denn ich hatte ja weder Tenne, noch Flegel, um es regelrecht dreschen zu können. Da jetzt meine Kornvorräte zuzunehmen begannen, wurde es nötig, auch die Scheunen größer zu bauen. Ich brauchte einen besonderen Raum, um meinen Vorrat aufzubewahren, denn das Korn hatte sich in dem Maße vervielfältigt, dass ich ungefähr zwanzig Scheffel Gerste und ebenso viel oder mehr, Reis besaß. Von nun an beschloss ich, aus dem Vollen damit zu wirtschaften, besonders da mein Brot jetzt schon, seit einer ganzen Weile, völlig aufgezehrt war. Ich nahm mir vor, darauf zu achten, wie viel Zeit eines Jahres ich brauchen würde, um nur einmal jährlich säen zu müssen. Da sich hierbei ergab, dass die vierzig Scheffel Gerste und Reis viel mehr waren, als ich in einem Jahr verzehren konnte, beschloss ich, alle Jahre dieselbe Menge, wie das letzte Mal zu säen, in der Hoffnung, dies würde ausreichen, mich reichlich mit Brot und dergleichen zu versorgen. Während der ganzen Zeit, in der mich diese Angelegenheiten beschäftigten, schweiften, wie man sich denken kann, meine Gedanken auch oftmals zum fernen Festland hinüber, das ich, von der andern Seite der Insel aus, erblickt hatte. Ich wünschte im Stillen, an dieser Küste zu sein, die ich für das feste Land und für eine bewohnte Gegend hielt und, von wo aus ich mich auf die ei-

ne oder andere Art, weiter bewegen konnte und vielleicht endlich Mittel und Wege zur Flucht zu finden hoffte.

An die Gefahren, die mir dabei drohen würden, dachte ich gar nicht. Wie leicht hätte ich Einheimischen in die Hände fallen können, und zwar solchen, von denen ich Schlimmeres erwartete, als von Löwen und Tigern in Afrika. Wäre ich einmal in ihre Gewalt geraten, dann war tausend gegen eins zu wetten, dass sie mich töten, vielleicht gar auffressen würden, denn ich hatte gehört, dass die Bewohner der karibischen Küste Kannibalen oder Menschenfresser seien, und nach meiner Berechnung der Breitengrade, ahnte ich mich nicht weit von dieser Küste entfernt. Aber, auch wenn dort keine Kannibalen leben sollten, musste ich doch annehmen, die Bewohner dieser Gegend würden mich wahrscheinlich töten. Hatten sie es doch mit vielen Europäern, die in ihre Hände gefallen waren, so gemacht, sogar wenn diese eine große Gruppe gewesen waren, zumindest erzählte man sich dies in meiner Heimat England.

Wie viel mehr drohte mir das, als Einzelperson, der ich mich wenig oder gar nicht verteidigen konnte. All diese ernstlich zu erwägenden Bedenken, die später auch wirklich in meinen Gedanken auftauchten, flößten mir anfangs gar keine Angst ein und mein Sinn sehnte sich nur danach, auf das andere Ufer hinüberzugelangen. Wie sehr wünschte ich mir jetzt meinen Knaben Xury und das Langboot herbei, mit dem dreieckigen Segel, in dem ich über tausend Meilen an der afrikanischen Küste entlang gefahren war. Doch das blieb eine vergebliche Sehnsucht. Da kam mir eines Tages der Einfall, mich einmal wieder nach dem Boot unseres Schiffes umzusehen, das, wie ich seiner Zeit erzählt hatte, vom Sturm weit auf das Ufer hinauf getrieben worden war, als wir Schiffbruch er-

litten hatten. Es befand sich auch noch beinahe an derselben Stelle, aber nicht ganz in der früheren Lage. Die Gewalt von Wind und Wellen, hatte es fast völlig umgedreht und gegen einen hohen, sandigen Uferrand getrieben, wo es mit dem Boden nach oben gerichtet, aber nicht mehr, wie anfangs, von Wasser umgeben lag. Wenn ich Arbeitskräfte genug gehabt hätte, um es wieder instand zusetzen und es flott zu machen, so würde das Boot noch ganz brauchbar gewesen sein und es wäre mir dann ein Leichtes gewesen, darin nach Brasilien zurückzukehren. Obgleich ich nun hätte voraussehen können, dass ich mich, ebenso gut selbst, von der Insel fortbewegen könnte, anstatt das Boot aufzurichten und es auf seinen Bauch zu stellen, ging ich dennoch in den Wald, schnitt Hebel und Rollen und brachte sie ans Boot, um zu versuchen, was ich ausrichten könnte. Dabei meinte ich, wenn ich es nur umkehren könnte, sei der Schaden, den es erlitten hatte, leicht auszubessern und ich würde dann leicht damit in See stechen können. Ich ersparte mir keine Mühe an diesem fruchtlosen Stück Arbeit und verwendete, glaube ich, drei bis vier Wochen darauf. Als ich es endlich unmöglich fand, das Boot mit meinen geringen Kräften zu heben, kam ich darauf, den Sand wegzuschaufeln, um es zu unterminieren und dadurch zu Falle zu bringen und stellte Holzklötze auf, um es zu stützen und seinem Fall die nötige Richtung zu geben. Nachdem ich dies geschafft hatte, sah ich, dass es unmöglich war, das Fahrzeug wieder aufzurichten oder unter es zu gelangen und viel weniger noch, es vorwärts zum Wasser hinzubewegen. So sah ich mich denn gezwungen, die Sache aufzugeben. Trotzdem, als die Hoffnung schwand, stieg gleichzeitig mein Ehrgeiz, mich auf das Meer zu wagen, je mehr die Möglichkeit dazu verschwand. Mit der Zeit kam ich auf den Gedanken, ob es nicht möglich sei,

mir selbst ein Kanu oder einen Einbaum zu bauen, wie sie die Eingeborenen jener Gegenden, ohne Werkzeuge, ja ich möchte sagen, fast ohne Arbeit, aus großen Baumstämmen machen. Es schien mir das, bei genauerer Überlegung, auch nicht nur möglich, sondern sogar leicht und ich freute mich sehr darauf, den Plan auszuführen. Hatte ich doch dazu weit mehr Hilfsmittel gehabt, als die Farbigen oder Indianer.

Dabei bedachte ich aber ganz und gar nicht den besonderen, anderen Umstand, mit dem ich zu kämpfen haben würde, den Mangel an Kräften, nämlich zum Transport des fertigen Kanus ins Wasser. Das musste mir viel größere Schwierigkeiten machen, als den Indianern der Mangel an Werkzeugen. Denn, was konnte es mir helfen, wenn ich, nachdem ich im Wald einen dicken Baum ausgesucht und mit viel Mühe gefällt hatte, ihn dann mit Hilfe meines Handwerkszeugs behauen und ihm an der Außenseite die richtige Form gegeben hatte. Überdies musste er dann noch innen ausgehöhlt und so in ein Boot verwandelt werden. Nach all dieser Mühe, müsste ich es dann an seiner Stelle liegen lassen und wäre nicht imstande, es flott zu machen! Bevor ich an dem Boot zu arbeiten anfing, hatte ich, nicht im mindesten, über dieses Verhältnis nachgedacht, denn sonst würde sich mir ja sofort die Frage aufgedrängt haben, wie ich es ins Meer schaffen sollte. Nein, meine Gedanken waren so eingenommen von der beabsichtigten Seereise, dass ich nicht einen Augenblick überlegte, in welcher Weise ich das Ding vom Land wegbekommen könnte. Und doch lag es in der Natur der Sache, dass es mir leichter fallen würde, das Boot fünfundvierzig Meilen weit im Wasser bis ans Ufer fortzubringen, als auch nur ebenso viele Schritte auf dem Land, nämlich von der Stelle, wo es lag. Ich machte mich

an die Anfertigung meines Fahrzeugs in so wahnwitzigem Eifer, als ob mir mein bisschen Menschenverstand abhanden gekommen wäre. Nicht, als ob die Frage, wie ich es anfangen sollte, das Boot flott zu machen, mir nicht nachträglich oft durch den Kopf gegangen wäre. Aber ich schnitt diese Frage ein für alle Mal durch die alberne Antwort ab: Mache nur erst das Boot fertig, das Übrige wird sich dann finden.

So begann ich dann, in leichtsinniger Hast, mein Werk. Zunächst fällte ich eine Zeder. Es ist sehr fraglich, ob Salomo, zum Bau des Tempels in Jerusalem, einen so prachtvollen Stamm, wie der meine war, verwenden konnte. Meine Zeder maß insgesamt zehn Meter Höhe und an der dicksten Stelle, 30 cm im Durchmesser, am oberen, noch dünneren Teil, gliederte sie sich in Äste. Mit unbeschreiblicher Mühsal hatte ich diesen Baum umgehauen, zwanzig Tage lang hieb und hackte ich dann an ihm herum und vierzehn weitere Tage, erforderte das Beseitigen der Äste und Zweige und der ganzen ungeheuren Krone, was ich mit Axt und Beil bewerkstelligte. Dann verwendete ich einen ganzen Monat darauf, ihn so zu behauen, dass er Form und richtige Verhältnisse annahm und eine Art von Kiel bekam, damit er aufrecht, wie es sich gehört, schwimmen konnte.

Weitere drei Monate kostete es mich, das Innere auszuhöhlen und zu einem richtigen Boot auszuarbeiten. Dies brachte ich ohne Feuer, wenn auch nur mit großer Mühsal zuwege, lediglich mit Hammer und Meißel und so hatte ich dann endlich einen sehr hübschen Einbaum fertig, der sechsundzwanzig Personen fassen konnte, also auch hinlänglich groß genug war, mich und mein Hab und Gut aufzunehmen. Als das Werk vollendet dastand, freute ich mich außerordentlich darüber. Das Boot war viel grö-

ßer, als ich je ein, aus einem Baumstamm gefertigtes Kanu gesehen hatte und manchen, schweren Schlag hatte es mich gekostet, das kann ich versichern. Hätte ich es nun auch ins Wasser geschafft, so bezweifle ich gar nicht, dass ich die wahnsinnigste und unausführbarste Reise, die je unternommen worden ist, darin angetreten haben würde. Alle meine Versuche aber, es ans Wasser zu bringen, schlugen fehl, obgleich ich auch hierauf Mühe genug verwendete. Das Boot lag nur etwa hundert Schritt vom Ufer entfernt, aber gleich die erste Schwierigkeit bestand darin, dass die Insel, zur Flussmündung hin, eine Anhöhe bildete. Um dieses Hindernis zu beseitigen, entschloss ich mich, die Erde abzugraben und auf diese Weise einen Abhang herzustellen. Ich begann die unendlich mühselige Arbeit mit Feuereifer. Wer lässt sich auch eine Mühe verdrießen, wenn damit Freiheit zu erwarten ist! Als jedoch diese Aufgabe und die erste Schwierigkeit gelöst war, war ich nicht weiter, als vorher gekommen, denn ich konnte jetzt mein Kanu ebenso wenig von der Stelle bewegen, wie früher das andere Boot. Nun maß ich die Entfernung aus und beschloss, einen Kanal zu graben. Weil ich mein Boot nicht zum Wasser schaffen konnte, musste das Wasser zum Boot geleitet werden. Auch dieses Werk fing ich mutig an, jedoch, als ich näher darüber nachdachte und ausrechnete, wie tief und breit ich graben müsste und wie ich die ausgegrabene Erde fortschaffen sollte, fand ich, dass ich mit den beiden, mir einzig zu Gebote stehenden Händen, zehn bis zwölf Jahre bräuchte, ehe ich damit fertig sein könnte. Denn die Küste lag so hoch, dass der Kanal, am oberen Ende, wenigstens sechs Meter tief werden musste. Endlich, wenn auch mit großem Widerstreben, gab ich auch diesen Versuch auf. Ich war herzlich bekümmert darüber und jetzt erst sah ich ein, wie töricht es ist, ein

Werk zu beginnen, ehe man die Kosten veranschlagt und seine Fähigkeit, es durchzuführen, gehörig geprüft hat.

Mitten während dieser Arbeiten, ging das vierte Jahr meines Aufenthalts auf der Insel zu Ende. Ich feierte den Jahrestag mit derselben Andacht und in gleicher Sammlung des Gemüts, wie die früheren Male. Denn durch fortwährendes Studium und ernstes Forschen in Gottes Wort und mit Hilfe seiner Gnade, war ich zu einer viel tieferen religiösen Erkenntnis, als früher gelangt. Ich sah jetzt alle Dinge anders, als sonst. Die Welt betrachtete ich als ein weit in der Ferne befindliches Traumgebilde, das mich nichts anging, wovon ich nichts zu erwarten hatte und wonach ich nicht mehr verlangte. Ich hatte jetzt nichts mehr mit ihr zu schaffen und es unwahrscheinlich, dass ich es je wieder haben würde. Darum stellte ich sie mir vor, wie wir es vielleicht im Jenseits tun werden, als einen Ort, an dem wir gelebt, den wir aber verlassen haben und wohlweislich konnte ich sagen, wie Vater Abraham zum reichen Mann gesagt hatte:

»Zwischen mir und euch ist eine große Kluft befestigt«.

Vor allen Dingen war ich hier abgesondert, von aller Bosheit der Welt. Für mich gab es weder Fleischeslust, noch Augenlust, noch Eitelkeit des Lebens. Ich begehrte nichts, denn ich besaß alles, was ich genießen konnte. Ich war Herr der ganzen Insel, wenn es mir beliebte, konnte ich mich König oder Kaiser des Landes nennen, das ich in Besitz genommen hatte. Es gab keinen Rivalen, keinen Anwärter auf meine Position, der mit mir konkurrierte, keinen, der meine Herrschaft angefochten oder geteilt hätte. Ich hätte ganze Schiffsladungen voll Korn produzieren können, aber ich konnte sie nicht nutzbar machen und darum säte ich nur gerade so viel aus, wie

mein eigener Bedarf erforderte. Auch Wasser- und Landschildkröten hatte ich jede Menge, aber mehr, als von Zeit zu Zeit eine einzige, konnte ich nicht verwenden. Ich besaß Bauholz genug, um eine ganze Flotte von Schiffen damit bauen und Trauben genug, um mit ihnen, mit Wein oder Rosinen, diese Flotte vollständig befrachten zu können. Jedoch was half mir das, was ich nicht nutzen konnte? Ich hatte genug zu essen und, um meinen Lebensbedarf zu befriedigen, was sollte ich mit dem Übrigen machen? Wenn ich mehr Tiere tötete, als ich aufessen konnte, so musste das Fleisch des Hundes oder der Würmer gegessen werden. Säte ich mehr Korn, als ich verbrauchen konnte, so verdarb es, die Bäume, die ich fällte, blieben liegen und verfaulten, ich konnte sie zu nichts anderem, als zu Brennholz verwenden und auch das brauchte ich nur, um meine Speisen zuzubereiten. Kurz, Natur und Erfahrung lehrten mich, bei genauer Betrachtung, dass alle guten Dinge dieser Welt nicht mehr Wert für uns haben, wenn wir sie wirklich gebrauchen können. Wie viel wir auch immer anhäufen mögen, um es anderen zu geben, wir genießen nur gerade so viel, wie wir selbst nötig haben und nicht mehr. Der habgierigste, gewinn-süchtigste Geizhals der Welt würde vom Laster der Begehrlichkeit geheilt worden sein, wenn er an meiner Stelle gewesen wäre, denn ich besaß ja unendlich viel mehr, als ich je gebrauchen konnte. Es blieb mir nichts zu wünschen übrig, außer einigen Kleinigkeiten, die mir allerdings sehr willkommen gewesen sein würden. Ich war, wie ich früher erwähnt hatte, im Besitz eines Beutels voller Geld, das aus Silber und Gold, ungefähr im Wert von sechsunddreißig Pfund Sterling³⁵ bestand. Aber, du lieber Gott! Da lag nun das schlechte, erbärmliche, unnütze Zeug, ich hatte keine Art, wie ich es verwenden sollte und

³⁵ 7.848 Euro, Erläuterungen und Quelle, siehe Fußnote 3.

oft dachte ich bei mir, wie gern ich eine Handvoll davon geben würde, für eine Anzahl Tabakpfeifen oder für eine Handmühle, um mein Korn damit zu mahlen. Ja, das Ganze hätte ich mit Freuden weggegeben, für ein wenig englischen Runkelrüben- und Mohrrübensamen oder für ein Häufchen Erbsen und Bohnen und eine Flasche voll Tinte.

Wie jetzt die Dinge standen, hatte ich nicht den geringsten Vorteil oder Gewinn von diesem Mammon. Er lag im Kasten und verrostete, durch die Feuchtigkeit der Höhle, in der nassen Jahreszeit. Und hätte ich einen Kasten voller Diamanten gehabt, so wäre es nicht anders gewesen, sie hätten keinen Wert für mich gehabt, weil ich sie nicht gebrauchen konnte. Mit der Zeit war mein Leben viel freudiger geworden, als am Anfang, sowohl das leibliche, als auch das geistige. Ich setzte mich oftmals mit Dankbarkeit zu Tisch und bewunderte die göttliche Vorsehung, die mir so den Tisch in der Wüste gedeckt hatte. Ich lernte mehr die Lichtseite meiner Lage wahrzunehmen, als weniger bei der Schattenseite zu sein und das gewährte mir, zuweilen, so viel innere Freude, dass ich es gar nicht ausdrücken kann. Diesen Umstand erwähne ich hier, um ihn unzufriedenen Leuten einzuprägen, die nicht behaglich genießen können, was Gott ihnen beschert hat, weil sie immer Dinge ansehen und haben wollen, die er ihnen versagt hat. Alle Unzufriedenheit über das, was uns fehlt, scheint mir aus unserem Mangel an Dankbarkeit für das, was wir haben, zu entspringen.

Noch eine andere Betrachtung war mir von großem Nutzen und würde das unzweifelhaft für jede:n sein, der/ die in solch eine Trübsal, wie meine, geraten ist. Ich verglich oft meinen jetzigen Zustand, mit den Erwartungen, die ich anfangs davon gehegt hatte oder vielmehr mit der Lage,

in die ich, mit Sicherheit, geraten sein würde, wenn es nicht Gottes gütige Vorsehung wunderbar anders gefügt hätte. Es war wundersam, dass das Schiff so nahe an meine Küste herangetrieben worden war, wo ich es nicht nur erreichen konnte, sondern auch alles, was ich daraus mitnehmen wollte, zu meiner Erleichterung und Bequemlichkeit, sicher an Land bringen konnte. Denn ohne dies, hätte es mir ja an jedem Handwerkszeug zu meinen Arbeiten gefehlt, an jeder Waffe zu meiner Verteidigung und an Pulver und Blei, um mir Nahrung zu verschaffen. Ganze Stunden, ich möchte sagen, ganze Tage verwendete ich darauf, mir in den lebhaftesten Farben auszumalen, was ich angefangen haben würde, wenn ich nichts aus dem Schiffe gerettet hätte. Nichts als Fische und Schildkröten wären, in diesem Fall, als Nahrung vorhanden gewesen und da ich diese erst nach längerer Zeit fand, hätte ich wahrscheinlich schon früher verhungern oder, wäre das nicht geschehen, doch stets wie ein Gestrandeter leben müssen. Wenn es mir z. B. gelungen wäre, durch Listigkeit eine Ziege oder einen Vogel zu töten, so hätte ich ja nicht gewusst, wie ich das Tier aufschneiden oder abhäuten, das Fleisch vom Fell und den Eingeweiden trennen oder es zerlegen könnte. Es wäre mir nichts anderes übrig geblieben, als es mit den Zähnen zu zernagen und mit den Nägeln zu zerreißen, wie ein wildes Tier. Solche Erwägungen machten mich sehr empfänglich für die Güte der Vorsehung und sehr dankbar in meiner gegenwärtigen Lage, trotz all ihren Entbehrungen und all ihren Misslichkeiten. Ich möchte das auch besonders denen zur Nachahmung empfehlen, die geneigt sind, in ihrem Elend zu sagen:

»Gibt es denn noch andere Leiden, die so groß sind wie die meinen?«

Sie sollten einsehen, wie viel schlimmer es andere ange-
troffen haben und sie selbst es haben könnten, wenn der
Himmel es für gut befunden hätte. Wieder ein anderer Ge-
danke, der auch dazu beitrug, mein Herz mit Trost zu er-
füllen, war der, dass ich meine Lage mit jener verglich,
die ich verdient hatte, in die ich von der Hand Gottes ver-
setzt wurde und die ich danach erwarten sollte. Ich hatte ein
schreckliches Leben geführt, völlig ohne Gotteserken-
nis und -furcht. Von Vater und Mutter war ich zwar gut er-
zogen worden, auch hatten sie nicht versäumt, mir, schon
frühzeitig, eine heilige Ehrfurcht vor Gott und einen Be-
griff von meinen Pflichten und von dem, was der Zweck
meines Daseins von mir forderte, beizubringen. Aber ach!
Ich war so früh in das Leben und Treiben der Seeleute
geraten, das, vor allen anderen, meist ein gottloses Leben
ist (obgleich ja gerade der Seemann ständig die Allmacht
Gottes, in den Schrecken der Natur, unmittelbar vor Au-
gen hat), dass das bisschen Religion, was ich bisher
noch zurückbehalten hatte, von meinen Genossen in kei-
ner Weise ernst genommen wurde. Dazu hatte sich die,
mir zur Gewohnheit gewordene Verachtung der Gefahr
und des Todes, hinzugesellt und später der völlige Mangel
an Gelegenheit, mit irgendeinem anderen Wesen meines-
gleichen zu verkehren und mit diesen irgendetwas Gutes
oder zum Guten Führendes, zu teilen.

So weit entfernt von allem Guten war ich gewesen, so oh-
ne jeden Begriff von dem, was ich war und was ich sein
sollte, dass ich bei den wunderbarsten Errettungen, die
ich erfahren durfte, wie z. B. bei meiner Flucht aus Salé,
bei meiner Aufnahme auf dem portugiesischen Schiff,
beim Erfolg meiner Unternehmungen in Brasilien, beim
Eintreffen meiner Ladung aus England usw., nicht ein ein-
ziges Mal ein »Gott sei Dank!« auch nur gedacht, ge-
schweige denn ausgesprochen hatte. Auch in der aller-

größten Not, war es mir nie eingefallen, ihn anzurufen oder auch nur zu sagen:

»Herr erbarme dich meiner!«

Nein, nicht einmal den Namen Gottes hatte ich in den Mund genommen, es sei denn, um dabei zu fluchen oder über ihn zu lästern. Viele Monate hindurch war meine Seele schwer angeschlagen gewesen, wenn ich über mein früheres, böses und verstocktes Leben nachdachte, wenn ich um mich geschaut und die besondere Fügung betrachtet hatte, die, seit meiner Ankunft an diesem Ort, über mir waltete und wenn ich erwog, wie reich mich Gott mit Wohltaten überschüttet hatte. Hatte er mich doch nicht nur milder bestraft, als es meine Sünden verdienten, sondern auch noch überreichlich für mich gesorgt. Dieser Umstand bestärkte mich auch in der Hoffnung, dass meine Reue angenommen worden war und, dass Gott mir Gnade geschenkt hatte. Solche Betrachtungen führten mich nicht nur zu einer völligen Ergebung in den Willen Gottes und alle seine Gaben, sondern sogar zu einer aufrichtigen Dankbarkeit für meine gegenwärtige Lage. Ich erkannte nun klar, dass ich mich nicht beklagen durfte, da mir ja das Leben geschenkt und ich nicht einmal im adäquaten Verhältnis meiner Sünden gestraft worden war, dass ich so viele Wohltaten genieße, die ich an diesem Ort nicht erwarten durfte. Ich sagte mir, ich müsse allen Kummer loslassen und mich vielmehr freuen und jeden Tag für mein tägliches Brot danken, das mir nur durch eine Menge von Wundern bereitet werden konnte. War denn nicht das Wunder, durch das ich gesättigt wurde, ebenso groß, wie das, durch das Elias von den Raben gespeist worden war, ja, gehörte zu diesem nicht vielmehr eine ganze Reihenfolge von Wundern? Gab es im ganzen Bereich der unbewohnten Erde einen Ort, wo-

hin ich besser daran gewesen wäre, als dort, wohin ich verschlagen wurde, eine Insel, wo ich zwar – und das war allerdings ein richtiger Kummer – keine menschliche Gesellschaft gefunden hatte, aber auch keine reißenden Tiere, keine gierigen Wölfe und Tiger, keine ungesunden oder giftigen Geschöpfe, deren Verspeisung für mich schädlich gewesen sein könnte, keine Einheimischen, die mich umgebracht haben würden?

Wie ich hier einerseits ein Leben des Elendes führte, so war es andererseits doch auch wieder ein Leben der Gnade. Um es zu einem ganz glücklichen Leben zu machen, brauchte ich mich nur täglich, durch die Erkenntnis der Güte Gottes und seiner Fürsorge, für meine Bedürfnisse trösten zu lassen. Aber letztendlich hörte ich erst auf, traurig zu sein, als ich durch dieses Verhalten einige Fortschritte gemacht hatte. Während der langen Zeit, die ich jetzt schon auf der Insel zugebracht hatte, hatte ich einiges für meinen täglichen Gebrauch mit ans Land nehmen können, das nun entweder ganz oder wenigstens zum größten Teil, aufgebraucht war. Meine Tinte hatte, wie ich früher bereits erzählt hatte, schon seit einiger Zeit, bis auf einen kleinen Rest abgenommen. Ich hatte die Tinte, nach und nach, immer mehr mit Wasser verdünnt, bis man auf dem Papier kaum noch einen Schein von Schwärze wahrnehmen konnte. So lange sie noch vorhielt, benutzte ich sie, um die Tage des Monats, an denen mir irgendetwas Bemerkenswertes passierte, aufzuschreiben. Als ich diese Daten mit meiner Vergangenheit verglich, bemerkte ich ein merkwürdiges Zusammentreffen der Tage, in Bezug auf die verschiedenen Schicksale, die mich getroffen hatten. Wäre ich abergläubischer gewesen, besonders in Bezug auf glück- oder unglückbringende Vorfälle, so hätte sich hier ein Anlass zu großer Verstärkung dieser Neigung geboten. Zuerst hatte ich

ausgerechnet, dass ich an dem selben Monatstag, an dem ich meinen Vater und meine Verwandten verlassen hatte und nach Hull entlaufen war, um mich dort einzuschiffen, später vom türkischen Piratenschiff gefangen und zum Sklaven gemacht worden war. An dem Monatstag, wo ich aus dem Wrack des Schiffes, auf der Yarmouther Reede gerettet worden war, hatte ich später meine Flucht aus Salé, in einem Boot angetreten. Ferner war mir an meinem Geburtstag, dem 30. September, das Leben, nach sechsundzwanzig Jahren, von Neuem auf so wunderbare Weise geschenkt worden, indem ich an die Insel getrieben wurde. Und so hatte mein Leben der Sünde und Einsamkeit, an diesem besonderen Tag, seinen Anfang genommen.

Das Zweite, was außer der Tinte zu Ende ging, war mein Brot. Ich meine die Schiffszwiebacke, die ich aus dem Schiff gerettet hatte. Mit diesen hatte ich auf das Allersparsamste gewirtschaftet und mir, über ein Jahr, nur einen Zwieback täglich gestattet. Trotzdem musste ich mich, noch beinahe ein Jahr, ohne Brot behelfen, bis ich es aus selbst angebautem Korn erzeugen konnte. Auch meine Kleidungsstücke fingen an, gewaltig auszumustern. Von Wäsche, besaß ich schon seit einer ganzen Weile nichts, als eine Anzahl zusammengewürfelter Hemden, die ich in den Schiffstruhen meiner Schiffsgenossen gefunden und sorgsam geschont hatte. Da ich oft wegen der Hitze nichts weiter, als ein Hemd, auf dem Leib tragen konnte, kam es mir sehr entgegen, dass ich unter den Sachen der Schiffsmannschaft beinahe drei Dutzend dieser Kleidungsstücke gefunden hatte. Auch einige dicke Uniformen der Matrosen waren noch vorhanden, aber die waren zu warm, um sie hier zu tragen. Allerdings glühte die Sonne oft so heiß, dass man meinen sollte, ich hätte

überhaupt keine Kleidung gebraucht. Jedoch hätte ich nicht ganz nackt gehen können, selbst wenn ich es gewollt hätte. Abgesehen davon, dass mir der Gedanke daran, obwohl ich allein lebte, unerträglich war, bestand auch noch der andere Grund, dass ich die Sonnenhitze viel besser vertragen konnte, wenn ich etwas angezogen hatte. Die unmittelbare Hitze verbrannte mir die Haut, wenn ich hingegen ein Hemd trug, so brachte die Luft selbst darunter einige Bewegung hervor und es war unter ihm so kühl, als ohne es. Ebenso wenig durfte ich jemals wagen, ohne Hut oder Mütze in die Sonnenhitze hinauszugehen, denn diese brannte mit solcher Heftigkeit, dass sie sofort Kopfschmerzen verursachte, wenn sie mir direkt auf den Kopf schien. Dagegen verschwanden die Schmerzen gleich wieder, sobald ich meinen Hut aufsetzte. Unter diesen Umständen hielt ich es für nötig, die wenigen Lumpen, die ich Kleider nannte, wieder einigermaßen instandzusetzen. Meine Westen hatte ich alle aufgetragen, daher beschloss ich zu versuchen, ob ich mir nicht aus den dicken Oberbekleidungen und aus dem, was ich sonst noch an Material besaß, Jacken anfertigen konnte.

So machte ich mich nun ans Schneiden oder vielmehr ans Flickern. Ungeschickt genug stellte ich mich dazu an, das muss gesagt werden. Inzwischen brachte ich doch zwei oder drei neue Westen, mehr oder weniger leidlich, zuwege und hoffte damit, eine geraume Weile auszukommen. Was dagegen die Hosen betraf, so musste ich mich damit fürs Erste mit dem Allernötigsten begnügen. Ich hatte früher erwähnt, dass ich die Felle aller vierfüßigen Tiere aufbewahrte. Ich hatte sie, an Stangen aufgespannt, in die Sonne gelegt. Hierdurch waren einige so trocken und hart geworden, dass sie nur wenig zu gebrauchen waren, andere aber schienen verwendbar zu

sein. Das erste, was ich mir daraus machte, war eine große Mütze. Ich kehrte die raue Seite des Felles nach außen, zum Schutz gegen den Regen und das Teil gelang mir so gut, dass ich mir später einen ganzen Anzug aus Tierfellen anfertigte, das heißt, eine Weste und kurze Hosen. Diese waren an den Knien offen und ziemlich weit, denn es kam mir mehr darauf an, dadurch eher kühl, als warm gehalten zu werden. Ich darf nicht verschweigen, dass sie abscheulich geworden waren, denn war ich bereits ein schlechter Zimmermann, so war ich doch ein noch schlechterer Schneider. Trotzdem konnte ich mich sehr gut damit behelfen. Ging ich aus und es fing an zu regnen, so drang das Wasser nicht durch die raue Außenseite meiner Weste und Mütze ein und ich blieb darin ganz trocken. Dann verwendete ich sehr viel Zeit und Mühe darauf, mir einen Sonnenschirm herzustellen. Diesen wünschte und brauchte ich, in der Tat, sehr. In Brasilien hatte ich auch solche Schirme gesehen, dort dienen sie zum Schutze gegen die große Hitze und hier kam mir die Hitze mindestens ebenso groß, wenn nicht größer vor, als dort und die Insel lag ja auch näher am Äquator. Da ich viel hinausgehen musste, musste mir ein Schirm nicht nur gegen die Sonne, sondern auch gegen den Regen von großem Nutzen sein. Ich gab mir die größte Mühe und doch dauerte es sehr lange, bis ich ein solches Ding fertig gebracht hatte, das zusammenhielt. Nachdem ich schon glaubte, das richtige Verfahren entdeckt zu haben, missglückten noch zwei oder drei Versuche, bis einer gelang, der mich zufrieden stellte. Die größte Schwierigkeit betraf die Einrichtung, durch die ich den Schirm zusammenlegen konnte. Denn wenn ich ihn nur aufspannen, nicht aber auch zusammenlegen und einziehen konnte, würde ich ihn nicht anders, als immer über dem Kopf tragen können und das ging nicht. Endlich

gelang mir, wie gesagt, ein ziemlich zweckmäßiges Gestell, das ich mit Fellen, die Haare nach außen gewendet, überzog, so dass der Regen, wie von einem schrägen Dach, ablief. Auch gegen die Sonne gewährte dieser Schirm so hinreichenden Schutz, dass ich jetzt in dem heißesten Wetter, mit mehr Annehmlichkeit im Freien, sein konnte, als sonst, bei kühlster Temperatur. Brauchte ich ihn nicht, legte ich ihn zusammen und trug ihn unter dem Arm.

So lebte ich nun in der größten Zufriedenheit, meine Seele fand ihre Ruhe in der vollkommenen Ergebung in Gottes Willen und ich überließ mich bedingungslos den Fügungen seiner Vorsehung. Das war besser, als menschlicher Umgang für mich und so oft ich Gespräche mit anderen Menschen vermisste und diesen Umstand beklagte, fragte ich mich sofort, ob nicht der Verkehr mit meinen eigenen Gedanken und sozusagen mit Gott selbst, dem größten Vergnügen, das menschliche Gesellschaft gewähren kann, vorgezogen werden sollte. Ehrlicherweise war jedoch das körperliche Verlangen nach menschlicher Nähe oder besser gesagt, männlicher Nähe, ein ganz anderes Unterfangen und ließ sich nicht ganz so leicht rationalisieren, wie das Allgemeine, das ich vorher anmerkte. Und dies war leider der Punkt, an dem ich mit meinem Gott zunächst haderte, denn die Organe seiner Kirche sprachen in den abweisendsten Tönen von dieser Art der Liebe, während das »normale« Volk großzügiger damit umging, wenn es denn nicht zu sehr an die große Glocke gehängt wurde. Ich war allerdings guten Mutes, dass mein Gott, den ich vor allem hier in der Ödnis kennengelernt hatte, anders darüber dachte, als die Kirche es tat. Warum sollte ich keinen Gefährten haben, der mir treu und liebevoll zur Seite stand?! Aber dieses Thema war eben keins, da hier niemand war, als Gott

und meine Wenigkeit. Im Übrigen wüsste ich nicht, dass in den nächsten fünf Jahren irgendetwas Außergewöhnliches vorgefallen oder passiert wäre. Ich lebte, in gleicher Lage und an demselben Ort, wie bisher. Abgesehen von der jährlich wiederkehrenden Arbeit des Anbauens von Gerste und Reis und des Zubereitens der Rosinen, von denen ich mir immer genug Vorrat anlegte, um für ein Jahr im Voraus versorgt zu sein und abgesehen von täglichem Ausgang mit meiner Flinte, bestand meine Beschäftigung hauptsächlich im Bau eines zweiten Kanus. Endlich hatte ich denn auch eines fertig gebracht. Nachdem ich einen 1,80 Meter breiten und 1,20 Meter tiefen Kanal gegraben hatte, gelang es auch, das Kanu fast eine halbe Meile weit den Fluss hinabzuschaffen. Das erste, das so unvernünftig groß geworden war, weil ich nicht vorher ausreichend überlegt hatte, wie ich es von der Stelle bewegen sollte und bei dem ich endlich eingesehen hatte, dass ich es weder ans Wasser, noch das Wasser zu ihm bringen könnte, hatte ich liegen lassen müssen. Es befand sich also dort, wo ich es zurückgelassen hatte, als eine Mahnung für mich, ein andermal klüger zu sein. Das war ich denn auch, das zweite Mal, wirklich gewesen. Wenn ich auch keinen ganz passenden Baum finden konnte und keine dem Wasser näher gelegene Stelle, als beinahe eine halbe Meile davon entfernt, so hatte ich doch bald gesehen, dass es diesmal gelingen würde und dass ich das Unternehmen nicht wieder aufzugeben brauchte.

Obwohl ich fast zwei Jahre darauf verwendete, scheute ich doch keine Mühe, in der Hoffnung, endlich ein Boot zu haben, in dem ich mich auf die See begeben könnte. Als jedoch mein kleines Einbaumgefährt fertig war, stellte sich heraus, dass seine Größe durchaus nicht genügte, um die Absicht, die mir beim Bau der ersten vorgeschwebt

hatte, damit auszuführen. Ich meine die Fahrt zum gegenüberliegenden Festland. Der Meeresarm, der mich von diesem trennte, war über vierzig Meilen breit, daher machte die nun doch zu kleine Größe des Fahrzeuges diesen Plan unmöglich und ich dachte nicht weiter daran. Da ich das Boot aber nun einmal hatte, nahm ich mir vor, darin eine Fahrt um die Insel zu unternehmen. Denn, als ich früher an Land, wie ich es beschrieben habe, auf der anderen Seite gewesen war, hatten mir die, bei dieser Gelegenheit gemachten Entdeckungen, die größte Lust darauf gemacht, auch noch weitere Teile der Küste kennenzulernen. Deshalb beschäftigte mich jetzt, wo ich im Besitz eines Bootes war, kein anderer Gedanke, als eine Segelfahrt um die Insel herum zu unternehmen. Zu diesem Zweck und um es an keiner Vorsicht und Überlegung fehlen zu lassen, errichtete ich einen kleinen Mast in meinem Boot und befestigte daran ein Segel, das ich aus einem der alten Schiffssegel angefertigt hatte, von denen ich einen großen Vorrat aufbewahrte. Als Mast und Segel angebracht waren, testete ich das Boot und fand, dass es vortrefflich segelte. Dann brachte ich kleine Kästen oder Behälter, an beiden Enden des Fahrzeuges an, um notwendige Gerätschaften, Lebensmittel, Schießbedarf, usw., darin trocken halten zu können. Außerdem blieben sie dadurch vor Regen und Wellenschaum geschützt. Ferner schnitt ich eine schmale, lange Einbuchtung in die innere Seite des Bootes, in die ich meine Flinte legen konnte und versah sie mit einer Klappe, um das Gewehr vor Nässe zu bewahren. Am unteren Ende meines Fahrzeuges befestigte ich noch meinen Sonnenschirm auf dieselbe Weise, wie den Mast, damit er über meinem Kopf ausgespannt, die Sonnenhitze, wie ein Zelt von mir abhalten konnte.

Zunächst machte ich hin und wieder einen kleinen Aus-

flug aufs Meer, wagte mich aber niemals weit hinaus und entfernte mich auch nicht zu sehr von der Flussmündung. Schließlich aber beschloss ich neugierig, um den Umfang meines »Reiches« kennenzulernen, die Umseglung bald zu unternehmen. Dementsprechend füllte ich die vorgesehenen Stellen im Boot mit Proviant für die Reise, da waren zwei Dutzend meiner Brote oder richtiger gesagt, Gerstenkuchen, ein Topf voll gerösteter Reiskörner, von denen ich häufig aß, ferner eine kleine Flasche Rum und die Hälfte einer erlegten Ziege. Auch Pulver und Blei nahm ich mit, um weitere Ziegen schießen zu können. Weiterhin nahm ich zwei von den großen Mänteln mit, die ich, wie ich vorab bereits erwähnte, aus den Koffern der Seeleute gerettet hatte. Auf einem davon wollte ich liegen, mit dem anderen wollte ich mich des Nachts zuzudecken.

Es war am **6. November**, im zehnten Jahr meiner »Herrschaft«, oder, wenn man will, meiner Gefangenschaft, als ich diese Reise antrat. Sie dehnte sich viel länger aus, als ich erwartet hatte. Denn, obwohl die Insel selbst nicht sehr groß war, entdeckte ich, auf der östlichen Seite angekommen, eine lange Felsenkette, die sich ungefähr zwei Seemeilen weit in das Meer erstreckte. Zum einen setzte sie sich über und zum anderen unter Wasser fort, an deren Ende war eine Sandbank, ebenfalls eine halbe Meile lang, die trocken und offen zu sehen war, so dass ich gezwungen war, diese Landspitze in einem weiten Umweg zu umschiffen. Anfangs, als ich diese Entdeckung machte, war ich schon im Begriff, die Unternehmung aufzugeben, da ich nicht wusste, wie weit ich aufs Meer hinausfahren musste und ebenso wenig, wie ich zurückkommen sollte. Ich ging deshalb vorläufig vor Anker. Denn auch eine Art von An-

ker hatte ich mir aus einem zerbrochenen Bootshaken, den ich vom Schiffe mitgebracht hatte, angefertigt. Nachdem ich das Boot so befestigt hatte, nahm ich die Flinte, begab mich ans Land und erstieg einen Hügel, von dem ich eine Übersicht über diese Landzunge zu haben glaubte. Tatsächlich konnte ich von dort ihre ganze Ausdehnung erfassen und beschloss nun, die Umgehungsfahrt zu wagen. Vom Hügel, auf dem ich stand, erblickte ich eine starke und wahrhaft reißende Strömung, die von Westen nach Osten verlief und ganz nahe an jene Landspitze heran kam. Ich achtete um so mehr darauf, weil ich dies als Gefahr ansah. Denn wenn ich in die Strömung geriete, könnte ich durch ihre Gewalt ins Meer hinausgetrieben werden und vielleicht nicht in der Lage sein, zur Insel zurückzukehren. In der Tat glaube ich, dass, wäre ich nicht vorher auf den Hügel gestiegen, es tatsächlich so gekommen wäre. Denn eine gleiche Strömung herrschte auf der anderen Seite der Insel, nur weiter vom Ufer entfernt und zusätzlich befand sich dicht an der Küste ein starker Strudel, so dass ich, auch wenn ich die Strömung vermieden hätte, unfehlbar in diesen Sog hineingeraten wäre. Dort lag ich nun zwei Tage lang. Der Wind blies ziemlich frisch aus Ostsüdost und da das gerade die der Strömung entgegenlaufende Richtung war, verursachte er eine starke Brandung gegen die Spitze. Es schien mir deshalb gefährlich, mich zu nahe an der Küste zu halten, teils wegen der Brandung, teils, wenn ich mich zu weit davon entfernte, wegen der Strömung. Am Morgen des dritten Tages war das Meer ruhig. Der Wind hatte sich über Nacht gelegt und so wagte ich mich denn endlich hinaus. Aber wiederum sollte ich ein warnendes Beispiel für unbesonnene und unwissende Seefahrer werden. Denn kaum war ich an der Spitze angelangt und noch nicht einmal eine Bootslänge von der Küste entfernt, als ich mich auch

schon in sehr tiefem Wasser und in einer so reißenden Strömung, wie an einem Mühlenwehr, befand. Mein Boot wurde mit solcher Gewalt fortgerissen, dass ich es, trotz aller Anstrengung, nicht einmal am Rande der Strömung halten konnte, sondern weiter und weiter vom Strudel, der zur Linken toste, abgetrieben wurde. Kein Wind kam mir zu Hilfe und mit meinem Rudern konnte ich so gut, wie nichts ausrichten.

Ich fing an, mich für verloren zu halten, denn, weil die Strömung auf beiden Seiten der Insel tobte, wusste ich, dass sich ihre Endpunkte einige Seemeilen weiter vereinigen würden und war sicher, auf jeden Fall umkommen zu müssen. Es schien nämlich keine Möglichkeit zu geben, sie zu vermeiden, hatte ich nur die sichere Aussicht des Todes vor Augen gehabt, und zwar nicht durch das Wasser, denn das war ruhig genug, sondern durch den Hunger. Allerdings hatte ich eine Schildkröte ins Boot geworfen, die ich am Ufer gefunden hatte, die so groß war, dass ich sie kaum anheben konnte. Auch einen großen Krug mit frischem Wasser besaß ich, aber was half das alles, wenn ich in den offenen Ozean getrieben würde, wo sicherlich keine Küste, kein Festland und keine Insel im Umkreis von wenigstens tausend Meilen zu finden war. Da erkannte ich nun, wie leicht es für Gottes Vorsehung ist, die elendeste Lage, in der der Mensch sein kann, zu einer noch elenderen zu machen. Ich blickte jetzt nach meiner öden, einsamen Insel zurück, wie nach dem lieblichsten Ort der Welt und alle Glückseligkeit, die sich mein Herz wünschte, bestand darin, nur wieder dort sein zu können. Ich streckte meine Hände mit sehnhlichem Verlangen danach aus:

»O du glückliche Wüste!« sagte ich, »soll ich dich etwa nie wiedersehen? Wohin werde ich, elende Kreatur, ge-

raten?!«

Dann machte ich mir Vorwürfe über mein undankbares Verhalten und über meine früheren Klagen, in Bezug auf meine Einsamkeit. Was hätte ich nicht jetzt darum gegeben, wieder dort an Land zu sein! So sehen wir nie unsere Lage im rechten Licht, bis sie uns durch den Gegensatz erleuchtet wird, auch wissen wir das, was wir besitzen, eher zu schätzen, bis wir es verloren haben. Es ist unmöglich, die Bestürzung zu beschreiben, in die ich geriet, als ich mich von meiner geliebten Insel ab und beinahe zwei Seemeilen in den weiten Ozean getrieben sah. Ich verzweifelte völlig daran, jemals wieder mein Eiland zu erreichen. Nichtsdestoweniger jedoch, arbeitete ich mich so lange ab, bis meine Kräfte beinahe erschöpft waren, indem ich das Boot so viel, wie möglich nach Norden, das heißt, auf der dem Strudel am nächsten liegenden Seite der Strömung hielt. Endlich um Mittag, als die Sonne gerade über meinem Kopf stand, kam es mir vor, als fühlte ich eine leichte Brise von Südsüdost, die mir entgegen wehte. Das erleichterte mich ein wenig und noch mehr freute ich mich, als etwa eine halbe Stunde später ein hübscher, kleiner Sturm zu blasen anfang.

Mittlerweile war ich erschreckend weit von der Insel weg geraten. Wäre mir nur die kleinste Wolke oder ein leichter Nebel in den Weg gekommen, so hätte es, auf eine ganz unerwartete Weise, um mich geschehen sein müssen. Denn ich hatte keinen Kompass an Bord und würde daher nicht gewusst haben, wie ich zur Insel hinsteuern sollte, sobald sie mir nur ein einziges Mal aus dem Blickfeld entschwunden war. Aber das Wetter blieb klar. Ich machte mich jetzt daran, meinen Mast wieder aufzurichten und das Segel auszubreiten und hielt, so gut ich irgendwie konnte, die Richtung nach Norden, um nur aus der

Strömung herauszukommen. Kaum hatte ich Segel und Mast in Ordnung gebracht und kaum fing das Boot an, langsam dahinzugleiten, als ich an der Klarheit des Wassers bemerkte, dass eine Veränderung der Strömung in der Nähe sein müsse. Denn wo der Strom reißend tobte, war das Wasser trübe, wo sich hingegen das Wasser aufhellte, ließ die Stärke der Strömung nach. Gleich darauf bemerkte ich, etwa eine halbe Meile in Richtung Osten, eine Brandung gegen einige Felsen knallen. Diese teilten den Strom, wie ich sehen konnte und als sein größerer Teil mehr nach Süden abfloss, wurde der andere von dem Widerstand der Felsen zurückgeschlagen. Er bildete einen starken Strudel und strömte dann in raschem Fluss wieder nach Nordwesten zurück. Nur wer es weiß, was es heißt, wenn einem, der schon auf der Leiter steht, ein Aufschub seiner Hinrichtung verkündet wird oder wie einem zu Mute ist, der Räuberhänden entrinnt, die ihm eben den Garaus machen wollen oder wer sonst, je in einer ähnlichen Lage gewesen ist, kann sich einen Begriff von der freudigen Überraschung machen, die ich jetzt erfuhr, und wie froh ich war, mein Boot in diesen Strudel leiten zu können. Da der Wind auch stärker zu wehen begann, breitete ich fröhlich meine Segel in seine Richtung aus und segelte freudig vor der Brise dahin, vom starken Strom getragen. Der Strudel brachte mich noch ungefähr eine Seemeile auf meinem Rückweg weiter, direkt in Richtung Insel, jedoch etwa zwei Meilen nördlich der Strömung, die mich vorher abgetrieben hatte. Als ich mich der Insel näherte und die nördliche Küste vor mir lag, war es das andere, entgegengesetzte Ende der Insel, von wo ich herkam. Ich legte etwas mehr als eine Seemeile, mit Unterstützung des Strudels, zurück und bemerkte dann, dass er aufhörte und mich nicht weiter bringen konnte. Jetzt aber befand

ich mich zwischen den beiden anderen großen Strömungen, der südlichen, die mich vom Land abgetrieben hatte und der nördlichen, die ungefähr eine Seemeile weiter auf der anderen Seite floss. Hier in der Mitte, im Schutz der Insel, fand ich das Wasser ganz still vor und nach keiner Seite wegfließen. Da der Wind noch immer günstig wehte, steuerte ich weiter direkt auf die Insel zu, wenn ich auch nicht so schnell vorwärts kam, wie bisher. Etwa um vier Uhr nachmittags, als ich nur noch ungefähr eine Seemeile vom Land entfernt war, entdeckte ich, dass die Felsenspitze, die durch ihren südlichen Vorsprung, an dem sich die Strömung brach, mein Missgeschick herbeigeführt hatte, noch einen zweiten Strudel nach Norden bildete. Dieser war sehr stark, aber er floss nicht gerade in derselben Richtung, in der mein Kurs anlag, nämlich nach Westen, sondern er strömte fast direkt nach Norden. Da sich aber ein frischer Wind erhoben hatte, segelte ich über den Strudel weg, auf Nordwest haltend und kam, innerhalb einer Stunde, der Insel bis auf etwa eine Meile nahe, wo ich nun im ruhigen Wasser sehr bald landen konnte. Am Ufer angekommen, fiel ich auf die Knie und dankte Gott für meine Errettung. Nun gab ich jeden Gedanken an eine Flucht mit meinem Boot auf. Ich stärkte mich mit den Nahrungsmitteln, die ich bei mir führte, brachte mein Boot ganz nahe am Ufer in einer kleinen Bucht, die ich dort entdeckt hatte, unter einigen Bäumen in Sicherheit und legte mich daraufhin zum Schlafen nieder, denn ich war begreiflicher Weise äußerst erschöpft von den Anstrengungen dieser Reise. Jetzt geriet ich in nicht geringes Grübeln, durch die Überlegung, welchen Rückweg ich mit meinem Boot einschlagen sollte. Ich war in zu großer Gefahr gewesen und wusste zu gut, was es damit auf sich hatte, um daran zu denken, den Weg, den ich gekommen war, auch

wieder zurückzunehmen. Wie es auf der anderen Seite (ich meine an der Westküste) aussah, wusste ich nicht, hatte aber auch keine Lust, noch einmal solche Abenteuer zu bestehen. Daher beschloss ich, in westlicher Richtung, an der Küste entlang, zu fahren und zu sehen, ob ich nicht irgendwo eine Bucht finden könnte, wo ich meinen Einbaum in Sicherheit ankern und ihn von dort später wieder abholen könnte, wenn ich ihn brauchte. Nach einer Fahrt von ungefähr drei Meilen, längs der Küste, kam ich denn auch an eine vorzügliche Einfahrt, die anfangs etwa eine Meile breit war, sich weiter ins Land hinein aber verengerte, bis sie in einen ganz kleinen Fluss oder Bach auslief. Dort bildete sie einen sehr bequemen Hafen und mein Boot lag darin, wie in einem eigens zu diesem Zweck gebautes Dock. Nachdem ich angelegt und mein Fahrzeug ganz sicher befestigt hatte, ging ich an Land, um mich umzusehen und auszuspähen, wo ich war. Hier bemerkte ich bald, dass ich nur ganz wenig über die Gegend hinausgelangt war, die ich schon früher auf Fußreisen zu dieser Küste berührt hatte. Daher nahm ich weiter nichts aus meinem Boot mit, als die Flinte und den Sonnenschirm (denn es war furchtbar heiß) und ich trat dann meine Wanderung an. Diese unterschied sich sehr angenehm von der Reise, die ich soeben beendet hatte. Am Abend erreichte ich meine alte Hütte, wo ich alles so vorfand, wie ich es verlassen hatte. Ich hielt nämlich in ihr immer gute Ordnung, weil ich sie, wie ich schon erwähnt, als meinen Landsitz betrachtete. Nachdem ich über den Zaun gestiegen war, legte ich mich in den Schatten, um meine müden Glieder auszuruhen und schlief ein. Aber wer diese Geschichte liest, kann sich meine Überraschung vorstellen, als ich durch eine Stimme aus dem Schlaf geweckt wurde, die mich wiederholt beim Namen rief:

»Robin, Robin, Robin Crusoe, armer Robin Crusoe! Wo bist du, Robin Crusoe? Wo bist du? Wo bist du gewesen?«

Da ich wegen meiner großen Ermüdung, vom Rudern am Vormittag und von dem weiten Weg am Nachmittag, sehr fest geschlafen hatte, wurde ich zunächst nicht gleich ganz wach, sondern glaubte, zwischen Schlafen und Wachen, nur zu träumen, dass jemand mit mir sprechen würde. Als aber die Stimme fortfuhr, immerfort

»Robin Crusoe, Robin Crusoe!«

zu wiederholen, wachte ich endlich völlig auf und war anfangs nicht wenig erschreckt, so dass ich in äußerster Bestürzung in die Höhe fuhr. Jedoch, sobald ich die Augen aufgeschlagen hatte, erblickte ich auch schon meinen Papageien Pol auf der Hecke sitzen und wusste nun sofort, dass er es gewesen war, der mich gerufen hatte. Gerade in solchen traurig, fragenden Ausrufen sprach ich zu ihm und lehrte ihn weitere Worte. Er hatte sie auch so vollkommen gelernt, dass er oft auf meinem Finger saß und seinen Schnabel dicht an mein Gesicht legte und rief:

»Armer Robin Crusoe! Wo bist du? Wo bist du gewesen? Wie kommst du hierher?«

und dergleichen mehr, was ich ihm beigebracht hatte. Da ich jetzt auch wusste, dass es nur der Papagei war und dass es wirklich niemand anders gewesen sein konnte, dauerte es doch eine ganze Weile, bis ich mich beruhigen konnte. Es wunderte mich nämlich, dass das Tier hierher gekommen war. Sobald ich mich jedoch vollkommen überzeugt hatte, dass niemand anders, als mein getreuer Pol, in meiner Nähe war, erholte ich mich von mei-

nem Schrecken, streckte meine Hand aus und rief ihn bei seinem Namen. Hierauf kam das zutrauliche Tier angefliegen, setzte sich, wie er es gewohnt war, auf meinen Daumen und fuhr fort zu mir zu sprechen:

»Armer Robin Crusoe! und wie kommst du hierher? Wo bist du gewesen?«

als ob er hoch erfreut wäre, mich wiederzusehen. Ich nahm ihn zu mir und begab mich dann nach Hause. Jetzt hatte ich für eine Zeitlang genug von der Seefahrt. Die Gefahr, in der ich geschwebt hatte, gab mir für viele Tage Stoff zum stillen Nachdenken. Sehr froh würde ich gewesen sein, wenn ich mein Boot wieder auf dieser Seite der Insel gehabt hätte, doch wusste ich nicht, wie ich es anfangen sollte, es herbeizuschaffen. Von der Ostseite, der ich entlang gefahren war, wusste ich nun, dass es zu gefährlich war, es zu holen. Mein Herz stockte und das Blut gerann mir in den Adern, wenn ich nur daran dachte. Wie es auf der andern Seite der Insel aussah, war mir unbekannt. Aber wenn sich die Strömung mit derselben Gewalt östlich zur Küste hin bewegte, wie sie es an der anderen Seite tat, drohte mir ja dort die gleiche Gefahr, mit dem Strom weg- und an der Insel vorbeigerissen zu werden, wie ich vorher schon von dort abgetrieben worden war.

Mein neu gefasster Mut.

Mit diesem Gedanken tröstete ich mich über den zeitweiligen Verlust des Bootes hinweg, das allerdings das Werk vieler, Monate langer Arbeit gewesen war und das ich mit so besonders großer Mühe und so bedeutendem Zeitaufwand in das Meer geschafft hatte. Nachdem ich dieses Verlangen bezwungen hatte, führte ich fast ein Jahr lang, ein sehr stilles, zurückgezogenes Leben. Gemütsmäßig war ich nun ganz mit meiner Lage ausgesöhnt und vollkommen gewillt, mich allen Anordnungen der Vorsehung ruhig zu fügen. Ich fühlte mich wirklich in jeder Hinsicht ganz glücklich, wobei ich jedoch das Gefühl der Einsamkeit gar nicht erst erwähnen will. Während dieser Zeit verbesserte ich mich bei allen mechanischen Fertigkeiten, zu deren Übung mich meine Bedürfnisse gezwungen hatten. Ich glaube, ich hätte jetzt, im Falle eines weiteren Bedarfs, einen ganz leidlichen Zimmermann vorstellen können, wobei natürlich zu bedenken ist, wie wenig Handwerkszeug mir zur Verfügung stand.

Außerdem brachte ich es zu einer unerwarteten Verbesserung meines Tongeschirres. Seit ich darauf gekommen war, den Ton auf einer Scheibe zu drehen, ging die Herstellung meiner Gefäße weit leichter von der Hand und diese wurden jetzt rund und gut gestaltet, während ich früher nur unförmliche Dinger zustande gebracht hatte. Nie aber, glaube ich, war ich stolzer auf meine Geschicklichkeit oder erfreuter über irgendeine Erfindung, als da es mir gelang, eine Tabakpfeife zu machen. Zwar stellte sie, als sie fertig war, nur ein sehr hässliches, plumpes Gerät dar, auch bestand sie nur aus gebranntem Ton, wie die anderen Töpferwaren, aber sie war hart und fest und ließ den Rauch, ganz wie es sich gehört, durchziehen.

Wie groß war meine Freude darüber! Ich hatte früher viel geraucht, auch waren Pfeifen auf dem Schiff gewesen, aber ich hatte sie nicht mitgenommen, da mir unbekannt war, dass es auf der Insel Tabak gab. Nachher, als ich das Schiff aufs Neue durchsuchte, hatte ich keine mehr finden können. Auch in Flechtarbeiten machte ich bedeutende Fortschritte und fertigte einen Überfluss von allen möglichen Körben an. Sie waren zwar nicht gerade schön, aber doch sehr handlich und bequem zur Aufbewahrung und zum Tragen vieler Sachen. Wenn ich zum Beispiel eine Ziege getötet hatte, hing ich sie an einem Baum in der Höhe auf, zog sie ab, weidete sie aus, schnitt sie in Stücke und trug sie in einem meiner Körbe nach Hause. Ebenso machte ich es mit den Schildkröten, aus denen ich, nachdem ich sie aufschnitt, die Eier herausnahm und diese mit einem oder zwei Stück Fleisch, wie es für mich ausreichte, heimbrachte, während ich den Rest liegen ließ. Auch zur Aufbewahrung des Korns, nahm ich große, tiefe Körbe. Sobald es trocken genug war, rieb ich es aus, siebte es durch und hob es dann in diesen Behältern auf.

Mit der Zeit bemerkte ich leider, dass mein Schießpulver bedeutend abnahm. Dies war ein unersetzlicher Mangel, deshalb überlegte ich, was ich anfangen sollte, wenn ich gar kein Pulver mehr haben würde, auf welche Weise ich dann Ziegen erlegen sollte. Ich hatte, wie bereits erzählt, im dritten Jahre meines hiesigen Aufenthalts eine junge Geiß gefangen und aufgezogen. Meine Hoffnung, einen Bock dazu zu bekommen, hatte sich nicht erfüllt und schließlich war aus meinem Zicklein eine alte Ziege geworden. Ich hatte es nicht über mein Herz bringen können, sie zu schlachten, bis sie zuletzt an Altersschwäche gestorben war.

Da aber, wie gesagt, jetzt im elften Jahre meiner Anwesenheit auf der Insel, meine Munition knapp zu werden begann, musste ich, auf irgendeine Art und Weise überlegen, wie ich die Tiere lebendig einfangen könnte. Vor allem, wollte ich eine trüchtige Mutterziege besitzen. Zu diesem Zweck legte ich Schlingen, um sie darin zu verstricken und ich glaubte, dass sich mehr, als einmal, darin welche verfangen könnten, aber die Stricke waren nicht gut und Draht hatte ich nicht. Darum fand ich die Schlingen immer wieder zerrissen und den Köder aufgefressen vor. Da beschloss ich endlich, den Fang in Gruben zu versuchen. Ich legte mehrere tiefe Löcher an, und zwar an solchen Stellen, wo ich beobachtet hatte, dass die Ziegen dort grasten, dann stellte ich darüber selbstgebaute Hürden auf und beschwerte diese stark. Nun streute ich zuerst mehrmals Gerste und getrocknete Reiskörner aus, ohne die Falle anzubringen. Bald bemerkte ich auch an deutlichen Fußspuren, dass die Ziegen hineingegangen waren und das Korn gefressen hatten. Hieraufhin stellte ich, in einer Nacht, drei Fallen aus, die ich zwar am anderen Morgen alle unversehrt vorfand, trotzdem war das Korn daraus verschwunden. Das entmutigte mich sehr, aber nachdem ich die Fallen verbesserte, fand ich zuletzt in einer einen alten großen Ziegenbock und in einer anderen drei junge Ziegen, eine männliche und zwei weibliche. Dies passierte, als ich eines Morgens ausging, um nach meiner Vorrichtung zu sehen.

Was ich mit dem alten Bock anfangen sollte, wusste ich in der Tat nicht. Er war so wild, dass ich ihm nicht nahe zu kommen und ihn lebendig fortzubringen wagte, worauf es mir doch eben ankam. Zwar hätte ich ihn töten können, doch das würde meinen Zweck nicht erfüllt haben. So ließ ich ihn denn laufen und er rannte wie unsinnig davon. Damals wusste ich noch nicht, was ich spä-

ter lernte, dass Hunger auch einen Löwen zähmen kann. Hätte ich ihn drei bis vier Tage ohne Nahrung in der Grube gelassen und ihm dann etwas Wasser und ein wenig Korn gebracht, so würde er so zahm wie die Ziegenlämmer geworden sein. Denn diese Art Tiere ist sehr gelehrt und leicht zu erziehen, wenn sie entsprechend behandelt wird. Für diesmal ließ ich aber den Bock laufen und wendete mich den drei Lämmern zu, nahm eins nach dem anderen heraus, band sie mit Stricken zusammen und brachte sie, obschon mit einiger Mühe, nach Hause. Es dauerte eine geraume Zeit, ehe sie fressen wollten, aber durch einige zarte Körner, die ich ihnen hinstreute, ließen sie sich anlocken und fingen an, zutraulich zu werden. Ich sah jetzt ein, dass, wenn ich mich für den Fall, dass mein Schießbedarf aufgebraucht sei, mit Ziegenfleisch versorgen wollte, das einzige Mittel sein würde, einige Ziegen aufzuziehen, zu zähmen und sie mit der Zeit, wie eine Herde Schafe, auf meinem Hofe zu halten. Gleich darauf fiel mir jedoch ein, dass ich dann die zahmen von den Einheimischen trennen müsste, da sie ja außerdem beim Heranwachsen immer wieder wild werden würden. Die einzige Art, dies möglich zu machen, schien mir, ein Stück Land, gut verschlossen durch eine Hecke, zu umgrenzen, damit die darin befindlichen Tiere weder ausbrechen, noch die von draußen, eindringen könnten.

Das war ein großes Unternehmen für ein einziges Paar Hände. Da ich dies aber als absolut notwendig erachtete, machte ich mich gleich an die Arbeit und suchte zuerst nach einem passenden Platz, wo die Tiere Nahrung, Trinkwasser und Schutz vor der Sonne finden konnten.

Wer sich auf solche Dinge versteht, wird mich für sehr unvernünftig halten, wenn er hört, wie ich die Sache an-

ging. Zunächst suchte ich nämlich eine all diese Bedingungen erfüllende Stelle aus, das heißt, ich suchte ein flaches, offenes Stück Wiesenland oder eine Savanne, wie die Siedler in den westlichen Kolonien es nennen. Diese war von mehreren, kleinen Süßwasserrinnen durchschnitten und, an einem Ende, mit Wald bestückt. Dann begann ich, die Anlage meiner Hecke, aus übergroßer Vorsorge, so zu gestalten, dass sie, fertig gestellt, wenigstens zwei Meilen im Umkreis zur Verfügung haben würde. Und doch war die Größe des Umfangs an sich, dabei nicht das Schlimmste, denn wäre er auch zehn Meilen weit gewesen, so hätte ich wahrscheinlich doch Zeit genug gehabt, ihn auszuführen. Schlimmer aber war, dass mir nicht in den Sinn kam, dass meine Ziegen, in einem so weiten Spielraum, ja ebenso wild werden würden, als wenn ich ihnen die ganze Insel überlassen hätte und dass ich sie, in einem solch großen Areal, niemals einfangen könnte.

Die Hecke war bereits angefangen und, ich glaube, schon etwa fünfzig Schritte lang ausgeführt, als mir dieses Bedenken zuerst einfiel. Ich hielt sofort mit der Arbeit inne und beschloss, vorläufig nur ein Stück Land von ungefähr 170 Metern Länge und 114 Metern Breite einzuhegen. Dies war ganz ausreichend für so viele Ziegen, wie ich vernünftigerweise fürs Erste zu haben erwarten konnte und wenn meine Herde zunahm, konnte ich ja immer noch mehr Bodenfläche in die Umfassung einbeziehen. An dieses wahrscheinlich einigermaßen funktionierende Unternehmen, machte ich mich nun mit guten Mutes heran. Es dauerte etwa drei Monate, bis das erste Stück fertig umzäunt war. Bis dahin pflockte ich die drei Lämmer an den besten Weidestellen an und ließ sie, um sie zahm zu machen, in bestmöglicher Nähe von mir grasen.

Zuweilen brachte ich ihnen einige Gerstenähren oder eine Handvoll Reis und ließ sie aus meiner Hand fressen, so dass sie mir, als die Einfassung fertig war und ich die Lämmer losband, auf dem Fuße folgten und nach einer Hand voll Korn hinter mir her blökten. Meine Einrichtung erfüllte ihren Zweck vollständig und in etwa anderthalb Jahren, hatte ich eine Herde von zwölf Ziegen, einschließlich der Lämmer. Nach weiteren zwei Jahren, waren es dreiundvierzig geworden, abgesehen von denen, die ich während dieser Zeit getötet und zu meiner Nahrung verwendet hatte.

Nach und nach legte ich fünf solcher eingezäunter Weideplätze an, in denen ich kleine Abteilungen anbrachte, um die Tiere, die ich gerade gebrauchen wollte, hineinzutreiben. Die einzelnen Plätze brachte ich durch Gittertüren miteinander in Verbindung. Jetzt konnte ich nicht nur Ziegenfleisch haben, so viel, wie auch immer ich essen wollte, sondern obendrein Milch und das war etwas, was ich am Anfang nicht einmal für möglich gehalten hatte. Daher brachte es mir eine um so angenehmere Überraschung. Ich richtete jetzt eine richtiggehende Milchwirtschaft ein, denn ich gewann manchmal vier bis acht Viertelliter Milch an einem Tag. Die Natur lehrt jedes Geschöpf, dass die Nahrung, die sie ihm gibt, es auch nutzen soll. So lernte auch ich, der nie eine Kuh, viel weniger eine Ziege gemolken oder die Zubereitung von Butter und Käse mit angesehen hatte, wenn auch erst nach vielen missglückten Versuchen, mit Leichtigkeit sehr gute Butter und Käse zu bereiten. Von nun an fehlte mir so etwas nie mehr. Wie gnädig handelt doch unser Gott gegenüber seinen Geschöpfe, auch in den Lebenslagen, wo sie mitten ins Verderben geraten zu sein scheinen! Wie kann er uns die bittersten Verhängnisse versüßen und uns Grund geben, ihn für Kerker und Gefängnisse zu preisen! Welch

ein reicher Tisch war hier in der Wüste für mich gedeckt, wo ich anfangs nichts, als den Hungertod vor mir gesehen hatte! Selbst ein Stoiker³⁵ würde sich nicht ein Lächeln verkneifen können, hätte er mich und meine kleine Familie zum Mittagessen zusammensitzen sehen. Da war zunächst meine Majestät, der Fürst und Herrscher der ganzen Insel, also ich selbst. Das Leben all meiner Untertanen unterlag vollends meiner Gewalt. Ich konnte hängen, vierteilen, freilassen und gefangen halten, wen und wie ich wollte und kein einziger Rebell befand sich unter allen meinen Untertanen. Man musste es sehen, wie ich wie ein König speiste, ganz allein, während mir meine Diener aufwarteten.

Mein Papagei Pol, als mein Günstling, genoss allein das Privileg, mit mir sprechen zu dürfen. Mein Hund Begleiter, der inzwischen sehr alt und tumb geworden war und leider nicht Seinesgleichen auf der Insel gefunden hatte, um sein Geschlecht fortzupflanzen, saß stets zu meiner Rechten und zwei Katzen, eine auf dieser, die andere auf der anderen Seite des Tisches, erwarteten ab und zu einen Brocken aus meiner Hand, als ein Zeichen besonderer Gunst. Es waren, übrigens, nicht mehr dieselben beiden Katzen, die ich mit ans Land gebracht hatte. Die lebten beide längst nicht mehr und ich hatte sie eigenhändig, in der Nähe meiner Wohnung, begraben. Die eine von ihnen hatte sich aber, ich weiß nicht, mit was für einer Art von Bestie, gepaart und von ihrer Nachkommenschaft hatte ich zwei Junge aufgezogen, während die übrigen wild in den Wäldern umherliefen und mir auf die

³⁵ „Anhänger der Stoa werden als **Stoiker** bezeichnet. Für den Stoiker als Individuum gilt es, seinen Platz in dieser Ordnung zu erkennen und auszufüllen, indem er durch die Einübung emotionaler Selbstbeherrschung sein Los zu akzeptieren lernt und mit Hilfe von Gelassenheit und Seelenruhe (Ataraxie) nach Weisheit strebt.“
Zitieren von Quellen im Internet, siehe Anlage 11.

Dauer lästig fielen. Oftmals nämlich kamen sie in mein Haus und plünderten mich, bis ich mich endlich gezwungen sah, sie zu erschießen. Erst nachdem ich eine ganze Menge getötet hatte, ließen sie mich endlich in Ruhe. Mit diesem Hofstaat und in dieser üppigen Weise, lebte ich und entbehrte nichts als Gesellschaft und auch hiervon, sollte ich einige Zeit später mehr als zu viel bekommen.

Wie ich schon bemerkt habe, wünschte ich sehr, mein Boot bei mir zu haben, ohne dass ich jedoch Lust verspürte, mich seinetwegen wieder in Gefahren zu begeben. So dachte ich denn manchmal darüber nach, wie ich es herbeischaffen sollte, gab aber den Gedanken, es wiederzubekommen, bald gänzlich auf. Eine sonderbare Unruhe trieb mich dagegen immerfort zur der Spitze der Insel, wo ich, wie erwähnt, bei meinem letzten Ausflug auf den Hügel gestiegen war, um die Küste und den Lauf der Strömung zu übersehen. Das Verlangen, wieder dort zu sein, nahm jeden Tage zu, bis ich endlich beschloss, die Reise dahin an Land zu machen, und zwar immer der Küste entlang. So begab ich mich denn abermals auf Wanderschaft. Hätte mich auf dieser, irgendein Landsmann von mir sehen können, würde er sich entweder vor mir entsetzt oder ein großes Gelächter an den Tag gelegt haben. Wenn ich zuweilen still stand und mich selbst betrachtete, konnte ich nicht umhin, bei dem Gedanken zu lächeln, wie es wäre, wenn ich in einem solchen Aufzug und in einem solchen Kostüm, durch Yorkshire reisen würde. Man stelle sich meine Erscheinung folgendermaßen vor:

Auf dem Kopf trug ich eine hohe, große, unförmliche Mütze aus Ziegenfell, mit einer hinten lang herunterhängenden Krampe. Diese sollte, sowohl die Sonne abhalten, als auch verhindern, dass mir hinten Regen in den Nacken

lief. Denn nichts ist in dieser Zone so schädlich, als wenn die Haut unter den Kleidern nass wird. Ferner hatte ich eine kurze Jacke aus Ziegenfell an, deren Schoß etwa bis über die Hüften herabfiel und dazu Kniehosen aus dem gleichen Stoff. Diese waren aus der Haut eines alten Bockes gefertigt und die Haare hingen auf beiden Seiten herab, so dass meine Beinkleider wie lange Hosen, bis über die Waden herunter reichten. Schuhe und Strümpfe besaß ich nicht, aber ich hatte mir dafür ein paar Dinger gemacht, die ich kaum zu benennen weiß. Es war eine Art von Stulpstiefeln, die hoch hinauf gingen und an den Seiten zugeschnürt waren, wie Gamaschen. Übrigens hatten sie eine sehr unzivilisierte Form, wie überhaupt alle meine Kleidungsstücke höchst primitiv waren. Außerdem trug ich einen breiten Gürtel, aus getrockneter Ziegenhaut, den ich, anstatt einer Schnalle, mit zwei Riemen aus demselben Stoff befestigte. Daran hing, in einer Art von Gehänge, anstelle eines Schwertes oder Dolches, auf meiner einen Seite, eine kleine Säge und auf der anderen, eine Hacke. Ein zweiter Lederriemen, etwas schmaler als der Gürtel, aber in derselben Art befestigt, hing über meiner Schulter, und daran, unter dem linken Arm, trug ich zwei Beutel, gleichfalls aus Ziegenfell, von denen der eine Pulver, der andere Kugeln und Schrot enthielt.

Auf dem Rücken hatte ich einen Korb, auf der Schulter meine Flinte und über dem Kopf meinen großen, plumphen, hässlichen Sonnenschirm, der übrigens, wie meine Flinte, das Nützlichste war, was ich bei mir führte.

Was meine Gesichtsfarbe betraf, so sah sie nicht so ethnisch gemischt aus, wie man sie wohl bei jemandem vermuten würde, der wegen geringer Fürsorge für seine Haut, innerhalb der Wendekreise lebte. Meinen Bart hatte

ich wachsen lassen, bis er ca. 30 cm lang war, aber da ich Scheren und Rasiermesser zuhauf besaß, hielt ich ihn jetzt ziemlich kurz geschnitten, ausgenommen den Schnurrbart, den ich zu einem langen, türkischen Knebelbart gezogen hatte, wie ich ihn bei einigen Türken in Salé gesehen hatte. Die Mauren tragen nämlich keine solchen Bärte, wie die Türken. Immerhin war Größe und Form meines Bartes abschreckend genug und in England würde er geradewegs als ein entsetzliches Assessoire gegolten haben. Übrigens kam es, da ja meine äußere Erscheinung von niemandem beobachtet werden konnte, auf dies alles wenig an. In diesem, meinem Aufzug, trat ich nun meine neue Reise an und blieb fünf bis sechs Tage fort. Zuerst wanderte ich die Küste entlang, direkt zu der Stelle, wo ich damals mit meinem Boot vor Anker gegangen war, um die Felsen zu erklettern.

Da ich diesmal für kein Boot zu sorgen hatte, schlug ich einen näheren Weg zu Land ein und erreichte dann auch auf diesem die erwähnte Höhe. Als ich von hier aus die vorspringende Felsenspitze überblickte, die ich vor Kurzem in meinem Boot umfahren musste, sah ich zu meiner Verwunderung, das Meer ganz glatt und ruhig und erkannte nichts von Brandung oder Wellen und Strömung, weder hier, noch an irgendeiner anderen Stelle. Ich konnte mir diese Erscheinung durchaus nicht erklären. Daher beschloss ich, sie eine Zeitlang zu beobachten, um zu entdecken, ob vielleicht Ebbe und Flut einen Einfluss darauf hatten. Bald erkannte ich auch, wie sich die Sache verhielt. Wenn nämlich die Ebbe von Westen her hereinbrach, vereinigte sie sich mit der starken Wassermasse eines großen Küstenstromes und brachte so diese Strömung hervor, die, je nachdem, ob der Wind mehr von Westen oder von Norden her wehte, der Küste näher oder entfernter floss. Nachdem ich bis gegen Abend gewartet

hatte und, um die Zeit der Ebbe herum, wieder den Felsen erstiegen hatte, sah ich die Strömung wieder ganz deutlich, wie früher. Diesmal war sie nur weiter entfernt, fast eine halbe Seemeile von der Küste, während sie damals dicht an der Küste entstanden war. Damals hatte sie mich und mein Fahrzeug mit fortgerissen, was, unter anderen Umständen, nicht geschehen wäre. Diese Beobachtung überzeugte mich, dass ich nur auf den Einbruch der Ebbe und Flut zu achten brauchte, um mein Boot, mit leichter Mühe, um die Insel herum, zurückführen zu können. Als ich aber an die Ausführung dachte, überkam mich die Erinnerung an die früher überstandenen Gefahren, dennoch mit solchem Schrecken, dass ich vorzog, einen anderen sichereren, wenn auch mühsameren Weg einzuschlagen.

Dieser bestand darin, dass ich mir noch ein Kanu oder einen Einbaum bauen musste, indem ich einen Baumstamm auskerben musste, um für jede Seite der Insel ein besonderes Fahrzeug zu haben. Man muss sich erinnern, dass ich jetzt sozusagen zwei Ansiedelungen auf der Insel besaß. Erstens meine kleine Festung, d. h. das mit dem Wall umgebene Zelt, im Schutz des Felsens, mit der Höhle dahinter, die ich inzwischen zu mehreren miteinander verbundenen Gemächern oder Kellern erweitert hatte. Der größte und trockenste dieser Räume, der überdies eine Tür nach außen hatte, war ganz angefüllt mit den früher erwähnten, großen tönernen Gefäßen und mit vierzehn oder fünfzehn großen Körben, von denen jeder fünf bis sechs Scheffel enthielt. In diesen bewahrte ich meine Vorräte auf, besonders das Korn, teils als Ähren, die dicht über dem Stroh abgeschnitten waren, teils ausgerieben, was ich mit den Händen bewerkstelligte.

Den sogenannten Wall hatte ich, wie früher erzählt, aus

lauter langen Reisern und dünnen Stämmen aufgebaut, die aber jetzt alle zu Bäumen herangewachsen waren und um diese Zeit bereits eine solche Höhe erreicht und sich so ausgebreitet hatten, dass niemand dahinter eine menschliche Wohnung vermuten konnte. In der Nähe dieser meiner Wohnung, aber etwas weiter landeinwärts und niedriger, waren meine beiden Ackerlandflächen gelegen, die ich stets in der nötigen Feldbestellung und Ackerkultur erhielt und die mir alljährlich ihre Ernte lieferten. Als ich mich veranlasst sah, mehr Getreide anzubauen, nutzte ich dazu das angrenzende, gleich gut geeignete Terrain.

Meine zweite Behausung war der sogenannte Landsitz. Auch dieser hatte sich zu einer ganz hübschen Ansiedlung entwickelt. Zunächst fand sich da die Laube, wie ich sie nannte. Ich erhielt sie immer in gutem Zustand, indem ich die umschließende Hecke, an die von innen eine Leiter gelehnt war, stets in gleicher Höhe ließ. Die Bäume, die anfangs nichts als Stöcke waren, waren jetzt stark und hoch herangewachsen. Ich beschnitt sie so, dass sie sich ausbreiteten und mit ihrem dichten Laub ausreichenden Schatten gaben. In der Mitte ließ ich, aus einem ausgespannten Stück Segeltuch, mein errichtetes Zelt stehen, ohne dass es je der Ausbesserung oder Erneuerung bedurft hätte. Darunter hatte ich mir ein Sofa oder Ruhebett aus den Fellen erlegter Tiere und anderer weichen Gegenständen gemacht und darüber eine Decke ausgebreitet, die ich aus unseren Schiffsbetten gerettet hatte. Neben dem Ruhebett, hatte ich einen dicken Stock als Schutzwanne stehen. Ich nahm dort mein Quartier, so oft ich Grund dafür hatte, mich von meiner eigentlichen Wohnung zu entfernen. Dicht daneben, befanden sich die eingezäunten Weideplätze für mein Ziegenvieh. Da es mich unendliche Arbeit gekostet hatte,

diese Räume in der beschriebenen Weise zu umfrieden, war ich immer ängstlich darauf bedacht, die Umzäunungen in Ordnung zu erhalten, damit die Ziegen mir nicht entwischten. Niemals ging ich fort, ohne vorher mit viel Mühe, alle Öffnungen der Hecke mit kleinen Stäben so dicht zu verschließen, dass die Umzäunung eher ein Gitter, als eine Hecke war und man kaum die Hand dazwischen durchstecken konnte. In der nächsten Regenzeit wuchsen diese Reisigteile alle zusammen und bildeten mit der Zeit, eine starke Wand, ja sie wurden fester, als ein gewöhnlicher Wall. Dies alles liefert den Beweis, dass ich nicht faul war und keine Mühe scheute, alles, was zu meiner Annehmlichkeit notwendig erschien, entsprechend herzurichten. Ich sah in meiner Herde zahmer Haustiere, die ich, so dicht bei, zur Verfügung hatte, einen lebendigen Vorrat an Fleisch, Milch, Butter und Käse, der für die ganze Dauer meines Aufenthalts auf der Insel und wenn er auch noch vierzig Jahre dauern sollte, ausreichen würde.

Die Erhaltung des tierischen Vorrats, hing aber wesentlich davon ab, dass ich die Einzäunung möglichst vervollkommnete, damit die Herde stets zusammen blieb. Diesen Zweck erreichte ich denn auch auf die erwähnte Weise, in dem Maße, dass ich einige von den jungen, nun wachsenden und von mir sehr dicht gepflanzten Reisigteilen, wieder abreißen musste. Hier war es auch, wo die Weintrauben wuchsen, die mir meine Wintervorräte an Rosinen lieferten. Ich versäumte nicht, diese stets sehr sorgfältig zu konservieren, da sie den besten und wohl-schmeckensten Leckerbissen meiner ganzen Speisekarte bildeten. Sie waren wirklich nicht bloß schmackhaft, sondern auch im höchsten Grade heilsam, gesund, nahrhaft und äußerst erfrischend. Da diese Ansiedlung etwa halbwegs, zwischen meiner anderen Wohnung und dem

Platz gelegen war, wo ich mein Boot befestigt hatte, hielt ich mich gewöhnlich, auf dem Weg dorthin, eine Zeitlang dort auf. Denn ich besuchte mein Boot oft, um alles, was dazu gehörte, in der besten Ordnung zu erhalten. Auch fuhr ich manchmal zum Vergnügen damit hinaus, aber abenteuerliche Reisen wollte ich nicht wieder darin unternehmen und mich auch nicht weiter, als ein paar Steinwurfweiten, von der Küste entfernen. Denn ich war viel zu besorgt, wieder durch eine Strömung oder durch den Wind in unbekannte Gewässer verschlagen zu werden.

Jetzt gelange ich im Bericht von meinem einsamen Leben, zu einem neuen Abschnitt.

Eines Tages, als ich gegen Mittag zum Boot ging, geschah es, dass ich zu, meiner größten Überraschung, den Eindruck eines nackten menschlichen Fußes, ganz deutlich, im Sand des Ufers entdeckte. Wie vom Donner gerührt oder als hätte ich ein Gespenst gesehen, stand ich davor. Ich horchte, ich sah mich um, aber es war nichts zu hören, noch zu erblicken. Ich stieg auf einen Hügel, um mich weiter umschauchen zu können, dann ging ich an der Küste auf und ab, aber es blieb alles ohne Erfolg. Keine weiteren Fußspuren waren zu sehen, als diese einen. Ich ging zu ihr zurück, um zu sehen, ob nicht noch andere in der Nähe waren oder ob ich mich vielleicht geirrt hätte. Aber beides war nicht der Fall. Ich fand nur genau denselben Abdruck von Zehen, Fersen und übrigen Fußteilen. Wie die Spur dahin gekommen war, wusste ich nicht und konnte es auch nicht begreifen. Eine Flut von wirren Gedanken stürmte auf mich ein und völlig verstört und außer mir, kam ich in meiner Festung an, ohne dass ich unterwegs, wie man zu sagen pflegt, den Boden unter meinen Füßen gefühlt hätte. Es ist nicht zu beschreiben, in was für verschiedene Gestalten meine erhitzte Einbil-

dungskraft die Dinge verwandelte, während meines Weges zurück. Was für eine Menge wilder Vorstellungen mir die Fantasie vorspiegelte und welche sonderbaren unerklärlichen Einfälle mir in den Sinn kamen. Als ich an meiner Burg (denn diesen Namen hatte ich meiner Behausung gegeben) angekommen war, flüchtete ich hinein, wie ein Verfolgter. Ob ich mit der Leiter hineinstieg, weil das schneller ging oder durch das Loch im Felsen kroch, das ich meine Tür nannte, weiß ich bis heute noch nicht. Nie floh ein gehetzter Hase oder Fuchs in größerer Seelenangst seinem Zufluchtsort zu, als ich in jenem Augenblick.

In dieser Nacht kam meine Augen nicht zur Ruhe, je weiter ich von der Ursache meines Schreckens entfernt war, um so größer wurden meine Befürchtungen. Zwar widerspricht das eigentlich der Natur der Sache und weicht von den gewöhnlichen Auswirkungsmustern des Schreckens ab, aber ich war dermaßen in meinen entsetzten Gedanken über die Erscheinung befangen, dass sich mir nichts als schauerliche Vorstellungen aufdrängten, obwohl ich jetzt ziemlich weit vom Grund meiner Furcht entfernt war. Zuweilen bildete ich mir ein, der Teufel müsse seine Hand hier im Spiel haben und diese Annahme war nicht ohne Grund. Denn wie sollte irgendein anderes Wesen, in menschlicher Gestalt, hierher gekommen sein? Wo war das Schiff, das es hergeführt hatte? Warum waren keine anderen Fußspuren zu sehen? Dann aber kam mir wieder der Gedanke: Warum sollte der Satan menschliche Gestalt angenommen haben, nur um seinen Fußtritt hier zurückzulassen? Bald schien mir meine abergläubische Furcht auch deshalb lächerlich, weil ich bedachte, dass mich der Teufel ja auf unendlich viele andere Arten erschrecken könnte, als durch diesen einzelnen Fußstapfen. Denn da ich auf einer ganz anderen

Seite der Insel wohnte, würde er doch gewiss nicht so dumm gewesen sein, eine Spur an einer Stelle zurückzulassen, wo zehntausend gegen eins zu wetten war, dass ich sie nie sehen würde und am wenigsten im Sand, wo die erste Flutwelle, bei einigem Wind, sie sofort verwischen würde. All dies ließ sich weder mit der Sache selbst, noch mit den Vorstellungen, die wir gewöhnlich von der Schlaueheit des Satans haben, zusammenreimen.

Solche Erwägungen nahmen mir allmählich die Furcht vor dem Teufel. Nun vermutete ich dagegen, dass ich es mit noch gefährlicheren Wesen zu tun hatte, nämlich mit einem oder mehreren der einheimischen Bewohner des gegenüberliegenden Festlandes. Ich bildete mir ein, sie wären in ihrem Kanu in See gestochen und von widrigen Winden oder der Strömung an diese Küste verschlagen worden, dann aber wieder abgefahren, da es ihnen vielleicht ebenso wenig auf dieser öden Insel gefiel, wie es mir gefallen hätte, sie hier zu haben. Während diese Gedanken meine Seele beunruhigten, empfand ich es als sehr dankbar, dass ich so glücklich gewesen war, um während dieser Zeit nicht gerade an der fraglichen Stelle zu sein und dass die Fremden mein Boot nicht gesehen hatten, weil sie sonst auf Bewohner der Insel geschlossen hätten und vielleicht weiter nach mir geforscht hätten. Dann aber stiegen mir wieder schreckliche Gedanken auf und meine Einbildungskraft malte mir aus, dass die Einheimischen das Boot gefunden hätten und nun wüssten, dass die Insel bewohnt sei und wie sie dann gewiss in großer Anzahl wiederkommen und mich überfallen würden. Und wenn sie mich auch selbst nicht finden konnten, so glaubte ich doch, sie würden meine Anlagen finden, meine Felder verwüsten und meine zahme Ziegenherde stehlen, so dass ich schließlich durch großen Mangel umkommen müsste.

So überwältigte meine Furcht, wieder all meine gläubige Hoffnung. Mein ganzes, bisheriges Vertrauen auf Gott, durch so wunderbare Erfahrungen seiner Güte gegründet, fiel nun über den Haufen, als ob er, der mich bisher durch Wunder ernährt hatte, nicht auch Macht habe, die Nahrungsmittel, die mir seine Gnade gespendet hatte, zu beschützen. Ich machte mir Vorwürfe über meinen Leichtsinnsinn, dass ich nicht mehr jedes Jahr Getreide gesät hatte, als das, was gerade bis zur nächsten Ernte ausreichte. Vorwürfe auch darüber, als wenn kein Unfall mich jemals hindern könnte, das Korn, was noch auf dem Feld stand, zu ernten. Dieser Vorwurf erschien mir so gerechtfertigt, dass ich mir vornahm, künftig immer Sorge zu tragen, auf zwei bis drei Jahre im Voraus versorgt zu sein, damit ich wenigstens nicht zu verhungern brauchte, was auch sonst immer kommen möge. Was für ein seltsames Gebilde der göttlichen Hand, ist doch das Leben des Menschen! Durch wie verschiedene geheime Triebfedern, werden seine Neigungen, je nach den eben erwähnten Umständen, hin und her bewegt! Heute lieben wir das, was wir morgen vielleicht hassen, suchen dies heute auf, was wir morgen vermeiden, wünschen jetzt, was wir gleich darauf fürchten, ja wovor wir, beim bloßen Gedanken daran, zittern.

Das bewährte sich jetzt auch an mir, auf das Allergängigste. Denn ich, dessen einziger Kummer darin bestanden hatte, dass ich aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen und verurteilt zu sein schien, einsam und allein, nur umgeben vom unermesslichen Ozean. Ich war abgeschnitten von allem Verkehr und verdammte, in einem sozusagen stummen Dasein zu existieren, als hätte der Himmel mich nicht für würdig gehalten, zu den Lebenden gezählt zu werden. Auch sollte ich nicht unter seinen übrigen Geschöpfen leben, ich, dem der An-

blick eines Wesens von Meinesgleichen, als eine Auferweckung vom Tode zum Leben erschien und als der größte Segen, den der Himmel, neben der ewigen Erlösung selbst, mir hätte angedeihen lassen können. Ich erzitterte jetzt bei der bloßen Vorstellung, einen Menschen zu sehen. Ich wollte in die Erde versinken, bei der bloßen Vermutung, bei dem stummen Zeichen, dass ein Mensch die Insel betreten hatte.

So wandelbar ist das Menschenherz. Als ich mich von meinem ersten Schrecken einigermaßen erholt hatte, stellte ich mancherlei merkwürdige Betrachtungen an. Ich dachte, dass der allseits weise und gütige Gott diese Lebenslage für mich ausersehen hatte und da ich nicht voraussehen könne, welche Absichten die göttliche Weisheit mit allem verfolge, dass es mir nicht zustand, dieser Anordnung zu widersprechen. Hatte denn Gott nicht über mich, als über sein Geschöpf, das unbestreitbare Recht unbedingter Verfügung, wie es ihm gefiel und hatte ich ihn nicht erzürnt und dadurch seine Gerechtigkeit herausgefordert, eine Strafe, wie er sie für angemessen hielt, über mich zu verhängen? War es nicht meine Schuldigkeit, mich seiner Ungnade zu unterwerfen, weil ich gegen ihn gesündigt hatte? Dann überdachte ich ferner, dass Gott, der ja nicht allein gerecht, sondern auch allmächtig ist, ebenso gut, wie er mich auf diese Weise strafe und heimsuchte, mich ja auch befreien könnte. Wenn er das, täte, weil er mein Verhalten für nicht angemessen hielt, sei es nun aber meine unzweifelhafte Pflicht, mich ganz, ohne Bedingungen, in seinen Willen zu ergeben und wie es andererseits wieder meine Schuldigkeit war, auf ihn zu hoffen, zu ihm zu beten und demütig den täglichen Weisungen und Hinweisen seiner Vorsehung zu gehorchen. Diese Gedanken beschäftigten mich viele Stunden, Tage,

ja, ich möchte sagen, Wochen und Monate. Auch noch eine besondere Wirkung solcher Betrachtungen zu mir selbst, will ich bei dieser Gelegenheit mitteilen.

Als ich nämlich eines Morgens im Bett lag und durch meine Gedanken von der Gefahr, die die Erscheinung von Einheimischen für mich mit sich brächte, mich sehr aufgeregt beschäftigten, da fielen mir plötzlich wieder die Worte der heiligen Schrift ein:

»Rufe mich an in der Not und ich will dich erretten und du sollst mich preisen«.

Da konnte ich nicht nur, mit getröstetem Herzen, fröhlich mein Lager verlassen, sondern ich fand auch Kraft und Mut, Gott inbrünstig um Errettung zu bitten. Als ich mein Gebet beendet hatte, nahm ich meine Bibel zur Hand und die ersten Worte, auf die meine Augen fielen, als ich sie aufschlug, waren:

»Harre des Herrn, sei getrost und unverzagt und harre des Herrn«.

Diese Worte gewährten mir unbeschreiblichen Trost. Ich legte, mit dankbaren Gefühlen, das Buch weg und war wenigstens, für den Augenblick, nicht mehr traurig. Mitten in diesen Grübeleien, Ängsten und Betrachtungen fiel mir eines Tages ein, dass der Anlass meiner Furcht möglicherweise nichts weiter, als eine meiner Einbildungen sein könnte. Die Spuren rührten ja vielleicht von meinen eigenen Füßen, ich hatte sie vielleicht hervorgebracht, als ich aus meinem Boot an Land gestiegen war. Dieser Gedanke trug auch ein wenig dazu bei, mich aufzuheitern und ich fing an, mich selbst zu überreden, dass das Ganze nur eine Täuschung gewesen sei und kein anderer als

mein eigener Fuß die Insel betreten habe. Warum sollte ich nicht auf diesem Weg vom Boot hergekommen sein, da ich doch auf ihm zu demselben hingegangen war? Konnte ich doch keineswegs versichern, wohin ich getreten hatte und wohin nicht. Am Ende, wenn es sich herausstellte, dass es wirklich mein eigener Fußtritt gewesen war, hatte ich die Rolle jener Narren gespielt, die Gespenster und Geistergeschichten erfinden und sich dann selbst am meisten davor entsetzen.

Erst jetzt fing ich an, wieder Mut zu fassen und mich hinaus zu wagen. Denn seit drei Tagen und Nächten hatte ich meine Festung keinen Augenblick verlassen und schon vergrößerte sich der Mangel, da ich zu Hause wenig mehr, als einige Gerstenkuchen und Wasser hatte. Ich wusste auch, dass es nötig sein würde, meine Ziegen zu melken, welches Geschäft sonst gewöhnlich meine Abendunterhaltung war. Die armen Tiere empfanden die Vernachlässigung auch schon als schmerzlich und einigen war sie sogar so von Nachteil gewesen, dass ihre Milch fast versiegt war. So bewaffnete ich mich denn mit dem Glauben, diese Fußspuren rührten wirklich nur von einem meiner eigenen Füße her und ich sei, wie man zu sagen pflegt, vor meinem eigenen Schatten erschrocken. Bei meinem ersten Ausgang ging ich zunächst zu meinem Landsitz, um die Herde zu melken. Wer damals gesehen hätte, wie ängstlich ich vorwärts ging, wie oft ich mich umsah, wie ich beständig auf dem Sprung war, meinen Korb von mir zu werfen und davonzulaufen, der würde gedacht haben, ich sei von einem bösen Gewissen geplagt oder durch etwas Ungeheures erschreckt worden und das Letzte war ja auch wirklich der Fall.

Nachdem ich jedoch zwei oder drei Tage denselben Weg gegangen war, ohne irgendetwas Außergewöhnliches zu

sehen, wurde ich ein bisschen mutiger und die Überzeugung verstärkte sich, dass die Einbildung in der Tat die einzige Ursache meines Entsetzens gewesen musste. Völlig sicher konnte ich mich trotzdem nicht eher fühlen, bis ich aufs Neue an derselben Stelle der Küste gewesen war, den Fußtritt noch einmal angesehen und ihn mit meinem eigenen verglichen hatte. Dort angekommen aber, überzeugte ich mich erstens, dass ich unmöglich beim Anlegen meines Bootes, auch nur in die Nähe des Platzes gekommen sein konnte. Dann ergab sich, dass mein Fuß, als ich ihn mit der Spur verglich, bei Weitem nicht so groß war. Diese beiden Beobachtungen erfüllten mich aufs Neue mit den schrecklichsten Vorstellungen und machten mich wieder so ängstlich, dass ich zitterte, wie ein Fieberkranker. Ich trat den Rückweg in dem festen Glauben an, ein Mensch oder mehrere seien an diesem Ort gelandet oder die Insel sei bewohnt, und ich könnte unversehens überfallen werden. Wie ich mich davor schützen sollte, konnte ich noch nicht absehen. Was für lächerliche Vorsätze fasst man doch unter dem Eindruck der Furcht! Diese Empfindung raubt dem Menschen alle Verteidigungsmittel, die ihm die Vernunft zu seiner Rettung bieten würde. Das erste, was ich mir vornahm war, meine Zäune niederzureißen und all mein zahmes Vieh in die Wälder zu jagen, in der Besorgnis, der Feind könnte es finden und dann vielleicht, in der Hoffnung auf gleiche oder ähnliche Beute, öfter wiederkommen. Aus demselben Grund wollte ich meine beiden Kornfelder umgraben und nicht einen Halm darauf stehen zu lassen. Auch meine Hütte und mein Zelt wollte ich zerstören, damit man durchaus keine Spur von Menschen auf der Insel fände und niemand versucht würde, den Bewohnern selbst nachzuforschen.

Mit solchen Gedanken, beschäftigte ich mich während der ersten Nacht nach meiner Rückkehr, als mir die Befürchtungen, die mich so überwältigt hatten, noch frisch in der Seele waren und meinen Kopf mit wirren Bildern füllten. So ist die Furcht vor einer Gefahr oft tausendmal schrecklicher, als die gegenwärtige Gefahr selbst. Wir tragen viel schwerer an der Last der Angst, als an dem Übel, das uns ängstigt. Das Schlimmste aber bei der Sache war, dass ich, in dieser Not, nicht den Trost und die Hingebung festhielt, die mich sonst gestärkt hatten. Es ging mir wie Saulus, wenn er klagt, dass nicht nur die Philister über ihn gekommen sind, sondern auch, dass Gott ihn verlassen habe. Auch ich tat jetzt nicht, was ich hätte tun sollen, meine Stimmung zu beruhigen. Ich rief, in meiner Not nicht zu Gott und verließ mich nicht wie früher, hinsichtlich meiner Verteidigung und Rettung, auf seine Vorsehung. Hätte ich das getan, wäre ich wenigstens mit frischerem Mut dieser neuen Herausforderung entgegengetreten und hätte sie wahrscheinlich leichter überwunden. Die Verwirrung meiner Gedanken hielt mich die ganze Nacht wach. Erst gegen Morgen, durch die Aufregung meiner Gefühle müde und erschöpft geworden, fiel ich in einen festen Schlaf und erwachte dann in viel ruhigerer Stimmung, als in der ich vorher gewesen war. Ich begann jetzt, vernünftig nachzudenken. Nach langer Überlegung, kam ich zu dem Schluss: diese so wunderbare und fruchtbare Insel, die, wie ich gesehen hatte, nicht weit vom Festland liegt, könnte vielleicht doch nicht so verödet sein, wie ich bisher glaubte. Zwar beherbergte sie nicht unbedingt ständig Bewohner, aber manchmal würden wohl Boote von der gegenüberliegenden Küste herüberkommen, die entweder absichtlich oder auch nur durch widrige Windverhältnisse gezwungen waren, hier zu landen.

Freilich hatte ich bereits fünfzehn Jahre hier zugebracht und noch nie den leisesten Schatten einer menschlichen Gestalt gesehen. Daraus folgerte ich, dass, wenn jemals Leute hierher verschlagen worden sein sollten, sie sich wahrscheinlich immer sobald, wie möglich, wieder entfernt und nie daran gedacht hätten, sich hier niederzulassen. Demnach bestehe, so sagte ich mir weiter, die einzige, mir drohende Gefahr in der zufälligen Landung einzelner, verirrter Bewohner des Festlandes, die, aller Wahrscheinlichkeit nach, gegen ihren Willen hierher verschlagen worden waren. Sie versuchten dann, ohne Aufenthalt, weiterzukommen und blieben nur selten einmal die Nacht über, sondern nutzten die nächste Flut und das Tageslicht für ihren Rückweg, als Unterstützung. Also hätte ich weiter nichts zu tun, als für den Fall, dass ich die Landung solcher Einheimischer hier erleben sollte, für einen sicheren Schlupfwinkel zu sorgen.

Jetzt bereute ich bitter, die Höhle so groß gemacht zu haben, weil, wie ich erzählt hatte, dort, wo meine Befriedung an den Felsen stieß, noch eine Tür da war, die nach außen führte. Nach reiflicher Überlegung beschloss ich, einen zweiten Wall zu errichten, in derselben Halbkreisform wie der erste, und zwar da, wo ich vor zwölf Jahren die doppelte Reihe Bäume gepflanzt hatte.

Da diese ganz dicht zusammen standen, brauchte es nur noch einiger Pfähle dazwischen, um sie noch enger zu verbinden. So war mein neuer Wall bald fertig. Ich hatte nun eine doppelte Mauer und die äußere war überdies noch mit Holzscheiten, Schiffsketten und allen erdenklichen, brauchbaren Dingen gesichert. Ich hatte sieben kleine Löcher angebracht, ungefähr so groß, dass ich meinen Arm hindurchstecken konnte. An der inneren Seite verstärkte ich den Wall bis auf 25 cm Dicke, indem ich

Erde aus meinem Keller holte, sie am Fuß der Wand ausschüttete und mit den Füßen fest trat. Durch diese Löcher steckte ich dann die sieben, vom Schiff mitgebrachten Gewehre und legte sie, wie Kanonen, auf Lafetten, so dass ich alle sieben Geschütze, innerhalb von zwei Minuten, abfeuern konnte. Ich brauchte übrigens lange Monate, bis diese ganze Arbeit vollendet war, aber ich fühlte mich nicht eher sicher, bis ich sie fertig gestellt hatte. Hierauf bedeckte ich den Boden, außerhalb meiner Befestigung, nach allen Richtungen, mit Reisigteilen und Schösslingen des weidenartigen, schnell wachsenden Holzes, in einer solchen Ausdehnung, dass ich, glaub' ich, ca. zwanzigtausend Sprösslinge dafür verbrauchte. Unmittelbar um meine Festung herum, ließ ich jedoch einen ziemlich großen Raum frei, damit ich etwaige Feinde kommen sehen konnte und damit sie, hinter den jungen Bäumen, keinen Schutz fänden, wenn sie versuchen sollten, sich meiner Umfriedigung zu nähern.

Auf diese Weise war meine Wohnung, innerhalb von zwei Jahren, von einem dichten Gehölz und nach fünf bis sechs Jahren, von einem gewaltig dichten und starken Wald umgeben, der völlig undurchdringlich war. Niemand hätte dahinter jemals irgendetwas Besonderes, geschweige denn eine menschliche Wohnung vermutet. Ich hatte keinen Zugang in meiner Einfriedigung freigelassen, sondern gelangte in diese mit zwei Leitern. Von diesen reichte die eine, die ich gegen eine niedrige Stelle des Felsens gelehnt hatte, bis an einen Vorsprung, auf dem Platz genug war, um eine zweite Leiter darauf anzubringen. So konnte kein Mensch, wenn die beiden Leitern eingezogen waren, ohne die Gefahr einer Verletzung, über den Wall gelangen. Überdies hätte er dann auch erst noch die innere Umzäunung meiner Behausung

zu passieren gehabt. So hatte ich denn alle Vorkehrungen zu meiner Sicherheit, die menschliche Vorsicht ausdenken konnte, getroffen. Die weitere Entwicklung wird zeigen, dass sie nicht ganz unnütz gewesen waren, obgleich ich mich damals, durch die Vorspiegelungen meiner Angst, zu jenen Maßnahmen veranlasst sah.

Während der Beschäftigung mit diesen Arbeiten vernachlässigte ich meine anderen Angelegenheiten auch nicht ganz. Besonders lag mir meine kleine Ziegenherde sehr am Herzen. Die Tiere boten mir, auf alle Fälle, ein sehr schätzbares Hilfsmittel und lieferten mir schon jetzt ausreichenden Lebensunterhalt. Auch ersparten sie mir den Aufwand von Pulver und Blei, sowie die Anstrengung, die ich bei der Jagd auf die einheimischen Ziegen gehabt hatte. Ich wollte mir daher, um jeden Preis, diesen Vorteil erhalten, um nicht gezwungen zu sein, noch einmal die Einzäunung aufs Neue beginnen zu müssen. Nach langer Überlegung sah ich für diese Sicherung nur zwei Möglichkeiten. Die eine bestand darin, dass ich an einer passenden Stelle eine unterirdische Höhle grub, um die Ziegen des Nachts dort hineintreiben zu können, die zweite, dass ich einige Stückchen Land, weit auseinander und möglichst versteckt gelegen, mit Zäunen umgab und innerhalb jedes, etwa ein halbes Dutzend junger Ziegen hielt. Auf diese Weise konnte ich mir, wenn die Hauptherde von irgendeinem Unfall betroffen wurde, ohne viel Mühe und Zeitverlust, wieder eine andere heranziehen. Der letztere Plan erschien mir der zweckmäßigste, obwohl seine Ausführung viel Zeit und Mühe in Anspruch nehmen musste. Dementsprechend suchte ich sorgfältig nach den verborgensten Plätzen auf der Insel und machte auch glücklicherweise einen ausfindig, der so versteckt gelegen war, wie ich es nur wünschen konnte. Es war ein kleiner, feuchter Rasenfleck, mitten im dichtesten Wald, da,

wo ich mich einmal, wie früher bereits erzählt, auf dem Rückweg von der Ostseite der Insel verirrt hatte. Hier fand ich einen freien Platz, etwa drei Morgen groß und auf eine Weise von Bäumen umgeben, dass dieser fast schon einen natürlichen Wildzaun bildete. Wenigstens erforderte die Anlegung des künstlichen Zauns dort, bei Weitem, weniger Arbeit, als an den Stellen, wo ich früher die Umfriedigungen angelegt hatte.

Ich machte mich unverzüglich an die Arbeit und hatte schon, vor Ablauf eines Monats, einen Zaun fertig gebracht, in dem eine Herde oder ein Rudel meiner Ziegen, die übrigens jetzt lange nicht mehr so wild waren, wie am Anfang, ganz sicher untergebracht werden konnte. Dahin versetzte ich nun zehn junge Ziegen und zwei Böcke und fuhr dann fort, den Zaun zu vervollkommen, bis er ebenso fest war, wie die anderen. Doch nahm ich mir dabei die Zeit und es dauerte daher lange, bis die Arbeit beendet war. All diese Mühe wurde veranlasst durch die Furcht, die mir die Spur eines einzigen menschlichen Fußtrittes eingeflößt hatte. Zwar hatte ich bis jetzt noch kein Menschenkind, außer mir, auf der Insel gesehen, aber dennoch befand ich mich, seit zwei Jahren, in einer solchen Aufregung, dass sich mein Leben bei Weitem unbehaglicher, als früher gestaltet hatte. Das wird jed:r begreiflich finden, der jemals Furcht vor feindseligen Menschen erlebt hat.

Leider muss ich bekennen, dass die Unruhe meines Gemüts, auch nicht ohne Einfluss auf mein Leben im Glauben blieb. Denn die Angst und das Entsetzen bei dem Gedanken, Einheimischen und Menschenfressern in die Hände zu fallen, drückte meinen Geist so nieder, dass ich selten in der Stimmung war, mich an Gott zu wenden. Wenigstens tat ich es nicht mehr, mit der andächtigen

Sammlung und Ergebung der Seele, wie sonst. Ich betete nur bei großer Angst und Unruhe, wie in beständiger Gefahr und in der fortwährenden Erwartung, im Laufe der Nacht ermordet zu werden und den Morgen nicht zu erleben. Aus Erfahrung kann ich bezeugen, dass Friede, Dankbarkeit, Liebe und Freundlichkeit, viel mehr zum Gebet animieren, als Schrecken und Angst. In der Furcht vor drohendem Unheil ist der Mensch ebenso wenig zu der tröstlichen Ausübung der Gebetspflicht fähig, als er es auf dem Krankenbett zur Reue ist. Denn in einer solchen Verfassung ist der Geist ebenso gestört, wie dort der Körper und die geistige Störung bringt mit sich, dass eine gleiche Unfähigkeit auftritt, wie die körperliche. Ja sogar eine noch größere, denn das Gebet ist ja eine ausschließlich geistige Tätigkeit.

Nachdem ich, um hier meine Erzählung wieder aufzunehmen, in der erwähnten Weise einen Teil meines kleinen, lebendigen Inventars in Sicherheit gebracht hatte, durchwanderte ich die ganze Insel, auf der Suche nach einem zweiten verborgenen Platz, um noch ein anderes Depot gleicher Art anzulegen. Diesmal geriet ich weiter an die Westspitze der Insel, als je vorher und da geschah es, dass ich, als ich einmal auf das Meer hinaus schaute, in weiter Entfernung ein Boot wahrzunehmen glaubte.

In den Matrosenkoffern, die ich aus dem Schiff gerettet hatte, hatte ich auch zwei Ferngläser gefunden, von denen ich jedoch damals gerade keines bei mir trug. Das vermeintliche Fahrzeug war so entfernt, dass ich es nicht genau erkennen konnte, obgleich ich danach schaute, bis mir die Augen versagten. Als ich, vom Hügel hinuntergestiegen war und das Boot nicht mehr sah, beschloss ich, nicht mehr an die Sache zu denken, nahm mir aber

vor, nie mehr, ohne ein Fernrohr in der Tasche, auszugehen. Nachdem ich unterhalb des Hügels, an das Ende der Insel gelangt war, wo ich früher noch nie gewesen war, überzeugte ich mich, dass der Anblick einer menschlichen Fußspur nicht etwas so Außerordentliches war, wie ich mir bisher eingebildet hatte, wäre ich nicht, durch eine besondere Fügung, gerade auf dieser Seite der Insel gewesen, wo die Einheimischen nie hinkamen. Ich hätte längst wissen können, dass die Kanus vom Festland, wenn sie sich etwas zu weit in die See hinaus gewagt hatten, sehr häufig meine entgegengesetzten Seite der Insel als Hafen benutzten. Nach ihren Seegefechten in Kanus brachten nämlich die Sieger ihre Gefangenen an diese Küste und töteten und verspeisten sie dort, nach ihrer schrecklichen Sitte (denn sie waren alle Kannibalen). Doch hiervon wird später ausführlicher die Rede sein.

Kannibalen.

Von dem Hügel herab, ans Ufer gelangt, das, wie gesagt die Südwestspitze der Insel bildete, blieb ich plötzlich starr vor Schrecken und Entsetzen stehen. Mit unbeschreiblichem Grauen fand ich dort den Boden mit Schädeln, Händen, Füßen und anderen Gliedmaßen menschlicher Körper übersät. Am meisten entsetzte mich eine Stelle, wo offenbar ein Feuer angefacht worden war, um das sich ein kreisförmiger Graben zog. Hier hatten sich, augenscheinlich, jene einheimischen Scheusale zu ihrem unmenschlichen Mahl, das aus den Leichnamen ihrer Mitmenschen bestand, niedergelassen. Ich war so durch diesen Anblick verstört, dass ich eine ganze Weile gar nicht an eine Gefahr für mich selbst dachte. Meine Befürchtungen gingen unter, in dem Gedanken an diese unmenschliche, teuflische Brutalität und im Abscheu vor solcher Entwürdigung der menschlichen Natur. Zwar hatte ich von dergleichen Scheußlichkeiten oft gehört, aber noch nie hatte ich so unmittelbare Beweise für sie gehabt. Ich wandte mich von dem grausigen Schauspiel ab, mir wurde ganz übel und ich war einer Ohnmacht nahe. Meine Natur half sich jedoch selbst. Nachdem ich mich heftig übergeben hatte, fühlte ich mich etwas wohler, konnte es aber keinen Augenblick länger an diesem Ort aushalten. Ich kletterte so schnell, wie möglich, wieder den Hügel hinauf und eilte zu meiner Wohnung. Nachdem ich eine Strecke des Weges hinter mir hatte, stand ich einen Augenblick still, um mich zu sammeln. Ein wenig zu mir gekommen, blickte ich inbrünstig gen Himmel und dankte Gott, unter einem Strom von Tränen, dafür, dass er mich in einem Weltteil geboren lassen hatte, wo solche schreckliche Geschöpfe wie die, deren Spuren mir soeben vor Augen getreten waren, nicht existierten. Vor allem dankte

ich meinem Schöpfer auch dafür, dass er mir in der elenden Lage, in der ich mich befand, doch wenigstens die Erkenntnis seines Wesens und die Hoffnung seiner Gnade gewährt hatte. Dieses Geschenk wog ja alles Elend, das ich schon erduldet hatte und noch erdulden konnte, reichlich auf.

In solch dankbarer Gemütsstimmung, ging ich nach Hause und wurde nun viel ruhiger, wegen meiner dortigen Sicherheit, wie ich lange nicht schon gewesen war. Ich hatte die Überzeugung gewonnen, dass solche Elenden niemals die Insel in der Absicht beträten, dort Beute zu machen. Entweder suchten sie gar nichts oder sie vermuteten hier nichts. Denn gewiss waren sie oft in dem bewachsenen, waldigen Teil der Insel gewesen, ohne etwas für sie Brauchbares anzutreffen.

Achtzehn Jahre hatte ich nun beinahe hier verbracht, ohne in der ganzen Zeit auch nur eine einzige Spur von menschlichen Wesen wahrzunehmen und ebenso gut, konnte ich daher noch einmal achtzehn Jahre unbemerkt, wie bisher hier zubringen, wenn ich mich nicht selbst verirret. Davor würde ich mich jedoch hüten. Ich brauchte mich nämlich zu Hause nur ganz still zu verhalten, bis sich eine bessere Art Menschen, als jene Kannibalen zeigen würde, mit denen ich in Verbindung treten könnte. Mein Abscheu vor den scheußlichen Einheimischen und ihren unmenschlichen Sitten, war so groß, dass ich fast zwei Jahre, nach dem erzählten Vorfall, nicht mein am nächsten befindliches Areal verließ. Hierunter verstehe ich meine drei Ansiedelungen: die Burg, den Landsitz (meine sogenannte Villa) und die Anlagen im Wald. Diese letzteren suchte ich inzwischen nur auf, wenn ich nach meinen Ziegen sehen wollte. Da mein Entsetzen vor den höllischen Gesellen so stark war, dass ich ihren Anblick,

wie den des Teufels fürchtete, ging ich auch, die ganze Zeit über, nicht ein einziges Mal zu meinem Boot. Deswegen dachte ich daran, mir ein neues zu machen, denn ich konnte es nicht über mich bringen, jemals wieder einen Versuch zu wagen, das vorhandene um die Insel herum zu führen und mich so, einer möglichen Begegnung zur See, mit jenen Kreaturen auszusetzen. Wusste ich doch zu gut, was mein Los sein würde, wenn ich ihnen in die Hände fiel.

Mit der Zeit aber wuchs auch meine Zuversicht, dass mir keine Gefahr drohte, von diesen Unmenschen entdeckt zu werden. Nach und nach schwand meine Furcht vor ihnen und ich fing an, wieder in derselben Weise, wie früher zu leben. Nur mit dem Unterschied, dass ich jetzt vorsichtiger war und meine Augen besser offen hielt, als sonst, damit ich ihnen nicht einmal unversehens in die Quere kam. Besonders nahm ich mich mit dem Schießen in Acht, um mich nicht durch den Knall zu verraten. Es kam mir jetzt besonders zustatten, dass ich mich mit zahmen Ziegen versehen hatte und nicht mehr in den Wäldern herumzujagen und zu schießen brauchte. Ich holte mir, von nun an, Wild nur noch mit Fallen und Schlingen und in einem Zeitraum von zwei Jahren, feuerte ich, glaube ich, meine Flinte nicht ein einziges Mal ab. Ich ging aber nie ohne sie aus und führte überdies, immer wenigstens zwei von den drei, aus dem Schiff mitgebrachten Pistolen in meinem Gürtel aus Ziegenleder. Auch eins von den großen Messern, die ich aus dem Schiff gerettet hatte, hing ich, nachdem ich es geputzt und geschliffen hatte, an einem besonderen Riemen stets um, so dass ich bei meinen Ausgängen ganz gefährlich anzuschauen war.

Eine Zeitlang nahmen die Dinge ihren ruhigen Fortgang und ich kehrte daher, die Vorsichtsmaßregeln davon abgezogen, wieder zu meiner früheren, geregelten Lebensweise zurück. Alles kam zusammen, um mir mehr und mehr zu beweisen, wie gut ich es immer noch, im Vergleich mit anderen hatte und wie gut meine Lage, im Vergleich zu schlimmeren Verhältnissen, war, in die Gott mich ja ebenso gut hätte versetzen können.

Die Menschen würden sich überhaupt weit weniger über ihr Geschick beklagen, wenn sie es nur stets mit noch ungünstigerem Schicksal vergleichen würden, anstatt sich immer mit denen, die es besser haben, zu messen und dann zu murren und zu jammern. Da ich in meiner jetzigen Lage wirklich wenig vermisste, glaubte ich, dass die Furcht, die mir die Einheimischen eingejagt hatten und die Sorge, die ich auf meine Selbsterhaltung verwendete, meine Erfindungskraft in Bezug auf meine Bequemlichkeit vermindert hatte. Wenigstens einen schönen Plan, mit dem ich mich früher sehr viel beschäftigte, hatte ich jetzt ganz fallen lassen. Ich hatte nämlich an den Versuch gedacht, aus einem Teil meiner Gerste, Malz zuzubereiten und mir daraus Bier zu brauen. Allerdings war das ein närrischer Einfall und ich zog mich darüber oft selbst auf, denn ich konnte ja nicht übersehen, dass zum Bierbrauen noch manche Dinge gehörten, die ich unmöglich herbeischaffen konnte. Fürs Erste nämlich Fässer, um das Gebräu aufzubewahren. Dieser schwierigen Aufgabe, mir solche zu bauen, opferte ich Tage, Wochen und Monate, ohne jeden Erfolg. Auch fehlte mir der Hopfen, um das Bier vor dem Verderben zu bewahren, Hefe, um die Gärung hervorzubringen und ein kupferner Kessel, um es darin zu kochen. Und dennoch würde ich, wären nicht die vielen Ängste und Schrecken über

die Einheimischen dazwischen gekommen, die Ausführung meines Planes unternommen und vielleicht auch bewerkstelligt haben. Denn selten gab ich etwas, als unausführbar auf, wenn ich es einmal so weit ausgedacht hatte, dass ich überhaupt bis zum Anfang kam.

Damals jedoch, hatte mein Erfindungsgeist eine ganz andere Richtung genommen. Tag und Nacht dachte ich über nichts anderes nach, wie ich diese menschlichen Ungeheuer bei ihren blutigen Belustigungen überfallen und vielleicht die dem Verderben geweihten Schlachtopfer retten könnte. Es würde den Umfang, den ich für meine Erzählungen bestimmt hatte, überschreiten, wollte ich die List beschreiben, die ich mir ausdachte und in Gedanken ausbrütete, um diese Geschöpfe zu vernichten oder sie wenigstens so in Furcht zu versetzen, dass sie nie wieder hierher kämen. Meine ganze Absicht musste jedoch erfolglos bleiben, wenn ich sie nicht selbst ausführte. Was aber, konnte ein einzelner Mann gegen vielleicht zwanzig oder dreißig, mit Lanzen oder Bogen und Pfeilen (mit denen sie so sicher zielten, wie ich mit meiner Flinte) Bewaffnete ausrichten? Zuweilen dachte ich daran, eine Mine unter der Stelle, wo die Kannibalen ihr Feuer zu machen pflegten, anzulegen und mit einigen Pfunden Pulver zu füllen, das beim Anzünden des Feuers explodieren und alles rings umher in die Luft sprengen würde. Aber einesteils, wollte ich doch nicht gern so viel Pulver dafür verwenden, da mein Vorrat bereits sehr zusammengeschmolzen war und andererseits konnte ich ja auch nicht berechnen, ob die Explosion gerade zu einer solchen Zeit stattfinden würde, in der die Einheimischen dadurch in Gefahr gebracht werden müssten.

Im besten Falle hätte es auch weiter nichts bewirken können, als dass ihnen das Feuer um die Ohren zischte und

sie erschreckt hätte, ohne sie dadurch aber auf die Dauer zu vertreiben. Ich gab, mit Rücksicht hierauf, diesen Plan auf und beschloss, mich anstatt dessen nun mit meinen drei doppelt geladenen Gewehren an geeigneter Stelle in einen Hinterhalt zu legen und wenn die Einheimischen mitten in ihrer blutigen Tätigkeit wären, auf sie zu feuern. Dabei glaubte ich sicher, mit jedem Schuss wenigstens zwei bis drei von ihnen zu töten oder zu verwunden. Wenn ich dann mit meinen drei Pistolen und meinem Schwert über sie herfiel, könnte ich sie, davon war ich überzeugt, alle, und wären es zwanzig, töten. Diese Gedanken beschäftigten mich mehre Wochen lang. Ich war so voll davon, dass ich oft von meinen Plänen träumte. Manchmal war es mir im Schlaf, als ob ich gerade eben auf die Feinde Feuer schösse. Ich verwendete mehrere Tage darauf, geeignete Plätze für einen solchen Hinterhalt ausfindig zu machen und besuchte sogar häufig die Stelle, wo ich die Reste der kannibalischen Mahlzeit gefunden hatte.

Seit ich mich mit solchen Rachegeanken trug und einen ganzen Haufen von Menschen dem Untergang geweiht hatte, schwand meine Abscheu vor diesem Ort und vor den Spuren derer, die so barbarisch waren, dass sie sich untereinander auffraßen. Dann machte ich auch einen Ort ausfindig, von dem aus, ich in völliger Sicherheit ihre Boote ankommen sähe und noch ehe sie landeten, unbemerkt in ein Dickicht entfliehen konnte. Dort kannte ich einen hohlen Baum, der groß genug war, um mich vollständig zu verbergen und von dem aus, ich alle ihre blutigen Handlungen beobachten und in aller Ruhe auf ihre Köpfe zielen konnte. Wenn sie nahe genug beisammen waren, musste es mir fast unmöglich sein, mein Ziel zu verfehlen und nicht wenigstens drei bis vier, mit dem ersten Schuss, zu verwunden. Diesen Platz beschloss ich

nun, zum Ausgangspunkt meiner Unternehmungen zu machen. Ich setzte zwei Musketen und meine gewöhnliche Vogelflinte instand, lud die ersteren beiden mit einem Paar großen und mit vier bis fünf kleineren Kugeln, von der Größe einer Pistolenkugel und die Vogelflinte mit einer Handvoll Schrot von der größten Sorte, tat auch in jede meiner Pistolen ungefähr vier Kugeln hinein und mit dieser Ausrüstung, gut versorgt mit Munition für einen zweiten und dritten Schuss, bereitete ich mich auf meine Expedition vor. Nachdem ich so meinen Plan gut durchdacht, und in meiner Fantasie, gewissermaßen bereits ausgeführt hatte, ging ich jeden Tage auf den Gipfel des Hügels, der ungefähr drei Meilen von meiner Festung entfernt war, um zu sehen, ob ich nicht ein Boot auf dem Meer erspähen könnte, das sich der Insel näherte. Nach einigen Monaten jedoch, wurde ich dieser Anstrengung überdrüssig, da in dieser ganzen Zeit, mein Wachehalten, ohne irgendein Resultat geblieben war. Es hatte sich auch nicht das Geringste, so weit meine Augen und Ferngläser reichten, blicken lassen, weder an der Küste, noch in ihrer Nähe, noch auch auf dem offenen Meer.

So lange ich täglich den Weg zum Hügel machte, hielt auch mein Eifer für mein Vorhaben an. Ich befand mich, während der ganzen Zeit, in einer durchaus geeigneten Stimmung zu einer so unverantwortlichen Schlächtereier, wie es das Erschießen eines Haufens nackter Einheimischer gewesen sein würde. Die Natur ihrer Handlung hatte ich ganz und gar nicht weiter in meinen Gedanken überlegt, war vielmehr einzig meiner aufgeregten Leidenschaft und dem Abscheu gefolgt, den ich bei der Erinnerung an die unnatürlichen Sitten dieser Menschen empfand. Und doch, hatte ja die Vorsehung selbst sie, in weiser Anordnung, ihren abscheulichen und verderblichen Begierden überlassen. Vielleicht waren sie schon

seit Menschenaltern solchen grausamen und entsetzlichen Gebräuchen ergeben, wie sie nur völlig gottlose Naturen ersinnen können. Aber jetzt, wo ich, wie gesagt, meiner fruchtlosen Wege müde war, die ich, so lange und weit, jeden Morgen gemacht hatte, änderte sich auch meine Ansicht von der Sache selbst. Ich fing an, mit ruhigerem und kühlerem Blut darüber nachzudenken. Welches Recht und welche Berufung hatte ich denn, mich zum Richter und Henker dieser Menschen aufzuwerfen, welche der Himmel so lange Zeit hindurch ungestraft gelassen und sie gleichsam zu Vollziehern seiner Strafgerichte untereinander gemacht hatte? Was hatten mir diese Leute getan? Was berechtigte mich, mich in ihre Streitigkeiten einzumischen und die Metzeleien zu rächen, die sie aneinander verübten? So fragte ich mich oft. Das aber war sicher: die Einheimischen sahen die Sache nicht als ein Verbrechen an. Sie handelten nicht gegen ihr besseres Wissen und Gewissen. Sie selbst hatten keine Ahnung davon, dass sie dadurch ein Unrecht begingen und gegen Gottes Gebote sündigten. Für sie war es ebenso wenig eine Sünde, einen Kriegsgefangenen zu töten, wie für uns, einen Ochsen zu schlachten und Menschenfleisch schien ihnen ebenso eine naturgemäße Speise, wie uns Hammelfleisch.

Nach einigem Nachdenken kam ich zu dem Schluss, dass ich Unrecht gehabt habe, diese Leute als Mörder in unserem Sinne anzusehen. Sie waren es ebenso wenig, wie die Christen, welche die in der Schlacht gemachten Gefangenen zum Tode verurteilen oder Scharen von Kriegeren, ohne Gnade niedermetzeln, auch wenn sie ihre Waffen von sich geworfen und sich ergeben hatten. Ferner sagte ich mir: <Wenn auch der Brauch, den diese Kannibalen untereinander üben, noch so roh und unmenschlich war, so gehe das mich doch gar nichts an, da

sie mir ja nichts getan hätten. Hätten sie mich überfallen und wäre es zu meiner Selbstverteidigung nötig, sie zu überfallen, so ließe sich das rechtfertigen. Aber da ich jetzt nicht in ihrer Gewalt war und sie nicht einmal von meiner Existenz wussten, folglich auch keinen Anschlag gegen mich machten, könnte ich auch nicht zu einem Überfall berechtigt sein. Ich würde mich dadurch auf eine Stufe mit den Spaniern gestellt haben, die in ihrer Grausamkeit, in Amerika Millionen von Einheimischen hinmordeten, die zwar Götzendiener und Barbaren und in ihren Sitten zum Teil blutig und roh waren (wie sie denn z. B. ihren Götzen Menschenopfer brachten), die aber, den Spaniern gegenüber, doch als ganz unschuldige Leute erschienen. Über ihre Ausrottung wird jetzt nur mit größtem Abscheu und heftiger Entrüstung, von den Spaniern selbst und von allen andern christlichen Nationen Europas, geurteilt, wie von einer Schlächterei, einer blutigen und unnatürlichen Grausamkeit, die unverantwortlich vor Gott und den Menschen ist. Hat doch seitdem der bloße Name dieses Volkes, bei allen Leuten von christlichem Mitgefühl, einen schrecklichen Klang und betrachtet man doch das Königreich Spanien, als dadurch besonders negativ ausgezeichnet, dass es von einer Menschenart bewohnt wird, die kein Mitleidsgefühl aufbringt, das im Allgemeinen für das üblichste Zeichen einer edlen Gesinnung gilt.

Diese Erwägungen brachten mich zum Stopp meiner Maßnahmen. Nach und nach sah ich das Unrechtmäßige meiner Absichten gegen die Einheimischen ein und erkannte, dass ich mich nur dann mit ihnen befassen dürfe, wenn sie mich zuerst angriffen und dass die Vorbeugung eines solchen Angriffs, jetzt meine einzige Aufgabe war.

Zugleich machte ich mir klar, wie ich durch mein früheres Vorhaben, statt mich zu befreien, nur mein eigenes Verderben herbeigeführt haben würde. Denn falls es mir nicht gelang, sämtliche Einheimische, sowohl die, die das nächste Mal, als auch die, die später auf die Insel kommen würden, zu töten und wenn nur ein einziger entrann und seinen Landsleuten berichtete, was geschehen war, so war es sicher, dass diese zu Tausenden kommen und den Tod ihrer Gefährten rächen würden. Mit Rücksicht auf dies alles, beschloss ich, da es weder vernünftig, noch klug sei, mich in die Angelegenheiten der Einheimischen einzumischen, nichts anderes zu tun war, als mich in jeder Weise vor diesen versteckt zu halten und ihnen nicht den mindesten Anlass zur Vermutung zu geben, dass irgendein Wesen in Menschengestalt, auf der Insel hauste.

Auch meine religiöse Weltanschauung, unterstützte diesen Vorsatz der Klugheit und so war ich auf die höchste Weise davon überzeugt, dass ich nur pflichtmäßig handelte, wenn ich meine blutigen Pläne gegen die unschuldigen Menschen fallen ließe. Unschuldig nämlich in Bezug auf mich. Ihre Verbrechen richteten sie ja nur gegeneinander. Es waren Sünden anderer Völker, deren Bestrafung ich der Gerechtigkeit Gottes zu überlassen hatte, der die Vergehen der Völker richtet und am besten weiß, wie sie durch Strafen zu rächen und zu sühnen sind. Dies war mir jetzt so klar, dass ich mit größter Genugtuung darüber erfüllt wurde, nichts von dem ausgeführt zu haben, was ich nun, aus vielen Gründen, als einen geplanten, versuchten Mord ansah. Ich dankte Gott auf den Knien dafür, dass er mich vor Blutschuld bewahrt hatte. Ich flehte ihn inbrünstig an, mich nicht in die Hände der Einheimischen fallen und mich, nur dann, selbst Hand an sie legen zu lassen, wenn ich durch die Notwendigkeit der Selbstverteidigung, einen entschiedenen Auf-

trag dazu haben würde. In dieser Stimmung verblieb ich fast ein volles Jahr. Ich war jetzt so weit entfernt davon, die Gelegenheit zu einem Überfall der unglücklichen Menschen herbeizuwünschen, dass ich während dieses ganzen Zeitraums, nicht ein einziges Mal den Hügel erstieg. Ich wollte sie gar nicht sehen müssen und überhaupt nicht wissen, ob sie auf der Insel waren, damit sich meine Pläne gegen sie nicht erneuerten und ich nicht durch irgendeinen, sich anbietenden Vorteil, zu einem Angriff gegen sie herausgefordert würde.

Das einzige, was ich tat, war, dass ich das Boot von der anderen Inselfeite wegholte und zum östlichen Teil brachte. Dort verbarg ich es in einer kleinen Bucht, unter hohen Felsen, wohin, wie ich wusste, die Einheimischen, wegen der Strömung, mit ihren Kanus nicht kommen konnten. In meinem Boot führte ich alles Dazugehörnde mit, Mast und Segel und das ankerartige Ding, das ich mir, so gut es funktioniert hatte, angefertigt hatte. Ich nahm dies alles mit, um nicht das geringste Zeichen des Bewohntseins der Insel zurückzulassen. Außerdem verhielt ich mich, wie erwähnt, zurückgezogener, als je zuvor und verließ meine Behausung selten, außer um meine Ziegen zu melken und meine kleine Herde in den Wald zu treiben. Hier war ich, da er auf der entgegengesetzten Seite der Landungsstelle der Einheimischen lag, keiner Gefahr ausgesetzt. Soviel nämlich schien gewiss, dass diese bei ihren Besuchen der Insel, nicht die Absicht hegten, auf ihr etwas zu suchen und dass sie sich daher nicht weit von der Küste entfernten. Sie waren, wie ich nicht bezweifelte, seitdem mich die Furcht behutsamer gemacht hatte, wiederholt auf der Insel gewesen. Mit Entsetzen dachte ich daran, in welcher Lage ich mich befunden haben würde, wäre ich bei einer solchen Gelegenheit auf die Kannibalen gestoßen und von ihnen zu einer Zeit entdeckt wor-

den, in der ich meist nur mit einer, nur mit leichtem Schrot geladenen Flinte, bewaffnet, überall nach Beute herumstreifte. Wie groß wäre mein Schrecken gewesen, wenn ich, statt jener Fußspur, plötzlich einen ganzen Haufen von Einheimischen gesehen hätte und von ihnen verfolgt worden wäre, wobei ihre Schnelligkeit ein Entrinnen gewiss unmöglich gemacht hätte. Der Gedanke hieran, ließ mir zuweilen das Herz beben und entmutigte mich dermaßen, dass ich nur mit Mühe wieder Fassung zurückgewann. Ich sagte mir, dass ich, wäre jener Fall eingetreten, völlig widerstandsunfähig und sicherlich nicht imstande gewesen, das zu tun, was ich jetzt, nach so langer Erwägung und Vorbereitung, tun könnte. Das ernsthafte Nachdenken über die Sache machte mich geradezu und manchmal für geraume Zeit melancholisch. Schließlich aber lösten sich auch diese Erwägungen, stets in Dank gegen die Vorsehung auf, die mich vor so vielen ungeahnten Gefahren gerettet und mich vor einem Unheil bewahrt hatte, das ich selbst von mir abzuwenden bereits schon deshalb nicht in der Lage gewesen war, weil ich das Übel weder geahnt, noch für möglich gehalten hatte.

Hierdurch, wurde in mir wieder eine Überlegung erweckt, die ich schon früher oft angestellt hatte, seitdem ich angefangen hatte, die gnadenreichen Fügungen des Himmels in den Gefahren dieses Lebens zu erkennen. Wie wunderbar werden wir doch vielmals, ohne dass wir es wissen, vor Unheil bewahrt. Wenn wir unentschlossen sind, wenn wir zweifeln und zögern, ob wir diesen oder jenen Weg einzuschlagen haben, dann leitet uns oft ein heimlicher Wink auf den einen Weg, während wir den anderen wählen wollten.

Ja, wenn uns unsere Neigung oder ein Geschäftsanlass

auffordern, uns dorthin zu begeben, zwingt uns doch nicht selten eine eigentümliche Empfindung, deren Ursprung wir nicht kennen, mit unwiderstehlicher Macht, zurück auf die andere Bahn und später erst wird es klar, dass wir in unser Verderben gerannt wären, wären wir den selbstgewählten Weg gegangen. Auf diese und manch ähnliche Betrachtung, baute ich später den Grundsatz, überall, wo ich solche geheimen Winks und Hinweise empfand, dies oder jenes zu tun oder zu lassen, diesen oder jenen Weg einzuschlagen, der inneren Stimme zu folgen, wenn ich auch keinen anderen Grund dafür hatte, als eben nur diese geheime Empfindung. Ich könnte viele Beispiele aus meinem Leben anführen, in denen sich dieses Verfahren bewährte, und zwar besonders aus der späteren Zeit meines Aufenthalts auf der unglücklichen Insel. Denn bei vielen früheren Gelegenheiten, hatte ich nicht darauf geachtet, weil ich damals noch die Dinge mit anderen Augen sah, als später. Aber es ist nie zu spät, um klug zu werden und ich kann nur jeder und jedem raten, mag er/sie auch nicht so wunderbare Schicksale erleben wie ich, solche heimlichen Winks der Vorsehung nicht zu missachten, wie unerklärlich sie auch immer sein mögen. Über ihren Ursprung will ich nicht streiten, auch kann ich dazu keine Rechenschaft abgeben, aber gewiss sind sie doch ein Beweis des Verkehrs der Geister und eines geheimen Zusammenhanges zwischen ihnen.

Zwischen denen, die noch im Körper wohnen und den Körperlosen und dafür gibt es einen ganz unumstößlichen Beleg, wozu ich die Möglichkeit habe, einige sehr merkwürdige Beweise anzuführen. Ich muss dazu vom weiteren Verlauf meines einsamen Aufenthalts, an diesem trübseligen Ort, Bericht erstatten:

Die Leser:innen werden sich kaum darüber wundern, dass die Sorgen, die fortwährende Gefahr, in der ich schwebte und die Angst, die auf mir lastete, allen meinen Erfindungen und allen Plänen, die ich in Bezug auf meine künftige Annehmlichkeit und Bequemlichkeit erdacht hatte, ein Ende machten. Der Gedanke an meine Sicherheit beschäftigte mich jetzt mehr, als die Sorge um meinen Unterhalt. Ich wagte nicht auch nur einen Nagel einzuschlagen oder ein Stück Holz zu spalten, aus Furcht, der Lärm, den es verursachte, könnte gehört werden. Noch viel weniger hätte ich mich getraut, eine Flinte abzufeuern. Mehr als alles andere aber, scheute ich, Feuer anzuzünden, aus Besorgnis, der Rauch, der bei Tag in weiter Ferne sichtbar war, könne mich verraten. Aus diesem Grund verlegte ich alle diejenigen Geschäfte, die Feuer erforderten, z. B. das Brennen der Töpfe und Pfeifen usw., in meine neue Wohnung im Wald, wo ich, nach einigem Suchen, zu meiner großen Beruhigung, eine natürliche Höhle in der Erde entdeckte, die ziemlich tief war und in die sich sicherlich kein Einheimischer hinein gewagt haben würde.

Auf die Öffnung dieser Höhle stieß ich am Fuße eines großen Felsens, als ich (ich würde sagen zufällig, wenn ich nicht hinlängliche Ursache hätte, all solche Dinge jetzt der Vorsehung zuzuschreiben) einige dicke Äste von den Bäumen hieb, um sie zu Kohlen zu verbrennen. Dies geschah in folgender Absicht: Ich fürchtete mich, wie gesagt, Rauch in der Nähe meiner Ansiedlung anzufachen und doch konnte ich nicht umhin, Brot zu backen, Fleisch zu kochen und dergleichen mehr. Darum verbrannte ich hier unter dem Rasen, wie ich es in England gesehen hatte, einiges Holz zu Kohlen und trug diese, nachdem ich das Feuer gelöscht hatte, nach Hause, um alle die anderen Dienste, zu denen ich Feuer brauchte, dort ohne Gefahr

des Rauches verrichten zu können. Als ich nun, eines Tages, wieder mit Holzhauen beschäftigt war, bemerkte ich, hinter einem dichten Strauch, eine Vertiefung. Ich wollte sehen, was darin war und als ich mühsam in die Öffnung gelangt war, fand ich eine ziemlich große Höhle, hoch genug, dass ich und allenfalls neben mir, noch ein Mann aufrecht darin stehen konnte. Jedoch kam ich schneller aus ihr heraus, als ich hineingekommen war. Ich sah nämlich plötzlich, als ich tiefer in den dunkeln Raum hineinblickte, zwei hell glänzende Augen, über die ich im Zweifel war, ob sie einem Menschen oder dem Teufel selbst gehörten. Sie blitzten wie zwei Sterne, indem sie den Lichtschimmer, der durch die Mündung der Höhle fiel, direkt zurückwarfen. Nach einer kleinen Weile, erholte ich mich, schalt mich einen Narren und hielt mir vor, dass man sich vor dem Anblick des Teufels nicht fürchten dürfe, wenn man einsam, zwanzig Jahre hindurch, auf einer öden Insel zugebracht hat und dass ich mir nicht einzubilden brauche, es sei in der Höhle etwas Fürchterlicheres, als meine eigene Person. Hieraufhin nahm ich all meinen Mut zusammen, ergriff ein brennendes Stück Holz und stürzte mich nochmals in die Vertiefung. Kaum aber hatte ich drei Schritte vorwärts getan, als ich auch schon von Neuem, fast ebenso sehr wie vorhin, erschreckt wurde, ich hörte nämlich einen lauten Seufzer, wie von einem schmerzgequälten Menschen. Diesem Laute folgte ein unzusammenhängendes Geräusch, das wie halb ausgesprochene Worte klang und dann abermals ein tiefer Seufzer. Ich trat zurück und war dermaßen entsetzt, dass mich ein kalter Schweiß überlief. Hätte ich einen Hut auf dem Kopf gehabt, so will ich nicht dafür stehen, dass ihn nicht mein zu Berge stehendes Haar abgeworfen hätte. Aber dennoch sammelte ich, noch einmal, meinen ganzen Mut und tröstete mich mit der Überzeugung, dass

Gottes Macht überall gegenwärtig sei und mich beschützen würde. Mit diesem Gedanken, ging ich abermals vorwärts und erblickte jetzt, beim Schein der Fackel, die ich hoch über meinem Kopf hielt, einen ungeheuren, gräulichen alten Bock auf dem Boden der Höhle liegen. Er war, wie man zu sagen pflegt, just dabei, sein Testament zu machen und schnappte nach Luft, als ob er vor bloßer Altersschwäche stürbe. Ich stieß ihn ein wenig an, um zu sehen, ob ich ihn herausziehen könnte und er versuchte auch aufzustehen, hatte aber nicht mehr Kraft genug dazu. Meinetwegen, dachte ich, <bleib' liegen, wo du bist.> Denn ich sagte mir, wie er mich erschreckt hatte, könnte er auch einen Einheimischen erschrecken, wenn je einer von ihnen so kühn sein sollte, hier hineinzukommen, so lange noch Leben in ihm wäre.

Nachdem ich meinen Schreck überwunden hatte, fing ich an, mich umzuschauen. Jetzt sah ich, dass die Höhle, die mir vorher so groß erschienen war, nur sehr klein war. Sie mochte ungefähr 3 ½ Meter in der Tiefe messen und war von unregelmäßiger Form, weder rund, noch viereckig. Man sah, dass sie alleine die Natur zum Baumeister gehabt hatte. Dagegen bemerkte ich, dass sich die Höhle noch weiter nach innen erstreckte, jedoch in so niedriger Höhe, dass ich auf allen Vieren hineinkriechen müsste. Da ich nicht wusste, wohin ich gelangen würde und da ich auch kein Licht bei mir hatte, beschloss ich, am nächsten Tag mit Lichtern und einem Feuerzeug, das ich mir aus dem Schloss eines Gewehres gemacht hatte, sowie mit einer Pfanne voll glühender Kohlen, wiederzukommen. Tatsächlich kehrte ich am folgenden Tag, ausgerüstet mit sechs langen Talglichtern aus meiner eigenen Fabrik, (ich machte nämlich sehr schöne aus Ziegenfett), zurück und kroch auf allen Vieren in diesem niedrigen Loch etwa zehn Schritte weit, das mir als eine

kühne Tat erschien, da ich nicht wusste, wie weit und wohin ich gelangen würde.

Als ich durch den engen Weg hindurch war, fand ich eine ungefähr sechs Meter hohe Wölbung und hier bot sich mir ein so herrlicher Anblick, wie ich ihn nie zuvor auf der Insel gehabt hatte. Die Seitenwände und die Decke dieser Höhle strahlten das Licht meiner beiden Kerzen hunderttausendfach wieder. Was in dem Felsen war, ob Diamanten oder andere Edelsteine oder Gold, was ich beinahe vermutete, weiß ich nicht. Der Raum, in dem ich mich befand, bildete die schönste Grotte, die man sich denken kann, obwohl er an sich völlig dunkel war. Der Boden war trocken und eben und mit einer Art von losem Kies bestreut. Kein ekelhaftes oder giftiges Getier ließ sich hier sehen, auch waren die Wände nicht im mindesten feucht. Das einzige Unangenehme bestand in der Enge des Einganges, doch hielt ich das eher für einen Vorzug, da ja diese Höhle ein sicheres Versteck und einen Zufluchtsort für mich abgeben sollte. Hoch erfreut über meine Entdeckung beschloss ich, unverzüglich einige der Gegenstände, an deren Erhaltung mir am meisten gelegen war, hierher zu transportieren. Vor allem mein Pulvermagazin und meinen Vorrat an Waffen: zwei Vogelflinten, von denen ich im Ganzen drei hatte und die Musketen, von denen ich acht besaß. Fünf behielt ich in meiner Festung, wo sie am Außenwall, schussfertig wie Kanonen, aufgestellt und zu gleicher Zeit bereit waren, auf einer Expedition sofort mitgenommen zu werden. Bei der Gelegenheit des Transportes meiner Munition, öffnete ich zufällig das Pulverfass, das ich aus dem Meer aufgefischt hatte, wo es Wasser gezogen hatte. Da ergab sich nun, dass das Wasser etwa 2 ½ bis 5 cm tief, auf jeder Seite, in das Pulver eingedrungen war und es so zusam-

mengeklebt und verhärtet hatte, dass das in der Mitte befindliche ganz gut erhalten war, wie der Kern in einer Nussschale.

Ich fand in dem Fass nahezu sechzig Pfund sehr guten Pulvers vor, was mir zu dieser Zeit eine sehr angenehme Überraschung war. So brachte ich denn alles in diese Grotte, und behielt nie mehr als zwei bis drei Pfund Pulver in meiner Wohnung, aus Angst vor einem Überfall irgendeiner Art. Auch alles Kugelblei, was ich noch besaß, lagerte ich dort. Ich kam mir jetzt vor, wie einer dieser alten Riesen, die in unzugänglichen Höhlen und Felslöchern wohnten.

»Wenn mich nun«,

so redete ich mir ein,

»die Einheimischen und wären es fünfhundert, verfolgen, so wird es ihnen nicht gelingen, mich aufzufinden oder, wenn auch das geschieht, werden sie doch nicht wagen, mich hier anzugreifen.«

Der alte Bock, den ich im Todeskampf angetroffen hatte, starb schon am Tag, nachdem ich ihn entdeckt hatte, im Vorderraum der Höhle. Da ich es leichter fand, ihn in ein dort gegrabenes großes Loch zu werfen und mit Erde zu bedecken, als ihn hinaus zu schleifen, begrub ich ihn dort, damit meine Nase nicht darunter leiden musste. Mein Aufenthalt auf der Insel ging jetzt bereits ins dreiundzwanzigste Jahr. Ich war auf ihr so eingebürgert und an meine Lebensweise derart gewöhnt, dass ich ganz zufrieden gewesen wäre, wenn ich nur mit einiger Sicherheit annehmen könnte, dass keine Einheimischen kämen und mich beunruhigen würden. Diese Zufriedenheit

könnte dann den Rest meiner Tage dauern, bis zu dem Augenblick, wo ich mich zum Sterben hinlegen müsste, wie der alte Ziegenbock in der Höhle. Sogar einige kleine Zerstreungen und Vergnügungen waren mir jetzt geboten, die mir die Zeit viel angenehmer verstreichen ließen, als früher. Erstens nämlich, hatte ich meinem Papagei Pol sprechen gelehrt und er war so vertraulich mit mir und sprach manche Worte so deutlich und klar, dass ich große Freude daran hatte. Nicht weniger als sechsundzwanzig Jahre, hatte er mit mir zusammen gelebt, wie lange er dann noch später existiert haben mag, weiß ich nicht. Doch behauptet man, wie ich mich erinnere, dass diese Tiere in Brasilien hundert Jahre leben würden; vielleicht ist denn auch der arme Pol noch am Leben und ruft, noch bis auf den heutigen Tag, nach dem armen Robinson Crusoe. Auch mein Hund war mir sechzehn volle Jahre hindurch ein sehr treuer und ergebener Gefährte gewesen, dann starb er an Altersschwäche. Was meine Katzen betrifft, so vermehrten sie sich, wie ich bereits erzählt habe, in dem Maße, dass ich mich genötigt sah, eine Anzahl zu töten, damit sie nicht mich mit allen anderen zusammen, all meine Lebensmittel auffräßen.

Mit der Zeit, als die beiden alten, die ich mitgebracht hatte, gestorben waren und ich die anderen immer vom Hof gejagt und ihnen kein Futter gegeben hatte, liefen sie zuletzt alle wild im Wald umher, bis auf zwei oder drei besondere Lieblinge von mir, die ich zahm erhielt, deren Junge ich aber, so oft sie welche hatten, ertränkte. Diese gehörten dann ebenfalls zu meiner Familie. Außerdem hielt ich mir immer einige zahme Ziegenlämmer im Haus, die mir aus der Hand fraßen. Ferner besaß ich noch zwei andere Papageien. Auch diese sprachen ganz gut und konnten beide den Namen Crusoe rufen, wenn auch nicht

so deutlich, wie mein erster, da ich mir mit keinem von ihnen so viel Mühe gegeben hatte, als mit diesem. Dann waren da noch einige zahme, vom Namen her, mir unbekannte Seevögel um mich, die ich an der Küste gefangen und denen ich die Flügel beschnitten hatte. Seit die jungen Reisigteile, die ich vor meiner Wohnung angepflanzt hatte, zu einem hübschen dichten Baumgarten herangewachsen waren, richteten sich diese Vögel unter den niedrigen Bäumen häuslich ein und brüteten dort, was sehr angenehm war.

So hätte ich denn mit meinem damaligen Leben sehr zufrieden sein können, wenn nur nicht die Furcht vor den Einheimischen gewesen wäre. Aber das Geschick hatte mit diesen gerade für mich seine besondere Absicht. Jede:r, dem meine Geschichte in die Hände fällt, mag sich folgende, sehr wichtige Lehre merken: Oftmals in unserm Lebenslauf wird gerade das Übel, welches wir am meisten zu vermeiden streben und das, wenn es uns befallen hat, uns am allerunerträglichsten erscheint, gerade das Mittel und die Pforte unserer Befreiung sein, durch die wir wieder aus dem Kummer erlöst werden können, in den wir geraten sind. Ich könnte davon viele Beispiele anführen, aus meinem wunderbaren Lebenslauf, aber nirgends war es auffallender, als während der letzten Jahre meines einsamen Aufenthaltes auf der Insel.

Es war im Monat Dezember, im dreiundzwanzigsten Jahr. Um diese Jahreszeit, während der südlichen Sonnenwende (Winter kann ich sie nicht nennen), pflegte ich meine Ernte einzubringen und war deshalb mehr, als sonst, draußen auf dem Feld beschäftigt. Als ich nun eines Tages früh am Morgen, ehe es noch ganz hell geworden war, hinausging, sah ich zu meiner größten Überraschung einen Feuerschein am Strand. Der leuchtete etwa

zwei Meilen entfernt, aus der Gegend, wo ich schon früher die Spuren der Einheimischen bemerkt hatte, aber nicht wie damals auf der anderen Seite der Insel, sondern zu meiner großen Bestürzung auf der, wo ich wohnte. Sehr überrascht und geängstigt durch diesen Anblick, wagte ich nicht, aus meinen Anlagen hinauszugehen, aus Furcht, angefallen zu werden. Aber auch hier fand ich keine Ruhe. Ich quälte mich mit dem Gedanken, die Einheimischen würden die Insel durchstreifen, mein Korn, das teils noch auf dem Halm, teils, schon geschnitten, auf dem Feld stand oder irgendetwas anderes von meinen Einrichtungen und Verbesserungen finden und sofort daraus schließen, dass sich jemand hier aufhalten müsse. Es war klar, dass sie in diesem Fall nicht eher nachgelassen hätten, bis sie mich aufgefunden haben würden. In verzweifelter Stimmung eilte ich zu meiner Behausung, zog die Leiter hinter mir ein und gab dem Außenwerk meiner Behausung ein so wildes und natürliches Aussehen, wie ich irgendwie konnte.

Dann traf ich im Innern meine Vorbereitungen, um mich in Verteidigungszustand zu setzen. Zunächst lud ich alle meine Kanonen, wie ich sie nannte, das heißt die Musketen, die auf meinem neuen Wall aufgestellt waren, sowie sämtliche Pistolen. Ich war entschlossen, mich bis auf den letzten Atemzug zu wehren. Auch vergaß ich nicht, mich ernstlich dem göttlichen Schutz zu unterwerfen und Gott inbrünstig zu bitten, mich aus den Händen dieser Barbaren zu erretten. Nachdem ich mich ungefähr zwei Stunden ruhig verhalten hatte, fing ich an, sehr ungeduldig und begierig nach Nachrichten vom Feind zu werden, denn leider hatte ich keine Kundschafter auszuschicken. Ich wartete noch eine Weile und sann darüber nach, was ich machen sollte, dann aber konnte ich die Ungewissheit

nicht länger ertragen. Ich legte meine Leiter an den Abhang an, wo der Absatz war, den ich früher beschrieben habe, zog sie hinter mir wieder auf, legte sie nochmals an und erstieg so den Gipfel des Hügels. Hier zog ich mein Fernglas hervor, legte mich platt auf den Bauch und richtete meinen Blick zu der Stelle, an der ich das Feuer gesehen hatte. Bald erblickte ich denn auch nicht weniger, als neun nackte Einheimische um ein kleines Feuer herum. Das Feuer konnten sie nicht angezündet haben, um sich zu wärmen, da das Wetter fürchterlich heiß war, vielmehr sollte es vermutlich dazu dienen, eines ihrer barbarischen Gerichte aus Menschenfleisch, das sie entweder lebend oder tot mitgebracht hatten, darin zu braten. Die Fremdlinge führten zwei Boote bei sich, die sie auf den Strand gezogen hatten. Es war gerade Ebbe und mir kam es so vor, als erwarteten sie nur die rückkehrende Flut, um wieder abzufahren. Man kann sich kaum vorstellen, in welche Bestürzung mich der Anblick dieser Gäste versetzte. Besonders überraschte mich der Umstand, dass die Einheimischen, auf meiner Seite der Insel, und überdies ganz in meine Nähe gekommen waren. Als ich mich aber überzeugte, dass ihr Kommen immer nur bei Ebbe geschehen konnte, fing ich wieder an, mich einigermaßen zu beruhigen, da ich einsah, dass ich, bei Flut, stets mit vollkommener Sicherheit ausgehen durfte, wenn sie nicht schon vorher auf der Insel waren. In dieser Gewissheit bin ich später auch, ganz gelassen, an meine Erntearbeiten gegangen.

Wie ich erwartet hatte, so geschah es. Sobald die Flut von Westen her eintrat, sah ich, wie sich die Einheimischen alle einschifften und wegruderten. Ich muss noch bemerken, dass sie etwa eine Stunde vor ihrem Aufbruch angefangen hatten, zu tanzen. Obgleich ich aber durch mein Glas deutlich ihre Stellungen und Bewegungen be-

obachten konnte, konnte ich doch trotz der stärksten Aufmerksamkeit nicht erkennen (Kleider trugen sie nicht, sie waren vielmehr völlig nackt), ob es Männer oder Frauen waren. Sobald ich sie in den Booten und unterwegs wusste, nahm ich zwei Flinten auf die Schultern, steckte zwei Pistolen in den Gürtel, hing mein großes Schwert, ohne Scheide, an mich und eilte, so schnell ich konnte, zum Hügel, von wo aus ich die ersten Spuren der Gäste entdeckt hatte. Dort angekommen, was erst nach zwei Stunden geschah, da ich, mit Waffen schwer beladen, nicht schnell zu laufen konnte, machte ich die Entdeckung, dass noch drei weitere Kanus mit Einheimischen da gewesen waren, und gleich darauf, erblickte ich sie auch alle zusammen auf dem Meer, wie sie dem Festland zusteuerten. Der schrecklichste Anblick für mich war aber, als ich beim Hinabsteigen zur Küste die entsetzlichen Spuren der Gräuel fand, die sie dort verbrochen hatten: Blut, Knochen und Fleischreste menschlicher Körper, die von diesen Elenden, unter Tanz und Scherzen, zerrissen und verzehrt worden waren. Ich fühlte mich dermaßen empört, über den Anblick, dass ich mir ernstlich vornahm, die nächsten, die ich dort antreffen würde, niederzumachen, wer und wie viele es auch seien.

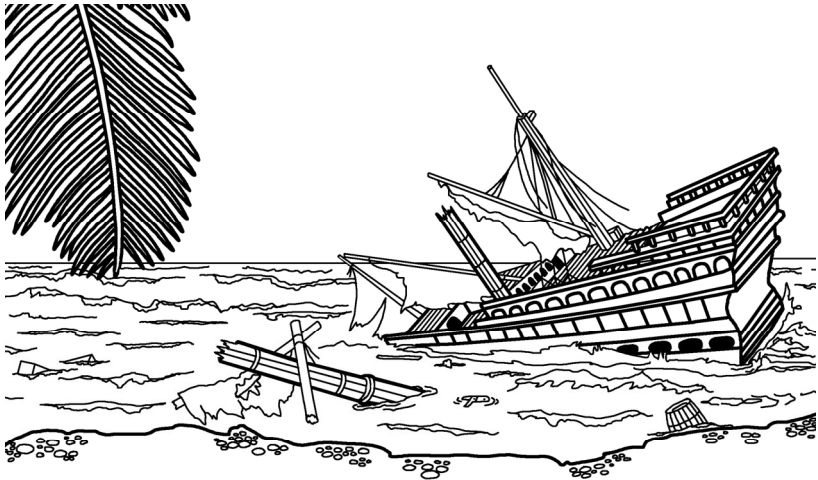
Offenbar waren die Besuche, die die Einheimischen der Insel in dieser Weise abstatteten, nur selten. Es vergingen über fünfzehn Monate, ehe wieder einige landeten. Wenigstens sah ich in der Zwischenzeit keinen der Kannibalen, auch nicht Fußstapfen, noch irgendwelche andere Spuren von ihnen. Während der Regenzeit schienen sie sich schon ohnehin nicht, wenigstens nicht weit, auf das Meer zu wagen. Dennoch brachte ich diese ganze Zeit in einem unbehaglichen Zustand zu, weil ich in der beständigen Furcht schwebte, dass sie mich einmal unerwartet überfallen könnten. Es ergibt sich hieraus aufs

Neue, dass die Erwartung des Übels schlimmer ist, als das Leiden selbst, zumal da man diese Erwartung oder Befürchtung auf keine Weise los werden kann. Inzwischen war ich fortwährend von Mordlust erfüllt. Ich verbrachte meine Stunden, die ich besser hätte anwenden sollen, meistens damit, Pläne zu schmieden, wie ich mich bei den Einheimischen anschleichen und sie überfallen konnte, sobald sie sich wieder blicken lassen würden. Besonders hoffte ich, werde mir das gelingen, wenn sie wieder, wie das letzte Mal, in zwei Gruppen geteilt wären. Dabei bedachte ich nicht, dass ich, wenn ich auch eine Abteilung von vielleicht zehn oder zwölf getötet hätte, früher oder später wieder eine und dann noch eine und bis ins Unendliche töten müsste, bis ich endlich kein geringerer, ja eigentlich ein weit schlimmerer Mörder gewesen wäre, als diese Menschenfresser selbst.

Ich verlebte jetzt meine Tage in großer Angst und Gemütsunruhe, immer darauf gefasst, diesen unbarmherzigen Menschen in die Hände zu fallen. Wenn ich mich einmal hinauswagte, so geschah es nicht, ohne dass ich mich fortwährend mit der größten Angst und Vorsicht umsah. Nun erst lernte ich das Gut recht schätzen, das ich mit der zahmen Ziegenherde besaß. Denn ich traute mich, unter keiner Bedingung, meine Flinte abzuschießen, besonders auf der Seite der Insel, wo die Einheimischen gewöhnlich landeten, um diese nur ja nicht zu alarmieren. So viel sah ich nämlich sicher voraus, dass sie, wenn sie auch anfangs vor mir die Flucht ergriffen, doch mit Hunderten von Fahrzeugen in wenigen Tagen wiederkommen würden, so dass das Schicksal, das mich erwartete, unschwer vorauszuahnen war. Währenddessen vergingen wieder ein Jahr und drei Monate, ohne dass ich irgendetwas von den Einheimischen zu sehen bekam. Dann erst stieß ich abermals auf sie, wie ich so-

gleich berichten werde. Gewiss mochten sie auch in der Zwischenzeit einige Male dagewesen sein, aber entweder hatten sie sich nicht aufgehalten oder sie waren, wenigstens von mir, unbemerkt geblieben. Am Ende aber gab es, und zwar, wenn ich richtig gerechnet habe, im Monat Mai des vierundzwanzigsten Jahres meines Inselaufenthaltes, ein sehr merkwürdiges Zusammentreffen mit ihnen.

Die Aufregung meines Gemüts, während des vorhergehenden Zeitraums von fünfzehn bis sechzehn Monaten, war groß. Ich schlief unruhig, hatte immer schlechte Träume und schreckte oft in der Nacht aus dem Schlaf auf. Bei Tage drückte mich schwerer Kummer und des Nachts träumte ich oft davon, wie ich die Einheimischen tötete und womit ich diese Tat rechtfertigen wollte.



Meine neue Hoffnung.

Es war um Mitte Mai, ich glaube am sechzehnten, so weit ich den Tag nach meinem dürftigen hölzernen Kalender bestimmen kann (denn ich machte noch immer die Zeichen am Pfahl). Den ganzen Tag hatte ein heftiger Sturmwind gewütet, verbunden mit häufigem Blitz und Donner, und darauf war eine wüste Nacht gefolgt. Ich weiß nicht mehr genau alle einzelnen Umstände, aber gewiss ist, dass mich, während ich gerade in der Bibel las und in sehr ernsthafte Gedanken über meine gegenwärtige Lage vertieft war, plötzlich der Knall eines Flintenschusses, der mir von der See her zu kommen schien, erschreckte. Dies war nun eine ganz andere Art von Überraschung, als alle die mir früher zu Teil gewordenen und die Sorgen die mich jetzt erfüllten, unterschieden sich daher auch sehr von meinen früheren. In der größten Eile sprang ich auf, stellte meine Leiter schleunigst an die Mitte des Felsens, zog sie mir, auf dem Felsvorsprung angekommen, nach und erstieg sie zum zweiten Mal. Ich erreichte den Gipfel gerade in dem Augenblick, als mich ein feuriges Aufblitzen von einem zweiten Schuss aufhorchen ließ, den ich dann auch, nach ungefähr einer halben Minute, hörte. Aus dem Schall konnte ich schließen, dass er von dorthier kam wo ich einst in meinem Boot von der Strömung fortgerissen worden war. Ich vermutete sofort, dass hier ein Schiff in Not sein müsste und dass sich ein anderes Schiff in der Nähe befände, nach den Notschüssen zu urteilen, um von ihm Hilfe zu erlangen. Ich hatte Geistesgegenwart genug, sofort daran zu denken, dass sie mich vielleicht retten könnten, wenn auch ich den bedrängten Leuten nicht helfen könnte.

Darum trug ich so viel dürres Holz, wie ich zur Hand hat-

te, zusammen und steckte es, nachdem ich einen guten Haufen aufgetürmt hatte, in Brand. Das Holz war trocken und flammte deshalb hell auf, brannte auch trotz des heftigen Windes ganz nieder. Ich zweifelte nun nicht, wenn wirklich ein Schiff in der Nähe war, dass die Leute an Bord das Feuer sehen müssten. Dies war denn auch der Fall gewesen. Denn sobald die Flamme aufloderte, hörte ich wieder einen Schuss und dann noch mehrere, alle aus derselben Richtung. Ich unterhielt das Feuer die ganze Nacht hindurch, bis zum Tagesanbruch. Als es ganz hell geworden war und der Himmel sich aufgeheitert hatte, sah ich in weiter Ferne einen Gegenstand auf der See, gerade östlich von der Insel, konnte aber selbst mit Hilfe des Fernglases nicht unterscheiden, ob es ein Segel oder der Rumpf eines Schiffes war, denn die Entfernung war zu groß und die Luft über dem Wasser noch immer etwas dunstig. Den ganzen Tag über, schaute ich viele Male nach diesem Ding. Ich bemerkte bald, dass es sich nicht bewegte und schloss daraus, dass es ein vor Anker liegendes Schiff war. Da ich, begreiflicherweise, begierig war, darüber mehr zu erfahren, ergriff ich meine Flinte und lief zur Südseite der Insel, zu dem Felsen, wo ich einst von der Strömung entführt worden war. Von dort aus konnte ich, da das Wetter jetzt ganz klar geworden war, zu meinem großen Kummer, ganz deutlich das Wrack eines Schiffes erkennen, das in der Nacht auf den verborgenen Klippen, die ich damals mit meinem Boot entdeckt hatte, gestrandet war. Dieselben Klippen waren früher, indem sie die Gewalt der Strömung gebrochen und eine Art von Gegenstrom hervorgebracht hatten, das Mittel zu meiner Rettung aus der verzweifeltsten, hoffnungslosesten Lage geworden, in der ich mich in meinem ganzen Leben befunden hatte. So wird oftmals das, was dem einen zur Heilung dient, dem anderen zum Verderben. Wie es

schien, waren die Leute in diesen Schiff, wer sie auch sein mochten, in diesen Gewässern unbekannt und deshalb in der Nacht von dem starken, aus Ost und Ostnordost wehenden Wind, auf die gänzlich unter Wasser liegenden Klippen, getrieben worden. Hätten sie die Insel gesehen, was wahrscheinlich nicht der Fall war, so würden sie, das nahm ich wenigstens an, versucht haben, sich mit Hilfe ihres Bootes an die Küste zu retten.

Ihre Notschüsse aber, besonders seit sie, wie ich vermutete, mein Feuer gesehen hatten, gaben mir mancherlei zu denken. Anfangs glaubte ich, die Leute seien, als sie mein Licht erblickten, in ihr Boot gestiegen und auf die Insel zugesteuert, aber durch die sehr hochgehende See verschlagen worden. Dann sagte ich mir wieder, sie könnten ja auch ihr Boot schon früher eingebüßt haben, wie das auf mancherlei Weise möglich war, z. B. durch die über das Schiff schlagenden Sturzwellen, die es für die Seefahrer oft erforderlich machten, das Boot zu zerhauen oder auseinander zu nehmen oder es gar eigenhändig über Bord zu werfen. Zuweilen vermutete ich wieder, sie hätten vielleicht ein anderes Schiff oder mehrere in ihrer Begleitung gehabt, von denen sie auf Grund ihrer Notsignale aufgenommen und mitgenommen worden waren. Dann stellte ich mir vor, sie seien alle in ihrem Boot in See gestochen und von der Strömung, in der ich mich einst befunden hatte, in die offene See hinausgerissen worden, wo denn ein elender Untergang für sie unvermeidlich sein musste. Vielleicht, redete ich mir ein, sind sie gerade jetzt beim Essen und hungrig genug, um sich untereinander aufzufressen.

Dies alles aber waren nicht mehr, als bloße Vermutungen. Ich konnte in meiner Lage nichts anderes tun, als das Elend der armen Leute zu beklagen und sie zu bemitlei-

den. Dies übte wenigstens eine gute Wirkung auf mich aus, dass ich mich immer mehr zur Dankbarkeit gegen Gott veranlasst fühlte, der mich so überschwänglich reich in meiner traurigen Lebenslage versorgt und der von der Mannschaft zweier Schiffe, die nun schon an diesen Küsten verunglückt waren, nur allein mein Leben gerettet hatte. Ich machte hier aufs Neue die Beobachtung, dass die göttliche Vorsehung uns sehr selten in eine so unglückliche Lage oder in so großes Elend bringt, dass wir nicht immer noch für das eine oder das andere erkenntlich sein und auf andere blicken können, denen es noch schlechter ergeht als uns. Dieses Letztere war wohl unzweifelhaft der Fall, mit diesen armen Leuten. Ich musste annehmen, dass auch kein einziger von ihnen gerettet worden war. Denn wie hätte das geschehen sollen, wenn nicht gerade ein anderes Schiff in der Nähe war, das sie an Bord nahm; das aber hielt ich für sehr unwahrscheinlich, da ich nicht die geringste Spur eines weiteren Fahrzeugs bemerkt hatte.

Ich habe keine Worte, um die leidenschaftliche Sehnsucht auszudrücken, die sich, trotz allem, meiner Seele beim Gedanken, dass mir die Erlösung vielleicht nahe gewesen war, bemächtigte.

»Ach«, so rief ich manchmal aus, »dass doch nur ein paar Seelen, oder wenigstens eine einzige, aus dem Schiff gerettet werden können und bei mir Zuflucht suchen würden, dass ich einen Gefährten, einen Mitmenschen hätte, der mit mir sprechen und mit mir fühlen könnte!«

In der ganzen Zeit meines einsamen Lebens, hatte ich nie so heiß und so sehnsüchtig nach menschlicher Gesellschaft verlangt und den Mangel daran nie so schmerzlich empfunden, wie gerade damals. Vor allem vermisste

ich einen männlichen Gefährten, mit dem ich endlich, nach so vielen Jahren, einmal wieder Zärtlichkeit und vielleicht sogar Liebe austauschen könnte. Es gibt bei menschlichen Neigungen und Wünschen geheime Triebfedern, die, wenn sie durch irgendein erreichbares Ziel in Bewegung kommen, sei es auch nur ein unerreichbares, das dem Geist durch die Einbildungskraft vorgezaubert wird, die Seele zu einem solchen ungestümen und begierigen Verlangen anregen, dass die Entbehrung des Ersehnten geradezu unerträglich erscheint. So ging es mir immer öfter und über einen immer länger währenden Zeitraum, mit der Tatsache, dass ich mich unglaublich stark nach einem Gefährten sehnte, mit dem ich alles teilen könnte. Dieser, hoffnungsvollerweise, junge Mann, brauchte nicht gut auszusehen oder Geld zu besitzen, er sollte nur treu und ergeben und vor allem, liebevoll sein.

Aber ich hatte mir bereits seit Jahren gesagt, dass ich derlei Glück nicht auch noch einfordern könnte und hatte mich inzwischen, frustriert, in mein Schicksal der Einsamkeit ergeben. So ging es mir mit diesem Wunsch, dass nur ein einziger Mensch gerettet sein sollte!

»Ach, wäre es auch nur einer!«

Ich wiederholte, glaube ich, diese Worte wohl tausendmal und so ergriffen war ich von meinem Verlangen, dass ich die Hände bei jenen Worten zusammendrückte und meine Finger mit solcher Gewalt gegen die innere Handfläche presste, dass ich, hätte ich irgendeinen weichen Gegenstand in der Hand gehalten, ihn unwillkürlich zerquetscht haben würde. Dabei biss ich die Zähne aneinander, dass sie knirschten und ich sie nicht sogleich wieder auseinander bringen konnte. Ich überlasse es den Gelehrten, diese Erscheinungen zu erklären und in ihren

Ursachen und Wirkungen darzustellen und beschränke mich darauf, die einfache Tatsache zu berichten. Sie setzte mich selbst in Erstaunen, als ich sie an mir erfuhr, ohne zu wissen, woher sie rührte. Ohne Zweifel war es die Wirkung meiner heißen Wünsche und der lebhaften Vorstellung, die ich mir vom Glück gemacht hatte, wieder einmal mit einem hübschen Geschlechtsgenossen zu verkehren. Aber es sollte nicht sein, das Schicksal dieser Leute oder das meine oder unser beider, gestattete es nicht. Bis zum letzten Jahr meines Aufenthaltes auf der Insel, erfuhr ich nicht einmal, ob jemand aus dem Schiff gerettet worden war oder nicht, sondern erlebte nur den Kummer, dass ich nach einigen Tagen den Leichnam eines ertrunkenen Knaben fand, der auf der Seite der Insel, in deren Nähe der Schiffbruch stattgefunden hatte, auf den Strand gespült worden war. Die Leiche war bekleidet mit einer Matrosenjacke, einem Paar kurzer, leinener Hosen und einem blauen, leinenen Hemd. Nichts aber gab mir auch nur eine Andeutung, welcher Nation der Verunglückte angehörte. In seinen Taschen hatte er nichts weiter als einen Gegenwert von ca. 100 Euro³⁶ und eine Tabakspfeife, die mir zehnmal so viel wert war, wie das Geld.

Da das Wetter ganz windstill war, hatte ich große Lust, mich in meinem Boot zum Wrack hinauszuwagen. Gewiss konnte ich dort noch den einen oder anderen Gegenstand finden, der mir nützlich war. Doch das war es nicht, was mich so sehr zu der Unternehmung antrieb. Vielmehr war es die Möglichkeit, dass doch noch ein lebendes Wesen an Bord sein könnte, dem ich nicht nur das Leben retten, sondern durch dessen Rettung, ich mir

³⁶ Diese Schätzung geht auf die Angabe 2 Piaster zurück, wobei 1 Piaster den Gegenwert von 50 Euro hat. Diese Angabe ist jedoch nicht gesichert.

selbst das Leben unendlich viel angenehmer machen könnte.

Dieser Gedanke lag mir so sehr am Herzen, dass ich Tag und Nacht keine Ruhe fand, bis ich zu dem festen Entschluss gekommen war, die Fahrt zu unternehmen. Indem ich alles Übrige in Gottes Hand legte, tröstete ich mich mit dem Glauben, ein so heftiger innerer Antrieb, müsse von einer unsichtbaren Leitung ausgehen und dürfe nicht unterdrückt werden und es wäre Unrecht, wenn ich die Fahrt nicht unternehmen würde.

In dieser Gemütsstimmung eilte ich zu meiner Behausung zurück und traf die Vorbereitungen zu der Reise. Ich nahm einen kleinen Vorrat an Brot, einen großen Topf mit Trinkwasser, einen Kompass, eine Flasche Rum (denn davon hatte ich immer noch eine ziemlich große Menge) und einen Korb voll Rosinen und trug alle diese Dinge in mein Boot. Dann schöpfte ich das Wasser hinaus, machte es flott, packte die Sachen hinein und ging nach Haus, um noch anderes zu holen. Meine zweite Ladung bestand aus einem großen Sack mit Reis, dem Sonnenschirm, den ich als Zelt benutzen wollte, einem weiteren Gefäß mit Trinkwasser und ungefähr zwei Dutzend meiner kleinen Brötchen oder Gerstenkuchen. Außerdem nahm ich noch eine Flasche Ziegenmilch und einen Käse mit. All dieses schaffte ich mit viel Mühe, im Schweiß meines Angesichts, ins Boot, bat Gott um seinen Segen für die Fahrt und stieß dann vom Ufer ab. Zunächst ruderte ich das Kanu an der Küste entlang, bis ich die äußerste Nordspitze der Insel erreicht hatte. Von dort musste ich ins offene Meer hinaus. Noch einmal wurde ich jetzt unsicher, ob ich die Fahrt wagen sollte oder nicht.

Ich blickte auf die reißenden Strömungen, die in der Fer-

ne, zu beiden Seiten der Insel vor sich hin brodelten und mir die schreckliche Erinnerung an die Gefahr, in der ich einst geschwebt hatte, wach riefen. Mein Herz fing an zu verzagen. Ich musste mir sagen, dass ich weit hinaus in die See getrieben werden würde, wenn ich in eine dieser Strömungen geriete, vielleicht so weit, dass ich die Insel aus den Augen verlöre und sie nicht wieder erreichen könnte. Denn, wenn sich auch nur der leiseste Wind erhob, würde ich in meinem kleinen Fahrzeug unrettbar verloren sein. Diese Gedanken wirkten so niederschmetternd auf mich, dass ich das Unternehmen vorläufig wieder aufgab. Ich befestigte mein Boot in einer kleinen Bucht, stieg aus und setzte mich auf einen niedrigen Erdhügel, nachdenklich und ängstlich, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend. Während ich so in Gedanken dasaß, bemerkte ich, dass die Flut eintrat und damit meine Abreise für viele Stunden unmöglich machte. Dabei fiel mir plötzlich ein, dass es praktisch wäre, die höchste Stelle des Ufers, die ich finden könnte, zu ersteigen. Dies sollte ich tun, um den Einfluss der Flut auf die verschiedenen Strömungen zu beobachten und zu sehen, ob es nicht möglich sei, dass ich durch eine andere Flutrichtung, wieder von derselben Strömung zurückgerissen würde, wenn ich von der einen Seite abgetrieben würde. Dieser Gedanke war solange nicht in mir aufgestiegen, als ich auch schon einen kleinen Hügel ins Auge fasste, der eine hinreichend weite Aussicht nach beiden Seiten gewährte.

Von dort konnte ich die Strömungen, sowie die Flutrichtung, deutlich übersehen und danach bestimmen, wie ich meinen Rückweg planen musste. Ich fand denn auch heraus, dass die, während der Ebbe, vorherrschende Strömung dicht an der Südspitze der Insel entsprang, wäh-

rend die Flutströmung von der Nordküste ausging. Demnach hatte ich also nichts anderes zu tun, als mich auf meinem Rückweg immer an der Nordseite zu halten, dann sollte die Fahrt gelingen. Ermutigt durch diese Beobachtung, beschloss ich am folgenden Morgen, mit Eintritt der Ebbe, aufzubrechen. Ich übernachtete in meinem Kanu, indem ich einen der früher erwähnten, warmen Mäntel als Decke nahm und stach am nächsten Morgen in See. Zunächst fuhr ich eine Strecke geradeaus nach Norden, bis ich anfang, die Wirkung der östlichen Strömung zu empfinden, die mich mit großer Schnelligkeit vorwärts brachte, ohne mich jedoch so zu überwältigen, wie es die Strömung an der Südseite getan hatte, die mich aller Gewalt meines Fahrzeugs beraubt hatte. Während ich mit meinem Ruder steuerte, eilte ich jetzt, sehr schnell, auf das Wrack los und hatte es, in weniger, als zwei Stunden, erreicht. Es war ein trauriger Anblick, der sich mir hier darbot. Das Schiff, seiner Bauart nach ein spanisches, saß, fest eingekleimt, zwischen zwei Klippen. Das Verdeck war bis zur Mitte des Schiffes von den Wellen zertrümmert, das Vorderteil aber hing auf den Felsen und war mit solcher Gewalt auf sie gestoßen worden, dass der Haupt- und Fockmast dem Bord gleichgemacht, das heißt abgebrochen worden waren. Das Bugspriet war noch unverseht und der Schiffsschnabel, wie auch die nächstgelegenen Schiffsteile, schienen noch ganz fest zu sein.

Als ich mich näherte, erschien ein Hund auf dem Schiff, der bellte und heulte, als er mich sah. Als ich ihn rief, sprang er ins Wasser, um zu mir zu schwimmen. Ich nahm ihn ins Boot hinein, fand ihn aber schon halbtot, vor Hunger und Durst, vor. Als ich ihm ein Stück Brot bot, fraß er es wie ein gieriger Wolf auf, der vierzehn Tage lang im Schnee geschmachtet hatte. Hierauf gab ich dem armen Tier etwas frisches Wasser, woran es sich tot ge-

trunken haben würde, wenn ich es zugelassen hätte. Dann ging ich an Bord. Das Erste, was ich hier erblickte, waren zwei ertrunkene Männer, die in der Küche oder dem Vorderdeck lagen und sich fest umschlungen hielten. Hieraus schloss ich, was auch das Wahrscheinlichste war, als das Schiff aufgerissen worden war, hatte der Sturm die Wellen mit solcher Gewalt und so unaufhörlich über das Schiff gejagt, dass es die Leute nicht aushalten konnten und in dem fortwährend über sie strömenden Wasser ebenso erstickt wären, als ob sie ganz unter Wasser gelegen hätten. Außer dem Hund, befand sich nichts Lebendes auf dem Schiff. Die ganze Ladung war vom Wasser verdorben. Einige Fässer mit Getränken, ob Wein oder Branntwein, wusste ich nicht, lagen unten in dem Vorratsraum. Ich konnte sie bei dem niedrigen Wasserstand sehen, aber sie waren zu groß, als dass ich mich mit ihnen befassen konnte. Auch sah ich einige Kisten, die den Matrosen gehört zu haben schienen. Von diesen brachte ich zwei, ohne zuvor ihren Inhalt zu untersuchen, in mein Boot. Hätte das Schiff hinten fest gesessen und wäre das Vorderteil abgerissen worden, wäre meine Reise, wovon ich überzeugt bin, sehr gewinnträchtig gewesen. Denn nach dem, was ich in den beiden Kisten fand, musste ich annehmen, dass das Schiff große Reichtümer an Bord hatte. Nach dem Kurs, den es gehalten hatte, musste es von Buenos Aires oder dem Rio de la Plata in Südamerika, über Brasilien nach Havanna und von dort zum mexikanischen Meerbusen und weiter vielleicht nach Spanien gesegelt sein. Es barg ganz sicher große Schätze, aber jetzt waren sie niemandem etwas nütze. Was aus der übrigen Mannschaft geworden war, habe ich nie in Erfahrung gebracht.

Außer den beiden Kisten, fand ich ein kleines Fässchen mit Spirituosen, etwa zwanzig Liter voll, das ich gleich-

falls, mit viel Mühe, in mein Boot brachte. In einer der Kajüten befanden sich mehrere Gewehre und ein großes Pulverhorn, mit ungefähr vier Pfund Pulver.

Die Gewehre ließ ich dort liegen, da ich sie nicht gebrauchen konnte, das Pulverhorn aber nahm ich mit. Dann eignete ich mir noch eine Feuerschippe und Zange an, die ich sehr nötig brauchte, sowie zwei kleine Kessel aus Messing, einen kupfernen Schokoladentopf und ein Rösteisen. Mit dieser Ladung und in Begleitung des Hundes, trat ich meinen Rückweg, mit der eintretenden Flut, an. Ich erreichte an demselben Abend, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang, die Insel wieder, im höchsten Grade erschöpft und ermüdet und beschloss, die Nacht über in meinem Boot zu bleiben und am anderen Morgen meine Beute in der neuen Höhle unterzubringen, ohne sie vorher zu meiner Wohnung zu tragen. Nachdem ich mich erfrischt hatte, brachte ich die ganze Ladung ans Ufer und stellte eine genaue Untersuchung damit an. In dem Fass fand ich eine Art Rum, aber nicht solchen, wie man ihn in Brasilien hat, auch taugte er nichts mehr. Als ich dagegen die Kisten öffnete, fand ich darin einige, mir außerordentlich willkommene Sachen. In der einen befand sich, unter anderem, ein eleganter Kasten mit Flaschen von ungewöhnlicher Farbe, die mit feinen und sehr guten, gebrannten Wässerchen angefüllt waren. Jede Flasche enthielt ungefähr anderthalb Liter und war am Hals mit Silberpapier beklebt. Auch zwei Töpfe mit vortrefflichem Eingemachten fand ich, die so gut verschlossen waren, dass das Salzwasser nicht hatte eindringen können. Der Inhalt zweier anderer solcher Gefäße dagegen war verdorben. Ferner entdeckte ich einige sehr gute, mir hochwillkommene Hemden, etwa achtzehn weißer, leinener Taschentücher und eine Anzahl bunter Halstücher. Die ersteren konnte ich gleichfalls sehr gut gebrauchen, denn

sie dienten mir zu großer Erfrischung, wenn ich an heißen Tagen mein Gesicht damit abwischte.

Außerdem stieß ich, als ich auf den Boden der Kiste kam, auf drei große Beutel mit Piastern³⁷, die zusammen ungefähr elfhundert Stück enthielten. In einem befanden sich auch, in ein Stück Papier gewickelt, sechs Golddblone³⁸ und einige kleine Barren oder Stückchen rohes Gold, von denen jedes wohl beinahe ein Pfund wog. Die zweite Kiste enthielt nur einige wertlose Kleidungsstücke. Sie musste wohl dem Gehilfen des Waffenschmiedes gehört haben, denn es war zwar kein Pulver darin, aber sie barg drei kleine Büchsen mit feinem Schrot, was vermutlich zum Laden der Vogelflinten gedient hatte.

Im Ganzen war der Gewinn, den ich auf dieser Reise an Sachen, mit wirklichem Wert für mich, gemacht hatte, nur gering. Denn was hätte ich zum Beispiel mit dem Gold anfangen sollen? Es war mir nicht mehr wert, als der Sand, über den ich schritt und ich hätte es gern alles für einige Paar englische Schuhe und Strümpfe gegeben, die ich in der Tat äußerst dringend brauchte und die ich nun schon seit vielen Jahren nicht mehr an den Füßen getragen hatte. Zwar hatte ich auch zwei Paar Schuhe erbeutet, die

³⁷ Eine alte spanische Kursmünze. Der heutige Gegenwert von 1100 Stück wäre ca. 55.000 Euro.

³⁸ „Eine **Dublone**, auch **Duplone** geschrieben (vom spanischen doblón, was soviel heißt wie „das doppelte“), ist eine spanische Goldmünze im Wert von zwei Escudos, mit einem Gewicht von 6,77 g und einen Goldgehalt von 22 Karat bzw. einem Feingehalt von 916/1000. Das verwendete Gold stammte zumeist aus den spanischen Kolonien und wurde entweder sofort vor Ort in Dublonen verarbeitet oder im noch un bearbeiteten Zustand verschifft. Die ca. 2,2 cm durchmessende Goldmünze hatte in ihrer langen Geschichte unterschiedliche Motive, zumeist das Konterfei des Monarchen und das königliche Wappen mit dem Orden vom Goldenen Vlies und lateinischem Motto: **IN UTROQ[ue] FELIX AUSPICE DEO**, d. h. Unter der Schirmherrschaft Gottes ist das Glück auf beiden Seiten. Sie wurde von 1537 bis 1833 geprägt. Ihr historischer Wert liegt meist über dem Materialwert.“ Zitieren von Quellen im Internet, siehe Anhang 8.

ich den beiden Ertrunkenen, die ich in dem Wrack gesehen hatte, von den Füßen zog und zwei Paar hatte ich überdies in einer der Kisten gefunden. Obwohl sie mir zwar im höchsten Grade angenehm waren, hoben sie sich jedoch, sehr deutlich, von unseren englischen Schuhen ab, sowohl in Bezug auf Bequemlichkeit, als hinsichtlich der Haltbarkeit, denn sie waren eher Sandalen, als Schuhe. In der zweiten Matrosenkiste, fand ich auch noch etwa 2.500 Euro, aber kein Gold. Dieser Behälter musste also wohl einem ärmeren Mann gehört haben, als die erste Kiste, die das Eigentum eines Offiziers gewesen zu sein schien. Übrigens brachte ich das Geld, obwohl es mir unnütz schien, dennoch in der Höhle in Sicherheit und verwahrte es dort, wie ich auch alles andere, von unserem eigenen Schiff Mitgenommene, dort aufgehoben hatte. Es war wirklich recht schade, dass ich mir nicht auch den anderen Teil des Schiffes zur Beute machen konnte, denn ich bin überzeugt, dass ich mein Kanu mehrmals mit Gold beladen konnte, das bis zu einer etwaigen Rückkehr nach England in der Höhle sicher genug gelegen haben würde. Als meine gesamte Ladung in Sicherheit ans Land gebracht war, kehrte ich zu meinem Kanu zurück und steuerte es, der Küste entlang, in die schon früher genutzte Bucht. Hier legte ich es an und eilte dann auf dem kürzesten Wege zu meiner alten Wohnung, wo ich alles in friedlicher Ordnung fand. Von jetzt an hielt ich Ruhe und lebte und beschäftigte mich mit meinen häuslichen Angelegenheiten. Einige Zeit hindurch, war mein Leben völlig ungestört, ich war jedoch sehr viel wachamer, als sonst, schaute öfter auf die See aus und verließ meine Wohnung seltener, als früher. Nur zum östlichen Inselteil ging ich, ohne Angst zu haben, wo ich sicher sein durfte, dass die Einheimischen dort niemals landeten und wo ich mich ohne große Sicherheits-

maßregeln und ohne ein schweres Gewicht von Waffen und Munition tragen zu müssen, ausruhen konnte.

In dieser Weise lebte ich beinahe zwei Jahre. Mein unseliger Kopf aber, der mir immer wieder bewies, dass er dazu geschaffen war, meine übrige Person unglücklich zu machen, steckte, während dieser ganzen Zeit, voll von Plänen und Projekten, die Insel zu verlassen. Zuweilen hatte ich auch große Lust, das gestrandete Schiff aufs Neue zu besuchen, obwohl mir die Vernunft sagte, dass dort nichts mehr zu finden war, das sich, ob der Gefahr eines extra Weges, lohnen würde. Hätte ich damals das Boot, in dem ich aus Salé geflohen war, besessen, ich würde mich, glaube ich, auf gut Glück, in ihm dem Meer anvertraut haben. Mein Verhalten kann all diejenigen warnen, die mit der am weitesten verbreiteten Menschenplage behaftet sind, aus der meines Erachtens die Hälfte allen irdischen Elends besteht. Ich meine die Unzufriedenheit mit der Lebenslage, in die Gott und die Natur uns versetzt haben. Denn um hier nicht auf meine erste Torheit und die Ratschläge meines Vaters, deren Nichtbefolgung sozusagen meine Ursünde war, zurückzukommen, so hatte mich alleine doch der gleiche Fehler, in der Folgezeit, in meine traurige Lage geraten lassen.

Hätte mir die Vorsehung, die mich in Brasilien, mit so glücklichem Erfolg, meine Pflanzung betreiben ließ, mit eingeschränkten Wünschen begnadigt, wäre ich zufrieden gewesen, nach und nach vorwärts zu kommen, so würde ich gewiss inzwischen zu einem der angesehensten Pflanzler in diesem Land geworden sein. Ja, ich bin überzeugt, dass ich nach den Verbesserungen, die ich innerhalb so kurzer Zeit auf meinem Besitz eingeführt und der Ausdehnung, die diese dort so rasch erreicht hatte, jetzt

ein Mann von mehr als hunderttausend Moidor³⁹ gewesen wäre.

War es etwa vernünftig, eine so geordnete Lebenslage und eine gut gedeihende Plantage zu verlassen, um als Supercargo in Guinea Farbige zu holen, während mein Vermögen in der neuen Heimat, mit Geduld und mit der Zeit, bald so weit zugenommen haben würde, dass ich Sklaven, dicht vor meiner Haustür, von denen kaufen konnte, die ein ständiges Geschäft daraus machten, sie zu holen? Natürlich hätte ich das nicht in Anspruch genommen, da ich Sklavenhandel ablehnte, auch wenn ich mich einmal zu einer solchen Sklaveneinholfahrt verstiegen hatte. Aber das ist wieder eine andere Geschichte.

Vom Preisunterschied her, lohnte es tatsächlich nicht die große Gefahr, in die ich mich damals begeben hatte. Nur, wie es normalerweise bei jungen Hitzköpfen der Fall ist, dass das Nachdenken über ihre Torheit Jahre erfordert, um sie zur Einsicht zu bringen und dass sie nur durch teuer erkaufte Erfahrung klug werden, so war es auch mit mir gewesen. Leider aber wurzelte dieser Fehler in meinem Charakter so tief, dass ich mich zwar auch in meiner jetzigen Lage zufrieden geben konnte, aber, ständig über die Mittel brütete, ihr zu entrinnen. Es wird vielleicht die Leser:innen freuen, hier einen Bericht zu erhalten, über die ersten Ideen, zu diesem törichtem Fluchtplan und über das, worauf sie sich gründeten.

Man stelle sich also vor, dass ich nach meinem letzten Besuch am Wrack, in meine Festung eingeschlossen blieb, und dass ich meine gewohnte Lebensweise ruhig fortsetzte, während meine Fregatte, wie gewöhnlich, an siche-

³⁹ Eine portugiesische Goldmünze, Wert ca. 256 Euro, hier ergibt dies: 25,6 Mio. Euro. Weitere Infos im Anhang 4.

rer Stelle im Wasser lag. Ich besaß mehr Vermögen als sonst, war aber darum nicht reicher. Ich hatte nicht mehr Nutzen davon, als die Indianer von den peruanischen Schätzen, ehe die Spanier in ihr Land kamen.

Nun geschah es, in einer regnerischen Märznacht, im einundzwanzigsten Jahr nach meiner Ankunft auf dieser öden Insel, dass ich die ganze Nacht hindurch kein Auge schließen konnte, während ich in meiner Hängematte lag, völlig gesund, ohne Schmerz und Unbehagen und ohne mich physisch oder moralisch im Mindesten, mehr als gewöhnlich, unwohl zu fühlen. Eine unbeschreibliche Menge, ein wahrer Wirbel von Gedanken, bewegte sich mir im Kopf, diesem großen Tummelplatz der Seele. Ich überdachte die ganze Geschichte meines Lebens, von der Zeit vor meiner Landung auf der Insel an, durch die lange Reihe von Jahren nach meiner Ankunft. Indem ich diese ganzen Jahre, in meiner Erinnerung durchging, verglich ich meinen glücklichen Zustand, während der ersten Zeit meines Aufenthalts, mit dem von mir geführten Leben, seit ich die Fußspuren im Sande bemerkt hatte. Zwar glaubte ich jetzt nicht mehr, dass die Einheimischen nicht auch früher, vielleicht hundert Mal, die Insel besucht hätten, aber vorher war mir das nicht bewusst gewesen und ich hatte in furchtloser Ruhe dahingelebt. Obwohl meine Gefahr früher die gleiche, wie jetzt, gewesen war, hatte sie doch, da ich sie nicht kannte, gar nicht für mich existiert. Diese Erwägung regte in mir allerlei gute Gedanken an. Vorzüglich den folgenden: Die Vorsehung hat es unendlich gut für die Menschheit eingerichtet, indem sie unserem Wissen und Erkennen so enge Schranken zog. Der Mensch wandelt inmitten von tausend Gefahren, die, wenn er sie wahrnehmen würde, seine Seele in Verzweiflung setzen müssten, aber er bleibt heiter und ruhig, weil die ihn umgebende Gefährdung seinen Augen ver-

borgen bleibt.

Von dieser Reflexion gelangte ich zu der Betrachtung der Gefahr, in welcher ich, in Wirklichkeit, seit manchem Jahr auf dieser Insel geschwebt hatte. Im Vollgefühl der Sicherheit und gänzlicher Ruhe, war ich meinen Weg gegangen, während vielleicht nur ein Hügel, ein hoher Baum, das zufällige Einbrechen der Nacht, zwischen mir und dem elendesten Tod gestanden hatte. Denn ein solcher hätte mich sicher erreicht, falls ich den Kannibalen in die Hände gefallen wäre, die mit mir gerade so wenig Umstände gemacht hätten, wie mit einer Ziege oder Schildkröte. Es wäre ungerecht gegen mich selbst, wollte ich leugnen, dass ich, in jener Nacht, mit aufrichtiger Dankbarkeit anerkannte, dem großen Erretter meiner Existenz schuldig zu sein, ohne den ich unvermeidlich in die Gewalt der unbarmherzigen Einheimischen geraten wäre. Nun drängten sich mir aber wieder neue Betrachtungen über diese Elenden auf und die Frage entstand, wie es möglich war, dass der allweise Weltenlenker einen Teil seiner menschlichen Geschöpfe in einem solchen Zustand der Bestialität und in Neigungen ließ. Diese standen sogar unter denen des Tieres, nämlich in der Lust, ihresgleichen zu verzehren. Von dieser fruchtlosen Frage kam ich auf die weiteren: In welchem Teile der Welt mögen diese Unglücklichen wohnen? Von wie weit her, mögen sie bis zu dieser Insel gekommen sein und weshalb haben sie sich wohl so weit gewagt? Welcher Art von Fahrzeugen bedienen sie sich wohl? Und endlich: Warum sollte es für mich nicht möglich sein, ebenso gut von hier fortzukommen, wie sie hierher gelangt sind?

Daran, was ich tun würde, wenn ich in das Land der Einheimischen käme, was aus mir werden würde, wenn ich in ihre Hände fiel und wie ich denen entgehen könnte,

wenn mich die Kannibalen verfolgten, an alles dieses dachte ich für den Augenblick nicht. Nicht einmal der Gedanke kam mir, woher ich unterwegs Nahrung bekommen sollte oder wohin ich eigentlich meinen Weg zu richten hatte. Meine Seele war ganz und gar ausgefüllt von dem Plan, dass ich mit meinem Boot versuchen wollte, das Festland zu erreichen. Ich betrachtete meine damalige Lage als die unseligste, die man sich vorstellen kann und mit der verglichen, nur der Tod schlimmer erscheint. Dabei glaubte ich, wenn ich nur die Küste des Festlands erreicht hätte, würde ich gewiss schon einen Befreier antreffen oder wenn ich, wie an der afrikanischen Küste, das Ufer entlang, bis zu einer bewohnten Gegend schiffte, würde ich da sicherlich Hilfe finden. Vielleicht könnte mir ja auch irgendein Christenschiff begegnen und mich aufnehmen oder aber, wenn sich wirklich selbst das Schlimmste ereignen sollte, könnte es ja nur der Tod sein, der, auf einmal, all meinem Missgeschick ein Ende machen würde. Man vergesse hierbei nicht, dass diese Gedanken die Frucht meiner gänzlichen Gemütsverwirrung und meiner ungeduldigen Stimmung waren. Der Grund dafür, lag an der langen Reihe von Sorgen, die mich heimgesucht hatten und in der Enttäuschung, die mir auf dem Wrack begegnet war, wo ich mich so nahe der Erfüllung meines sehnlichen Wunschs glaubte, mit Menschen zusammenzutreffen und von ihnen etwas Näheres über meinen Aufenthaltsort zu erfahren. Meine Gemütsruhe, meine Ergebung in Gottes Willen und das Harren auf gnädige Fügung des Himmels, schienen damals gänzlich aus mir heraus gelangt zu sein. Ich war nicht imstande, meine Gedanken von der Reise zum Festland abzuwenden, so heftig und unwiderstehlich stürmten sie auf mich ein.

Mehrere Stunden hindurch, dauerte diese Aufregung mei-

ner Seele. Mein Blut geriet in fieberhafte Hitze und der Puls schlug heftig. Endlich überkam meine erschöpfte Natur ein gesunder Schlaf. Man sollte denken, dass ich von meinen Plänen geträumt hätte, aber das geschah nicht. Mein Traum zeigte mir vielmehr Folgendes: Ich hatte am Morgen, wie gewöhnlich, meine Festung verlassen. Da beobachtete ich am Strand, wie elf Einheimische in zwei Kanus landeten und einen anderen Einheimischen mit sich schleppten, den sie schlachten wollten, um ihn zu fressen. Plötzlich sprang der Gefangene davon und rannte fort, um sein Leben zu retten. Es schien mir im Traum, als komme er zu dem kleinen Gebüsch an meiner Festung. Ich zeigte mich ihm und ermutigte ihn lächelnd, da ich ihn allein sah und nicht merkte, dass ihn die anderen auf seiner Flucht verfolgten. Er kniete vor mir nieder und schien mich um Hilfe anzuflehen. Ich zeigte ihm meine Leiter, ließ ihn übersteigen und führte ihn in meine Höhle. Von da an war er mein Diener, und nun, als ich diesen Mann für mich eingenommen hatte, sagte ich zu mir selbst:

<Jetzt darfst du dich getrost zum Festland hinwagen. Dieser Bursche soll dir als Lotse dienen; er wird dir erklären, wie du dir Lebensmittel verschaffen kannst, welche Orte du meiden musst, um nicht gefressen zu werden, wohin du dich wagen darfst und wohin nicht.>

Mitten in diesen Gedanken wachte ich auf. Der Eindruck der Freude, über meine geträumte Aussicht auf Errettung, war so unaussprechlich stark, dass mich Enttäuschung in tiefste Trauer versetzte, die folgte, als ich zu mir selbst kam und einsah, dass ich nur geträumt hatte. Indessen zog ich aus diesem Vorgang den Schluss, dass die einzige Möglichkeit, wie ich einen Fluchtversuch wagen könnte, davon abhinge, dass ich einen Einheimischen in

meine Gewalt bekäme. Das konnte aber nur mit einem der Gefangenen geschehen, die auf die Insel gebracht werden, um dort gefressen zu werden. Diesem Plan stellte sich jedoch wiederum eine große Schwierigkeit entgegen. Er schien nämlich nur dadurch ausführbar, dass ich einen ganzen Haufen von Einheimischen angriff und alle, bis auf einen tötete. Dies war nicht nur ein verzweifelttes Unternehmen, das leicht fehlschlagen konnte, sondern ich hatte auch aufs Neue Skrupel wegen der Rechlichkeit dieses Vorhabens. Ich schreckte vor dem Gedanken zurück, so viel Blut zu vergießen, wenn es auch für meine Rettung geschähe. Es ist unnötig, die schon früher dargelegten Bedenken, die ich gegenüber einem solchen Vorhaben hegte, hier zu wiederholen. Aber, obwohl ich jetzt ein neues Motiv zu haben glaubte, eben dass ich mir vorstellte, diese Menschen seien meine Todfeinde und würden mich fressen, wenn sie könnten, würde es daher Notwehr im äußersten Grade sein. Sie anzugreifen und nur aus meinem Selbsterhaltungstrieb heraus zu handeln, war eigentlich vollständig in Ordnung. Wenn ich also in dieser Weise verfahren würde, als ob sie mich wirklich schon angegriffen hätten, schreckte mich der Gedanke aber doch, Menschenblut, um meiner Befreiung willen, zu vergießen. Diese Gedanken beschäftigten mich doch so sehr, dass ich mich geraume Zeit nicht mit ihnen anfreunden konnte.

Dennoch gewann, nach langen inneren Kämpfen, das unendliche Verlangen nach Befreiung die Überhand und ich beschloss, mich, koste es was es wolle, eines jener Einheimischen zu bemächtigen. Daher galt es jetzt, über den schwierigen Punkt nachzudenken, wie dieser Plan auszuführen sei. Da ich aber kein zweckmäßigeres Verfahren finden konnte, nahm ich mir schließlich vor, nichts

weiter zu tun, als mich auf die Lauer zu legen, auszukundschaften, wenn die Einheimischen ans Land kamen, um dann das Übrige dem guten Glück zu überlassen und die Maßnahmen zu ergreifen, die sich von selbst ergaben. Diesen Entschluss im Kopf, stellte ich mich so oft, wie möglich auf Posten und zwar eine so lange Zeit, dass ich es am Ende schrecklich müde wurde. Über anderthalb Jahre wartete ich und begab mich fast täglich, während dieses Zeitraums, zur Westseite und der Südwestspitze der Insel, um nach den Kanus Ausschau zu halten, aber keines ließ sich blicken. Das wirkte zwar sehr entmutigend auf mich, aber meine Unruhe steigerte sich dadurch nur. Statt, dass früher meine Sehnsucht durch die Zeit abgestumpft worden war, verschärfte sie sich jetzt nur um so mehr, je länger es dauerte. Ich war eh nicht so begierig gewesen, den Anblick der Einheimischen zu vermeiden, jetzt wollte ich es unbedingt. Ich bildete mir ein, einen oder gar mehrere Einheimische, wenn ich sie hätte, vollständig zu meinen Sklaven machen und es dahin bringen zu können, dass sie mir ganz zu Willen und in keiner Weise gefährlich sein würden. Lange Zeit hindurch, gefielen mir solche Träumereien, ohne dass sich jedoch eine Aussicht auf ihre Verwirklichung eröffnet hätte.

Da nun wurde ich, nach mehr als anderthalb Jahren, als ich die Ausführung meines Planes schon fast aufgegeben hatte, eines Morgens früh, durch den Anblick von nicht weniger, als fünf Kanus, die auf meiner Inselfeite am Ufer lagen, überrascht. Die dazu gehörende Mannschaft war zwar nicht zu sehen, aber die große Zahl der Fahrzeuge schien alle meine Hoffnungen zunichte zu machen. Ich wusste, dass immer vier oder sechs, oft auch mehr Einheimische in einem Boot saßen und sah nicht ab, wie ich es anfangen sollte, als einzelner Mann zwanzig bis drei-

ßig dieser Feinde anzugreifen.

So lag ich denn missmutig und unruhig in meiner Festung, traf jedoch alle früher ausgedachten Anstalten und war gerade bereit zum Kampf, als sich etwas Seltsames ereignete. Nachdem ich nämlich eine gute Weile gewartet hatte, ob kein Lärm zu hören war, hatte ich meine Gewehre an den Fuß der Leiter gestellt und war dann zu dem Gipfel des Hügels hinaufgeklettert. Ich hielt jedoch den Kopf so gebeugt, dass man mich auf keine Weise bemerken konnte. Von dort aus beobachtete ich mit meinem Fernglas, dass sich die Anzahl der Einheimischen auf nicht weniger, als dreißig Mann belief. Sie hatten ein Feuer angezündet und eine Mahlzeit von gebratenem Fleisch vor sich. Wie sie es zubereitet oder was es für Fleisch war, wusste ich nicht. Sie tanzten gerade in wunderbaren Windungen und mit barbarischen Grimassen rund um das Feuer herum. Da bemerkte ich plötzlich durch mein Glas, wie man zwei Unglückliche aus den Booten, wo sie, wie es schien, gefesselt gelegen hatten, herbeischleppte, um sie zu schlachten. Ich sah, wie der eine von beiden durch eine Keule oder ein hölzernes Schwert, hinfiel. Zwei oder drei der Kannibalen fielen sogleich über ihn her, um ihn für die Mahlzeit zu zerschneiden. Währenddessen stand das andere Schlachtopfer an der Seite und wartete, bis die Reihe an ihn kam. Mit einem Male zuckte in dem armen Teufel, der sich ein wenig frei fühlte, die Liebe zum Leben auf und er rannte mit unglaublicher Schnelligkeit geradewegs dorthin, wo meine Behausung lag. Ich war zu Tode erschreckt, als er diese Richtung einschlug, besonders, als ich sah, dass ihn der ganze Haufen verfolgte.

Jetzt erwartete ich mit Sicherheit, würde sich auch der andere Teil meines Traumes erfüllen und der Flüchtling wer-

de Schutz in meinem Gebüsch suchen. Dagegen durfte ich nicht darauf zählen, dass die andern Einheimischen ihm nicht nacheilen und ihn nicht finden würden, wie ich geträumt hatte. Doch blieb ich auf meinem Posten und mein Mut stieg, als ich sah, dass ihn nur drei Leute verfolgten. Noch mehr freute ich mich, dass er sie an Schnelligkeit weit übertraf und dass er sich retten könnte, wenn er die Flucht nur eine halbe Stunde lang aushalten würde. Zwischen den Einheimischen und meiner Festung, befand sich, die früher oft erwähnte Bucht, in die ich immer mein Floß hineingesteuert hatte. Es war klar, dass der arme Kerl diese durchschwimmen musste, wenn er nicht in die Hände der Verfolger fallen wollte.

Mein Freitag.

Tatsächlich warf sich der Flüchtling, an diesem Meeresarm angekommen, ohne lange zu zögern, ins Wasser, durchschwamm die gerade durch die Flut angeschwollene Strömung, in etwa dreißig Schwimmstößen, gelangte an Land und rannte dann mit ungemeiner Kraft und Flinkheit weiter. Als die drei Einheimischen zur Bucht kamen, schien es, dass nur zwei von ihnen schwimmen konnten, der dritte aber nicht. Dieser schaute den anderen nach, als sie sich in die Flut stürzten und ging dann langsam zurück, was sein Glück war, wie sich zeigen wird. Die beiden brauchten noch einmal so lang, um die Bucht zu durchschwimmen, wie der Entflohene. In diesem Augenblick kam mir lebhaft und unwiderstehlich der Gedanke, dass jetzt die Zeit sei, mir einen Diener und mit ihm vielleicht zugleich, auch einen sehnlichst gewünschten Gefährten zu verschaffen. Ich war offenbar von Gott dazu bestimmt, dem armen Teufel das Leben zu retten.

Ich stieg in größtmöglicher Eile die Leitern herunter, ergriff die am Fuß stehenden zwei Gewehre, erkletterte in gleicher Hast wieder den Gipfel des Hügels, eilte von dort aufs Meer zu und gelangte dadurch zwischen den Flüchtling und die Verfolger. Dem ersten rief ich laut zu. Er schaute sich um und war, im ersten Augenblick, wahrscheinlich von mir genauso erschreckt, wie er in Todesangst vor seinen Verfolgern war. Ich gab ihm aber ein Zeichen, zu mir zu kommen und ging unterdessen langsam den beiden anderen entgegen. Plötzlich stürzte ich mich auf den Vordersten und schlug ihn mit dem Flintenkolben nieder. Ich zögerte, zu feuern, damit es die Übrigen nicht hören sollten, obwohl sie es, bei der großen Entfernung, kaum gehört haben dürften und, da sie auch

den Rauch nicht sehen konnten, kaum vermuten konnten, was der Knall zu bedeuten hatte. Nachdem ich den einen der Einheimischen zu Boden geschmettert hatte, hielt der andere erschrocken inne. Als ich näher kam, bemerkte ich, dass er Bogen und Pfeile hatte und gerade nach mir zielte. So war ich denn doch zum Schuss gezwungen, mit dem ich ihn auch sofort tötete.

Der arme Flüchtling war, obwohl er seine beiden Feinde niedergestreckt sah, doch so durch Feuer und Knall meines Gewehrs entsetzt, dass er wie eine Bildsäule da stand und sich nicht vom Fleck rührte. Dabei schien er aber eher geneigt zu sein, zu fliehen, als zu mir zu kommen. Ich rief ihn nochmals an und winkte ihm herbeizukommen. Er machte einige Schritte vorwärts, blieb dann stehen, ging wieder einige Schritte und hielt daraufhin abermals inne. Ich sah, wie er zitterte, als ob er glaubte, ebenso sterben zu müssen, wie seine beiden Feinde. Auf mein Winken und meine Zeichen zur Ermutigung, kam er näher und kniete alle zehn bis zwölf Schritte nieder, um seine Dankbarkeit dafür anzudeuten, dass ich ihm das Leben gerettet hatte. Ich sah ihn lächelnd und freundlich an und forderte ihn mit Winken auf, noch näher zu kommen. Endlich befand er sich dicht bei mir, kniete abermals nieder, küsste die Erde, legte den Kopf auf den Boden, ergriff meinen Fuß und stellte diesen auf seinen Kopf. Er wollte damit, wie es schien, andeuten, dass er für alle Zeit mein Sklave sein werde.

Ich hob ihn auf und suchte ihn zu ermutigen, so gut ich konnte. Aber es gab jetzt noch mehr zu tun. Ich bemerkte nämlich, dass der Einheimische, den ich zu Boden geschlagen hatte, nicht tot, sondern nur betäubt war und anfang, wieder zu sich zu kommen. Ich deutete auf ihn, zum Zeichen, dass er sich wieder erholte.

Der Gerettete sprach hierauf einige Worte, die ich zwar nicht verstand, über die ich mich aber dennoch sehr freute. Denn sie waren der erste Ton einer Menschenstimme, die ich, außer der meinen, seit mehr als fünfundzwanzig Jahren vernahm. Doch war zu solchen Betrachtungen jetzt keine Zeit. Der zu Boden geschmetterte Einheimische hatte sich nämlich so weit erholt, dass er sich aufrecht hinsetzen konnte. Mein Gefangener schien erschreckt, als ich aber mit meiner Flinte auf den anderen zielte, machte er (den ich von jetzt an meinen neuen Freund nennen will) mir ein Zeichen, dass ich ihm meinen Säbel, der ohne Scheide an meiner Seite hing, geben sollte. Nachdem ich das getan hatte, eilte er sofort auf seinen Feind los und schlug ihm mit einem Hieb so geschickt den Kopf ab, dass es kein Scharfrichter in England rascher und besser fertig bringen könnte. Mich wunderte das um so mehr, weil ich wohl annehmen durfte, dass er nie im Leben ein anderes, als die, bei den Einheimischen gebräuchlichen, hölzernen Schwerter in Händen gehabt hatte. Doch erfuhr ich später, dass diese Holzschwerter so scharf und aus so hartem Holz sind, dass man mit ihnen Köpfe und Arme auf einen Schlag abhauen kann.

Nachdem er sein Werk vollbracht hatte, kam mein neuer Freund lachend zu mir zurück und legte, mit allerlei Grimassen, die ich nicht verstand, den Säbel und den Kopf des Getöteten zu meinen Füßen nieder. Am meisten hatte den geretteten Einheimischen in Erstaunen versetzt, wie ich es angefangen hatte, den anderen Indianer⁴⁰ aus so großer Entfernung zu töten. Er machte

⁴⁰ Dieser Begriff taucht hier zum ersten Mal auf und wird nicht verändert, da das Wort im Deutschen keine rassistische oder abwertende Konnotation hat. Die Verwendung dieses neuen Ausdrucks weist darauf hin, dass an dieser Stelle ein Paradigmenwechsel stattfindet.

mir ein Zeichen, dass ich ihn zu diesem gehen lassen sollte, wozu ich ihn auch durch Winken aufforderte. Als er zu ihm kam, stand er verwundert da, betrachtete ihn, wendete ihn von einer Seite auf die andere und schaute sich die Wunde an, die die Kugel hervorgebracht hatte. Diese schien in die Brust eingedrungen zu sein, ohne dass starker Blutverlust eingetreten war, denn der Getroffene war nach innen verblutet und völlig tot.

Mein neuer Freund nahm ihm Bogen und Pfeile weg und kam damit zurück. Jetzt wandte ich mich zur Rückkehr und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, dass er mit mir kommen solle, da noch andere Verfolger nahen könnten. Er bedeutete mir, dass er die Toten in den Sand verscharren wolle, damit die Übrigen sie nicht entdeckten, wenn sie hinter ihm herkämen. Sobald ich ihm durch Zeichen die Erlaubnis dazu gab, scharrte er sofort, mit den Händen, Löcher in den Sand und begrub einen nach dem andern, innerhalb etwa einer Viertelstunde. Dann rief ich ihn und nahm ihn mit mir mit, ging aber, statt zu meiner Festung, zu meiner im abgelegenen Teil der Insel befindlichen Höhle. (Demnach ließ ich den Teil meines Traumes, in welchem der Flüchtling sich in mein Gebüsch verborgen hatte, nicht wahr werden.) In der Höhle gab ich ihm Brot, ein Bündel Rosinen und einen Schluck Wasser, nach dem er wegen seiner Flucht sehr gierig war. Als er sich erfrischt hatte, bedeutete ich ihm, dass er sich schlafen legen sollte. Ich zeigte ihm einen Ort, wo ein Haufen Reisstroh und einer meiner Decken lagen und der arme Bursche hatte sich kaum darauf ausgestreckt, als er auch schon eingeschlafen war.

Er war ein stattlicher, hübscher Kerl, gut gebaut, hatte kräftige Glieder, war schlank und wohl proportioniert. Nach meiner Berechnung war er etwa sechsundzwanzig

Jahre alt. Seine Gesichtszüge waren männlich und ohne Einheimischenausdruck. Besonders wenn er lächelte, hatte er die ganze Anmut und den Sanftmut eines gebildeten Europäers. Sein Haar war lang und schwarz und nicht völlig gekräuselt, die Stirn hoch und breit und seine Augen sehr lebhaft und von einem funkelnden scharfen Ausdruck. Seine Hautfarbe war nicht völlig schwarz, sondern braungelb, aber nicht von jener hässlichen gelben, widerlichen Farbe, wie man sie bei den brasilianischen, virginischen⁴¹ und anderen Eingeborenen aus Amerika sieht, sondern von einer Art glänzenden Olivenbrauns, das einen angenehmen, aber schwer zu beschreibenden Anblick erzeugte. Sein Gesicht war rund und voll, die Nase klein und nicht platt wie oft, die der Farbigen, der Mund schön, die Lippen schmal, die Zähne gut gereiht und weiß wie Elfenbein. Sofort war ich eingenommen, von seiner prickelnden Erotik, die unmittelbar auf mich einwirkte. Ich wusste gar nicht mehr, dass mein Körper Stellen hatte, die auf solche Reize anders reagierten, als sie es sonst taten. Ich merkte schnell, wie sich mein Geist, aber insbesondere mein Körper innerlich anspannte und danach strebte, baldmöglichst eine Entspannung zu erfahren. Noch aber musste ich abwarten, ich wusste ja nicht, ob dieser Indianer auf Avancen dieser Art anspringen würde.

Nachdem er über eine halbe Stunde lang geschlafen oder richtigerweise, geschlummert hatte, erwachte er und kam aus der Höhle zu mir in die dicht daneben befindliche Einfriedigung, wo ich gerade meine Ziegen molk. Sobald er mich erblickte, eilte er herbei, warf sich auf die Erde und suchte mir, mit allen möglichen seltsamen Gebärden seine Dankbarkeit zu zeigen. Zuletzt legte er den

⁴¹ Virginisch = jemand, die oder der aus Virginia stammt.

Kopf auf die flache Erde und setzte, wie schon einmal, einen meiner Füße darauf. Kurzum, er suchte, durch Zeichen der Unterwürfigkeit und demütigen Ergebenheit anzudeuten, dass er mir sein ganzes Leben hindurch treu zu dienen gewillt sei. Das Meiste von dem, was er sagen wollte, begriff ich auch und ich gab ihm zu verstehen, dass ich mit ihm zufrieden sei (was gelinde gesagt, untertrieben war).

Nicht lange später, fing ich schon an, ihn im Sprechen zu unterrichten. Zunächst brachte ich ihm bei, dass er Freitag heißen sollte, weil ich ihm an diesem Tage das Leben gerettet hatte. Ich lehrte ihn ferner, mich mit »Robinson« und nicht Herr anzureden, »ja« und »nein« zu sagen und die Bedeutung beider Worte zu verstehen. Indem ich ihm Milch aus einem tönernen Topf zu trinken gab, zeigte ich ihm, wie ich selbst daraus trank und mein Brot darin eintauchte, reichte ihm dann ein Stück Brot, damit er es mir nachmachte und er tat es auch sofort unter Zeichen, dass ihm das sehr wohl gefiel. Während der folgenden Nacht blieb ich mit ihm an diesem Ort. Schon kurz nachdem ich mich hingelegt hatte, robbte er zu mir und legte sich in meinen Arm. Ich war derart aufgereggt, dass ich mich nicht mehr unter Kontrolle hatte. Freitag und ich verbrachten die aufregendste Nacht miteinander, die ich je erlebt hatte. Freitag genoss unser Zusammensein mehr und intensiver, als ich mir es je in meinen kühnsten Träumen erdacht haben konnte. Und was für mich das Wichtigste war, dass er offensichtlich Freude daran hatte und es nicht tat, weil er sich in meiner Schuld zu befinden glaubte.

Sobald aber der Tag angebrochen war, forderte ich ihn auf, mir zu folgen, da ich ihm Kleider geben wollte. Er schien sehr froh darüber zu sein, da er völlig nackt war.

Als wir an die Stelle kamen, wo er die beiden Indianer verscharrt hatte, zeigte er mir den Platz und die Merkmale, die er angebracht hatte, um sie wiederzufinden, wobei er mir durch Zeichen zu verstehen gab, dass wir sie wieder ausgraben und dann essen sollten. Hierüber ließ ich ihn aber meine ganze Entrüstung merken, drückte meinen Schauer davor aus und tat, als ob ich mich, bei dem bloßen Gedanken daran, übergeben müsste. Dann winkte ich ihm, mit mir fortzugehen, was er sofort in großer Unterwürfigkeit tat. Ich führte ihn zunächst auf den Gipfel des Hügels, um nachzusehen, ob sich seine, oder besser, unsere Feinde entfernt hatten. Durch mein Fernglas konnte ich deutlich den Ort, wo sie gelagert hatten, erkennen, aber es war weder etwas von ihnen, noch von ihren Kanus zu bemerken. Offenbar hatten sie sich wegbegeben, ohne nach ihren zurückgebliebenen Kameraden zu suchen. Diese Entdeckung stellte mich jedoch keineswegs zufrieden. Da ich jetzt mutiger und demzufolge auch neugieriger war, nahm ich Freitag mit mir, gab ihm den Säbel in die Hand, Bogen und Pfeile auf den Rücken und ließ ihn außerdem für mich ein Gewehr tragen, während ich mich selbst mit zwei davon bewaffnete. So ausgerüstet, begaben wir uns an den Ort, wo die Einheimischen gewesen waren. Denn ich hatte große Lust, mir genauere Informationen von ihrem Treiben zu verschaffen.

Als wir an ihre Lagerstelle kamen, bot sich mir ein Schauspiel, das mir vor Schauer das Blut gerinnen und das Herz stocken ließ, während es auf Freitag keinen besonderen Eindruck machte. Der Platz war nämlich ganz mit Menschengedäulen bedeckt und mit Blut förmlich gedüngt. Große Stücke Fleisch lagen halb verzehrt, zerrissen und beschmutzt umher. Mit einem Wort, man sah alle

Spuren des grausigen Triumphfestes, das die Einheimischen hier über ihre Feinde gefeiert hatten. Ich zählte drei Schädel, fünf Hände, die Knochen von drei oder vier Beinen und Füßen und eine Menge anderer Stücke menschlicher Leichname. Freitag gab mir zu verstehen, dass vier Gefangene herüber gebracht und drei davon gefressen worden waren, während er das vierte Opfer hätte abgeben sollen. Bei einer großen Schlacht zwischen den Einheimischen und deren Nachbarkönig, zu dessen Untertanen er zu gehören schien, sei eine große Zahl von Gefangenen gemacht worden, welche alle an verschiedene Orten verschleppt worden waren, um dort verzehrt zu werden. Ich bat Freitag, die Schädelknochen, das Fleisch und die übrigen Reste auf einen Haufen zu schichten, ein großes Feuer anzuzünden und sie zu Asche zu verbrennen. Er schien noch immer große Lust zu haben, etwas von den Kadavern zu verspeisen und gebärdete sich, noch ganz und gar, wie ein Kannibale. Aber ich zeigte ihm so großen Abscheu, bei dem bloßen Gedanken an eine solche Handlung, dass er seine Gelüste nicht verraten durfte. Ich hatte ihm nämlich begreiflich gemacht, dass ich ihn erschießen würde, wenn er sich erdreistete, sein Verlangen zu befriedigen.

Nach einiger Zeit kehrten wir zu meiner Festung zurück. Dort gab ich Freitag, vor allem, ein Paar leinene Hosen, die ich aus dem Koffer des erwähnten armen Kanoniers aus dem Wrack geholt hatte. Nach einer kleinen Veränderung passten sie ihm ganz gut. Dann machte ich ihm aus Ziegenfell, so gut ich es konnte, einen Wams, denn ich hatte mich jetzt zu einem ganz leidlichen Schneider herauskristallisiert. Weiterhin fertigte ich ihm aus Hasenfell eine Mütze, die ihm recht hübsch zu Gesicht stand und so war er fürs Erste ziemlich gut bekleidet.

Es machte ihm viel Vergnügen, sich beinahe so schön, wie sein neuer Freund selbst ausgestattet zu sehen. Freilich sah er am Anfang in seinem Kostüm etwas sehr linksch aus. Er schien sich in den Hosen zu genieren und die Wamsärmel drückten ihn auf der Schulter und unterhalb der Arme. Nachdem ich aber die Stellen, über die er sich beklagte, etwas bequemer gemacht und er sich ein wenig an seine Kleidung gewöhnt hatte, fühlte er sich darin ganz wohl. Am nächsten Tag überlegte ich, wo ich ihn in Zukunft unterbringen sollte. Um ihm die gleiche Bequemlichkeit, wie ich sie selbst genoss, zu verschaffen, errichtete ich für ihn ein kleines Zelt auf dem freien Raum, zwischen meinen beiden Festungswerken. Da man von hier aus in die Höhle gelangen konnte, zimmerte ich eine passende Brettertür und setzte diese in die Öffnung. Ich richtete es so ein, dass sie von innen geöffnet werden konnte und verriegelte sie bei Nacht. Da ich abends auch meine Leitern einzog, konnte Freitag nicht durch meine innerste Palisadenwand gelangen, ohne so viel Lärm zu machen, da ich darüber wach geworden wäre. Diese Maßnahmen hatte ich eingeführt, um erst einmal Abstand zu Freitag zu gewinnen, denn die Tatsache, dass er ein Kannibale war, hatte mich erst einmal gehörig abgeschreckt und deshalb war mir jegliche, weitere Intimität zunächst einmal recht zuwider.

Über meine erste Palisadenwand, ragte jetzt ein Dach aus langen Pfählen, das mein Zelt ganz bedeckte und sich an die Hügelseite lehnte. Statt mit Latten, hatte ich es mit dünneren Stöcken kreuzweise belegt und darüber eine dichte Lage aus Reisstroh, das dick wie Rohr war, ausgebreitet. In der Öffnung, die für das Hineinsteigen mit der Leiter gelassen war, hatte ich eine Art Falltür angebracht, die sich nicht öffnete, sondern mit lautem Krach herunter-

fallen musste, wenn sie von außen angegriffen wurde. Auch meine sämtlichen Waffen nahm ich jede Nacht mit zu mir in den inneren Raum. Diese Vorkehrungen wären aber alle nicht nötig gewesen. Denn nie hat jemand einen treueren, anhänglicheren und aufrichtigeren Gefährten gehabt, wie es Freitag war. Frei von schlimmen Leidenschaften (außer der, die ich auch hatte), von allem mürrischen Wesen und von jeder Arglist, mir ganz und gar ergeben, liebte er mich wie ein Liebhaber seinen Partner. Ich kann sagen, dass er sein Leben für mich bei jeder Gelegenheit, ohne Weiteres geopfert haben würde, denn zahlreiche Begebenheiten hatten mir dies unzweifelhaft bewiesen. Ich habe oft mit Verwunderung meine Betrachtungen darüber angestellt, warum Gott es zulässt, dass ein so großer Teil seiner menschlichen Geschöpfe die Fähigkeiten und Anlagen ihrer Seele nicht nutzten. Er hat ihnen doch dieselben Geistesgaben verliehen wie uns, dieselbe Vernunft, dieselben Neigungen, die gleichen Empfindungen des Wohlwollens und der Dankbarkeit, das gleiche Gefühl für Gutes und Schlechtes und dieselbe Empfindung für Aufrichtigkeit und Treue. Wenn es dem Schöpfer gefallen hätte, ihnen die Gelegenheit zur Anwendung zu geben, so würden sie gewiss gerade so bereitwillig, ja noch bereitwilliger, als wir sein, von ihren Gaben den rechten Gebrauch zu machen.

Zuweilen machte mich auch der Gedanke traurig, wie schlecht wir dagegen unsere Anlagen verwenden, obwohl wir doch, durch das große Licht der Offenbarung und durch die Kenntnis seines Wortes, aufgeklärt sind. Auch das brachte mich zum Nachdenken, warum, nach Gottes Rat, so viel Millionen Seelen dieser heilsamen Erkenntnis fern bleiben, die sie besser anwenden würden, als wir, wenn ich nach meinem armen neuen Freund Freitag urteilen darf.

Von hier aus kamen weitere Gedanken über das Walten der Vorsehung auf und ich verirrte mich so weit, dass ich die göttliche Gerechtigkeit, in der willkürlichen Anordnung der Dinge, zu vermissen wagte, nach der dieses Licht einigen gegeben und anderen verborgen ist, da doch von beiden gleiche Pflichterfüllung gefordert wird. Doch schnitt ich diese Ideen durch die Erwägungen ab: erstens, dass wir ja gar nicht wissen, nach welchem Grad der Erkenntnis und nach welchem Gesetz diese Menschen gerichtet werden. Und mehr noch, dass es nicht anders sein kann, da Gott, durch seine Natur, natürlich unendlich heilig und gerecht sein muss. Diese armen Menschen, die zum Entferntsein von Gott verdammt sind, können auch nur für ihre Sünden gerichtet werden, die sie gegen eine Erkenntnis verbrochen haben. Wie die Heilige Schrift sagt, ist dies ein Gesetz in ihnen selbst. Dann aber sagt sie auch, dass wir, Gott gegenüber, nur der Lehm in der Hand des Töpfers sind und dessen Gefäß zu seinem Urheber nicht sagen kann:

»Warum hast du mich also gebildet und nicht andere?«

Um jedoch auf meinen neuen Gefährten zurückzukommen, so gefiel er mir außerordentlich gut. Ich erachtete es für meine Pflicht, ihn in allem zu unterweisen, was ihn nützlich und geschickt machen könnte und natürlich auch in den etwas privateren Dingen, die er so noch nicht kannte und die, auf Dauer, für uns beide von besonderer Erquickung sein würden. Besonders gab ich mir Mühe, ihn sprechen und mich verstehen zu lehren. Er war der aufgeweckteste Schüler, den man sich denken kann, voll Heiterkeit, von emsigem Fleiß und so voll Freude, wenn er mich verstand oder sich mir verständlich machen konnte, auch weil ich mich sehr gern mit ihm unterhielt.

Mein Leben gestaltete sich jetzt so angenehm, dass ich mir oft sagte, wenn mich nur die übrigen Einheimischen unbehelligt ließen, wollte ich an eine Entfernung von meinem jetzigen Aufenthalt gar nicht mehr denken. Einige Tage nach meiner Rückkehr in meine Festung, nahm ich Freitag, früh Morgens, mit in den Wald, da ich überlegte, dass ich ihm den Geschmack von anderem Fleisch zeigen müsste, wenn ich ihm die kannibalische Lust am Verzehren von Menschenfleisch abgewöhnen wollte. Ich beabsichtigte nämlich, eines der von mir aufgezogenen Ziegenlämmer zu töten und das Fleisch zu Hause zuzubereiten. Auf dem Wege aber bemerkte ich eine Ziege, die mit zwei jungen Lämmern im Schatten lag. Ich nahm Freitag am Arm, bat ihn, stillzustehen, legte mein Gewehr an und schoss damit auf eins der Lämmer, so dass es sofort tot umfiel. Der arme Bursche, der mich früher schon aus einiger Entfernung seinen Feind, den Einheimischen, hatte töten sehen, ohne zu wissen, wie ich das bewerkstelligt hatte, war offenbar so erstaunt, dass ich glaubte, er würde vor Schreck ebenfalls umfallen. Er sah gar nicht, dass ich das Lamm getötet hatte, sondern er riss seinen Wams auf, um zu fühlen, ob nicht er selbst verwundet worden war. Jedenfalls glaubte er, ich wollte ihn töten, denn er kam herbei, kniete nieder, umfasste meine Knie und sagte allerlei, von dem ich nur so viel verstand, dass er damit um Schonung seines Lebens flehen wolle.

Ich machte ihm bald begreiflich, dass ich ihm nichts zu Leide tun würde, ergriff ihn bei der Hand, zeigte, indem ich ihn auslachte, auf das getötete Lamm und bat ihn, es herbeizuholen. Während er es verwundert betrachtete, um zu wissen, wie das Tier erlegt worden war, lud ich aufs Neue mein Gewehr. In diesem Augenblick bemerkte ich

einen habichtartigen Vogel, der in Schussweite auf einem Baume saß. Um Freitag einigermaßen begreiflich zu machen, was ich beabsichtigte, rief ich ihn wieder zu mir, zeigte auf den Vogel (es war ein Papagei) und dann wieder auf meine Flinte und auf die Erde unter dem Vogel, damit er sehen würde, wohin dieser fallen würde. Dann gab ich Feuer und bat ihn, dahin zu blicken, wo der getötete Papagei lag. Trotz alledem, stand Freitag aufs Neue ganz erschrocken da. Er schien um so mehr erstaunt, weil er nicht gesehen hatte, dass ich etwas in das Gewehr getan hatte. Daher dachte er, ich besäße irgendein geheimes Mittel der Vernichtung, womit man Menschen und Tiere in der Nähe und Ferne töten könnte. Hätte ich es zugelassen, ich glaube, er würde mich und meine Flinte angebetet haben. Mehrere Tage hindurch wagte er nicht, das Gewehr anzurühren, aber wenn er allein war, sprach er es an und schwatzte mit ihm, als ob es ihm geantwortet hatte. Später erfuhr ich von ihm, dass er es gebeten hatte, ihn nicht zu töten. Nachdem, sich bei dieser Gelegenheit sein Erstaunen einigermaßen gelegt hatte, bat ich ihn, den geschossenen Vogel herbeiholen. Er zögerte etwas, denn der Papagei war anfangs nicht ganz tot gewesen und noch eine Strecke weit geflattert. Endlich brachte er ihn herbei und jetzt lud ich, während er sich entfernt hatte, wiederum meine Flinte, um bei seiner Rückkehr schussfertig zu sein. Da sich aber kein Tier für meinen Schuss zeigte, brachte ich das Lamm heim, zog ihm noch am gleichen Abend das Fell ab, zerlegte es, so gut es ging und kochte, da ich jetzt ein geeignetes Gefäß besaß, darin etwas von dem Fleisch, bereitete davon auch eine sehr gute Bouillon.

Nachdem ich selbst davon gegessen hatte, gab ich meinem Einheimischen auch von diesem Fleisch zu essen

und es schien ihm sehr gut zu munden. Was ihn am meisten befremdete, war, dass er es mich mit Salz essen sah. Er gab mir zu verstehen, dass Salz nicht gut schmecke, steckte ein wenig davon in den Mund, schien dabei Ekel zu empfinden, spuckte es wieder aus und spülte sich danach den Mund mit frischem Wasser. Hierauf nahm ich meinerseits etwas Fleisch, ohne Salz in den Mund und wiederholte das, was er getan hatte, als ob ich es wieder ausspucken müsste, weil es nicht gesalzen sei. Aber das half nichts. Lange Zeit wollte er sich nicht dazu hinreißen lassen, Fleisch oder Bouillon mit Salz zu genießen und auch später nahm er immer nur ein wenig von diesem Gewürz hinzu. Am nächsten Tag gab ich Freitag dann ein Stück geröstetes Fleisch vom Lamm zu essen. Ich hatte das Rösten bewerkstelligt, wie ich es öfters bei Leuten in England beobachtet hatte. Nachdem ich nämlich zwei Stäbe, zu beiden Seiten des Feuers in den Boden gesteckt hatte, legte ich einen dritten Stock darüber, hing an diesen das Fleisch mit einem Seil auf und ließ es sich daran fortwährend drehen. Freitag staunte über all das sehr. Als er von dem Fleisch aß, drückte er auf die verschiedenste Weise sehr deutlich aus, wie gut es ihm schmeckte, versicherte letztendlich auch, er werde nie mehr Menschenfleisch essen, was ich mit Vergnügen hörte.

Am folgenden Tag ließ ich Freitag Gerste auskörnen und sie, in der früher beschriebenen Weise, reinigen. Bald verstand er es so gut, wie ich selbst, besonders nachdem er begriffen hatte, dass es für Brot bestimmt sei. Denn auch dieses zubereiten zu können, hatte ich ihn gelehrt und bald besaß Freitag, bei allen diesen Dingen, gleiche Fertigkeiten, wie ich. Ich überlegte nun, dass ich, da ich jetzt für zwei Mägen, statt für einen, zu sorgen hatte, auch ein größeres Stück Feld besäen müsse, als früher.

Daher begann ich ein weiteres Stück Land einzuzäunen, wobei mir Freitag sehr willig und ausdauernd half, nachdem ich ihm gesagt hatte, dass dies geschehe, um genug Brot für ihn und mich selbst zu bekommen. Er schien sehr verständig dafür zu sein und gab mir zu verstehen, dass er auch um so eifriger mitarbeiten werde, da ich um seinerwillen viel mehr Mühe habe. Ich sollte ihm nur sagen, was zu tun sei. Das jetzt folgende Jahr war das angenehmste unter allen, die ich auf der Insel zugebracht habe. Freitag fing an, ganz gut sprechen zu lernen und verstand die Namen fast aller Gegenstände und aller Orte, zu denen ich ihn schickte. Er schwatzte ohne Unterlass mit mir und ich gebrauchte jetzt meine Zunge, und das in allen Belangen, wieder sehr eifrig, nachdem ich so lange keine Gelegenheit gehabt hatte, sie zu benutzen. Außer dem Vergnügen, mich mit ihm zu unterhalten, machte mir mein Gefährte auch in anderer Hinsicht viel Freude. Die einfache, unverstellte Redlichkeit seiner Seele offenbarte sich mir jeden Tag mehr und ich begann, ihn von Herzen zu lieben. Andererseits fasste auch er eine solche Liebe zu mir, wie er sie früher wohl für kein anderes Wesen gefühlt hatte. Ich fand mich wieder in einer Lage, wie ich sie mir nie vorstellen konnte. Es war genau das eingetreten, das meinem ureigensten Wesen entsprach, ich liebte Männer und nicht die Frauen und hier, wo es keine vorurteilsbeladene, englische Gesellschaft gab, die mir Steine in den Weg legte, war all das möglich. Und was Gott anging, er hatte es offensichtlich so gewollt. Ich hatte auf sein Geheiß, ein Menschenleben gerettet und wurde mit Liebe dafür belohnt.

Einmal reizte es mich, zu versuchen, ob Freitag wohl ein starkes Verlangen nach der Rückkehr in seine Heimat habe. Da er jetzt genug Englisch verstand, um fast auf alle meine Fragen antworten zu können, fragte ich ihn, ob

das Volk, zu dem er gehörte, nie eine Schlacht gewonnen habe. Lächelnd erwiderte er.

»Ja, ja, wir immer fechten das Beste«,

womit er sagen wollte, dass sein Volk immer siegreich kämpfte. Hieraufhin hatten wir folgendes Gespräch:

»Wenn ihr«, sagte ich, »immer das Beste fechtet, wie kommt es dann, Freitag, dass du gefangen genommen wurdest?«

Freitag: »Mein Volk trotzdem schlägt das Meiste«.

Ich: »Wieso schlagen? Wenn dein Volk sie schlägt, wie konntest du gefangen werden?«

Freitag: »Sie viel mehr waren als wir, sie eins, zwei, drei und mich gefangen haben. Mein Volk sie auch geschlagen haben, aber auf Platz, wo ich nicht war. Dort mein Volk gefangen haben eins, zwei, ein großes Tausend«.

Ich: »Aber weshalb haben die Deinigen dich nicht aus der Hand der Feinde befreit?«

Freitag: »Sie mit eins, zwei, drei und mir fortlaufen und in Kanu bringen. Mein Volk damals nicht hatten Kanu«

Ich: »Nun, und was macht dein Volk mit den Gefangenen?«

Freitag: »Bringt es sie auch fort und frisst sie, wie jene tun. Mein Volk isst Mensch auch. Isst sie alle auf«.

Ich: »Wohin bringt ihr sie denn?«

Freitag: »An anderen Ort, wohin man will«.

Ich: »Kommt ihr auch hierher?«

Freitag: »Ja, ja, hierher, auch an anderen Platz«.

Ich: »Bist du denn auch schon mit hier gewesen?«

Freitag: »Ja, auch hier gewesen bin«. (Hierbei zeigte er zur Nordwestseite der Insel, wo der gewöhnliche Landungsplatz seiner Landsleute zu sein schien.)

Hierdurch hatte ich also erfahren, dass Freitag unter jenen Einheimischen gewesen war, die früher auf den entfernteren Inselteil zu kommen pflegten und dass ihn damals dieselbe Veranlassung, um derentwillen er selbst hierher gebracht worden war, dahin geführt hatte. Einige Zeit darauf, als ich Mut genug fühlte, mit ihm an diese Stelle zu gehen, erkannte er sie sofort wieder. Wie er mir sagte, war er einmal dort gewesen, als er und seine Leute zwanzig Männer, zwei Weiber und ein Kind verzehrt hatten. Die Zahl zwanzig verdeutlichte er mir, da er sie auf Englisch nicht aussprechen konnte, indem er die entsprechende Anzahl Steine in einer Reihe auf die Erde legte und mich aufforderte, sie zu zählen. Das obige Gespräch habe ich hauptsächlich deshalb geführt, weil es die Einleitung zu der folgenden Mitteilung Freitags gab. Nachdem ich ihn gefragt hatte, wie weit sein Land von unserer Insel war und ob die Kanus nicht oft untergingen, erwiderte er, es sei keine Gefahr dabei und nie sei eins verloren gegangen. Denn, wenn man ein wenig zur See komme, so fände sich da eine Strömung, die sich morgens immer in einer anderen Richtung, als nachmittags bewegte. Damals glaubte ich, dies beziehe sich nur auf den Wechsel von Ebbe und Flut, später aber erfuhr ich, dass es von der Gewalt des Stromwechsels in dem mächtigen Orinokofluss herrühre, in dessen Golf oder Mün-

dung, wie mir später bekannt wurde, unsere Insel lag. Das Land, das ich im Westen und Nordwesten bemerkt hatte, war nämlich die große Insel Trinidad, die nördlich vom Ausfluss des genannten Stromes liegt. Ich richtete von jetzt ab an Freitag tausenderlei Fragen über das Land, die Einwohner, die See, die Küsten und die benachbarten Nationen und er sagte mir, mit der größten Aufrichtigkeit, alles, was er darüber wusste. Durch meine Fragen nach den Namen der Nationen seines Stammes brachte ich jedoch nur den Namen »Caribs« aus ihm heraus. Hieraus entnahm ich leicht, dass es die Kariben waren, deren Wohnsitz, auf unseren Karten, zwischen der Mündung des Orinoko, bis nach Guyana und weiter bis St. Martin genannt sind.

Wie Freitag mir sagte, wohnten seine Leute, weit jenseits des Mondes, das heißt des Monduntergangs, was im Westen seines Landes sein musste, weißbärtige Männer wie ich, wären auch dort, wobei er auf meinen großen Backenbart zeigte. Dieselben hätten schon »viel Mensch« getötet, wie er sich ausdrückte. Ich entnahm daraus, dass er die Spanier meinte, deren Grausamkeit in Amerika überall gewütet hatte und deren schlimmes Andenken sich bei all diesen Nationen weitervererbte. Ich fragte dann, wie ich es anfangen könnte, von unserer Insel zu diesen weißen Männern zu gelangen.

»Ja ja«, antwortete er, »es gehen kann in zwei Kanus.«

Ich verstand nicht, was er damit meinte und brachte erst nach großen Anstrengungen heraus, dass er mit dieser Bezeichnung ein großes Boot, das so umfangreich wie zwei Kanus war, gemeint hatte. Diese Unterredung erfreute mich sehr und seitdem hielt ich die Hoffnung fest, früher oder später einmal die Gelegenheit zu finden, mit

Hilfe dieses armen Einheimischen von meiner Insel zu entrinnen.

Während der langen Zeit, die Freitag jetzt bei mir war, hatte ich, nachdem er mich völlig verstehen gelernt hatte, auch nicht unterlassen, bei ihm die Basis zu einer religiösen Erkenntnis zu legen. Als ich ihn einst fragte, wer ihn geschaffen habe, missverstand mich der arme Mensch gänzlich und glaubte, ich hätte gefragt, wer sein Vater sei. Nun griff ich die Sache anders an und fragte, wer die See, das Land, auf dem wir gehen, die Hügel und Wälder erschaffen habe. Er antwortete, das habe der alte Benamuckee⁴² getan, der über alles Lebende herrsche. Von dieser großen Person aber, konnte er mir weiter nichts sagen, als dass dieselbe sehr alt, wie er sich ausdrückte, viel älter als Wasser und Land, Mond und Sterne sei. Daraufhin fragte ich ihn, warum dieser alte Mann, wenn er alle Dinge geschaffen habe, nicht auch von allen angebetet werde. Mit sehr ernster Miene und mich unschuldig ansehend, entgegnete er:

»Alle Dinge zu ihm sagen: »O!«

Ich fragte ferner, wohin die Menschen, die in seinem Land sterben würden, denn kämen.

Er antwortete: »Sie alle kommen zu Benamuckee«.

Auf meine Frage, ob die von ihnen Aufgefressenen auch dahin kämen, antwortete er mit Ja.

An diesen Punkte knüpfte ich an und begann nun, ihn in der Erkenntnis des wahrhaftigen Gottes zu unterweisen.

⁴² Ein Berggott (wahrscheinlich ein Gott des indigenen Nasostamms).

Ich sagte ihm:

»Der große Schöpfer aller Dinge wohnt da oben (wobei ich auf den Himmel zeigte). Er regiert die Welt kraft derselben Gewalt und Vorsehung, dadurch, dass er sie geschaffen hat. Er ist allmächtig und kann uns alles geben und alles nehmen.«

Auf diese Weise öffnete ich allmählich meinem Gefährten die Augen. Er horchte mit großer Aufmerksamkeit und Freude auf meine Verkündigung, dass Jesus Christus gekommen sei, uns selig zu machen. Ich belehrte ihn, wie man zu Gott beten muss und dass er uns auch im Himmel erhört. Eines Tages sagte mir Freitag:

Wenn unser Gott uns sogar jenseits der Sonne verstünde, so müsste er ja größer sein, als Benamuckee, denn der wohne nicht sehr weit und könne uns doch nicht hören, wenn wir nicht auf die hohen Berge stiegen, um mit ihm zu sprechen. Meine Frage an Freitag, ob er denn selbst jemals dahin gegangen sei, um mit Benamuckee zu sprechen, verneinte er. Denn nie gingen junge Männer dahin, sondern nur die alten Leute, welche bei ihnen Oowokakee hießen. Dies waren, wie ich aus meinem Gefährten endlich herausbrachte, die Priester seines Volkes. Sie gingen, sagte er, dorthin, um »O« zu sagen (so bezeichnete er das Beten) und wenn sie zurückgekehrt seien, berichteten sie, was Benamuckee gesagt hatte. Hierdurch erfuhr ich, dass sich sogar unter den unwisendsten Götzendienern der Welt, eine Priesterkaste findet und dass die kluge Politik, aus der Religion ein Geheimnis zu machen, um der Geistlichkeit die Verehrung des Volkes zu erhalten, sich nicht nur in der katholischen, sondern vielleicht in allen Religionen der Welt und sogar bei den rohesten und wildesten Barbaren findet. Ich

bemühte mich, Freitag über dieses Verhältnis aufzuklären und sagte ihm, das Ersteigen der Berge durch die alten Männer, unter der Prämisse, dass sie dort »O« zu ihrem Gotte Benamuckee sagen wollten, sei Betrug. Mehr noch aber die Antwort, die sie angeblich von ihm zurückbrachten. Wenn sie überhaupt eine Antwort erhielten oder mit jemandem dort oben sprächen, so könnte das nur ein böser Geist sein. Hieraufhin vertiefte ich mich in ein langes Gespräch mit Freitag, über den Teufel und seinen Ursprung, über seine Auflehnung gegen Gott und seine Feindschaft gegen den Menschen, sowie über die Ursache dieser Feindschaft. Ich teilte meinem Freund mit, dass der Satan in den dunklen Regionen der Welt hause, um sich, statt Gott, anbeten zu lassen, mit wievielfacher List er die Menschheit zu verderben sucht, wie er geheime Wege zu unseren Leidenschaften und Vergnügungen habe und dass er seine Schlingen gerade an diesen befestigte, um uns durch unsere eigene Wahl zu vernichten. Es ergab sich hierbei, dass Freitag, weniger leicht, die Mitteilungen über den Teufel, als die früheren über Gott verstand. Die Natur selbst lieferte ihm die evidenten Beweise für die Notwendigkeit einer großen ersten Ursache der Dinge, einer alles lenkenden Gewalt, einer geheimen, regierenden Vorsehung und dafür, dass es billig und recht sei, diesem Wesen Verehrung zu zollen.

Nichts dergleichen aber stand der Lehre von einem bösen Geiste zur Seite, von dessen Entstehung und Wesen, vor allem aber, von seiner Neigung zum Bösen selbst. Der arme Einheimische trieb mich durch seine natürlichen und unschuldigen Fragen so in die Enge, dass ich ihm oft kaum zu antworten wusste.

Ich hatte ihm viel von Gottes Allmacht und seinem furchtbaren Widerwillen gegen die Sünde erzählt und mich darüber ausgelassen, wie derjenige, der uns alle geschaffen hatte, uns und die ganze Welt auch in einem Augenblick wieder zerstören könnte. Dies alles hatte Freitag mit großer Aufmerksamkeit und vollem Verständnis angehört. Dann sprach ich davon, dass der Teufel Gottes Feind im Menschenherzen sei, dass er seine ganze Bosheit und Geschicklichkeit anwendet, um die guten Absichten der Vorsehung zu durchkreuzen und das Reich Christi auf Erden zu vernichten.

»Wie?« unterbrach mich Freitag: »du doch sagst, Gott so stark, so groß sein, ist er denn nicht stärker, viel mächtiger, als der Teufel?« –

»Gewiss«, erwiderte ich, »Gott ist stärker, als der Teufel und deshalb beten wir zu Gott, dass er den unter seine Füße trete, und uns stärke, seinen Versuchungen zu widerstehen und dass seine fürchterlichen Pfeile von uns abprallen mögen.«

»Aber«, entgegnete Freitag, »wenn Gott ist so viel mächtiger, als der Teufel, warum nicht tot ihn machen er, so dass er nicht kann schaden mehr?«

Diese Frage verdutzte mich ungemein. Zwar war ich ein erwachsener Mann, aber nur ein sehr junger Doktor, schlecht befähigt zum Philosophen und zur Entwirrung verwickelter Fragen. Anfangs tat ich so, als ob ich Freitag nicht verstand und fragte ihn, was er eigentlich gesagt habe. Doch war er zu begierig auf eine Antwort, um sich seiner Frage nicht noch zu erinnern und wiederholte sie sofort in demselben, gebrochenen Englisch. Inzwischen hatte ich mich ein wenig gesammelt und erwiderte:

»Gott wird schließlich den Teufel schwer bestrafen, er hat ihn sich aufgespart, für den jüngsten Tag, dann wird Satan in die Tiefe des Abgrundes geworfen werden, um immerdar im Feuer zu brennen«.

Hierdurch aber war Freitag keineswegs befriedigt.

»Er sich ihn aufgespart für den jüngsten Tag« – wiederholte er kopfschüttelnd – »das ich nicht kann verstehen. Warum nicht tot macht er gleich Teufel? Warum so viel später?«

»Du kannst mich ebenso gut fragen«, antwortete ich, »warum Gott nicht dich und mich tötet, wenn wir ihn durch unsere Sünden erzürnen. Wir werden eben erhalten, damit wir Buße tun und Gnade finden sollen.«

Freitag sann eine Weile nach.

»Ah so!« entgegnete er sehr lebhaft, »also du, ich, Teufel, schlechte alle aufbewahrt werden, Buße tun, Gott allen verzeihen.«

Hier geriet ich wieder aus der Fassung. Ich erkannte jetzt deutlich, dass die natürliche Intelligenz vernunftbegabter Geschöpfe zwar zur Erkenntnis Gottes und der Verpflichtung führen kann, ihn als höchstes Wesen anzubeten, dass uns aber nur göttliche Offenbarung zum Wissen von Jesu Christus bringen kann. Dieser bringt uns dann, mit Hilfe seiner Vermittlung, das Evangelium unseres Herrn und Heilands und den heiligen Geist, der uns als ein Führer und Heiligmacher verheißen ist, als unumgänglich erforderliche Lehrer der Menschenseele, über die Mittel zu unserer Erlösung.

In dieser Überzeugung brach ich das damalige Gespräch zwischen mir und meinem Freund ab und ging erst einmal weg. Nachdem ich ihn, zur Besorgung eines Auftrags, an einen entlegenen Ort geschickt hatte, betete ich inbrünstig zu Gott, dass er mir die Kraft verleihen solle, diese armen Einheimischen in der Heilslehre zu unterweisen und dass er mir mit seinem Geist beistehe, damit das Herz des armen, unwissenden Menschen das Wissen von Gott und Christus aufnehmen kann und dass ich von Gottes Wort so reden kann, um den Einheimischen zu überzeugen, ihm die Augen zu öffnen und seine Seele zu retten. Als Freitag zurückgekehrt war, unternahm ich abermals ein langes Gespräch mit ihm. Ich sprach zu ihm von der Erlösung, durch den Heiland der Welt und vom himmlischen Evangelium, das uns Buße gegen Gott und Glauben an unsern Herrn Jesus Christus predigt. Dann machte ich ihm so deutlich, wie möglich, warum unser Erlöser Knechtsgestalt angenommen und gekommen war, die verirrtten Schafe aus dem Hause Israel wiederzusuchen und dergleichen mehr. Gott weiß, dass mehr guter Wille, als Verstand in meiner Lehrmethode zum Vorschein kam. Ich muss eingestehen (und ein Gleiches werden wohl alle, die in ähnliche Lage geraten, von sich zu erzählen haben), dass ich erst durch das Lehren viele Dinge selbst lernte, die ich bisher, entweder selbst nicht gewusst oder wenigstens nicht genügend durchdacht hatte. Ich forschte jetzt mit mehr Eifer nach dem Wesen der Dinge, als je zuvor und so gab mir dieser arme Einheimische, auch abgesehen von allen sonstigen Vorteilen, die ich durch ihn hatte, schon in dieser Hinsicht Anlass zur Dankbarkeit. Mein Kummer lastete mir jetzt weniger schwer auf dem Herzen und meine Behausung war mir jetzt über alle Maßen vertraut geworden. Wenn ich bedachte, dass mein einsames Leben nicht nur mich

selbst dazu gebracht hatte, zum Himmel aufzublicken und die Hand zu suchen, die mich hierhergeführt hatte, sondern dass ich jetzt auch das Werkzeug der Vorsehung geworden war, zur Errettung des Lebens und der Seele eines armen Einheimischen und zu weiterführender Unterweisung in der christlichen Wahrheit. Wenn ich an dieses alles dachte, so erfüllte mir eine tiefe, innerliche Freude die ganze Seele und ich jauchzte oft im Inneren darüber, dass ich auf diese Insel verschlagen worden war, während ich sonst geglaubt hatte, in dieser Fügung die furchtbarste Trübsal, die mir hätte widerfahren können, erblicken zu müssen.

Diese dankbare Gemütsstimmung wirkte, von jetzt an, in mir fort und die Gespräche zwischen Freitag und mir machten die drei Jahre, die wir noch zusammenlebten, zu so vollkommen glücklichen, wie sie unter dem Mond überhaupt möglich sind. Mein Freund wurde ein guter Christ, ein besserer, als ich selbst war, obwohl ich hoffen darf, Gott sei Dank dafür, dass wir beide, in gleichem Maße, bußfertige und begnadigte Sünder waren. Dies hatte mir Freitag eines Tages, in seiner ihm eigenen, kindlichen Weisheit und Logik, selbst bekräftigt:

„Das, was tun wir beide, Bibel sagen nicht gut!“⁴³

„Was meinst du?“, fragte ich erstaunt.

„Mann nicht bei Mann liegen, nur Frau!“, sagte er mit einem breiten Grinsen, weil er wusste, dass er recht hatte.

Ich antwortete darauf nicht weiter, sondern musste selbst lä-

⁴³ Tora: „bei einem Manne [zu] liegen wie bei einer Frau“ (Lev 18, 22), bedroht die Beteiligten mit der Todesstrafe (Lev 20, 13).

cheln. Ich wusste nun, er war mehr, als ein einfacher Dummkopf, er hatte begriffen. Wir hatten das Wort Gottes bei uns und waren von seinem Geist, der uns unterwies, hier nicht weiter entfernt, als wenn wir in England selbst gelebt hätten. Ich gab mir Mühe, dass Freitag die heilige Schrift so gut verstehen lernte, wie ich sie verstand und er wiederum bewirkte, durch seine bedeutsamen Fragen und klugen Antworten, dass ich noch viel besser in den Geist der Bibel eindrang, als es durch bloßes Lesen für mich möglich gewesen wäre. Soll heißen, ich selbst lernte hinzu und begriff, dass nicht alles Gold war, das glänzte. Nun kam ich nicht umhin, eine Erfahrung, die ich in dieser ehemaligen, einsamen Zeit meines Lebens machte, auszusprechen. Nämlich die: Es liegt ein unaussprechlicher Segen darin, dass die Lehre von Gott und der Erlösung durch Jesus Christus, weil sie Gottes Wort enthält, so deutlich und klar ausgesprochen ist. Das bloße Lesen in der Schrift unterwies mich hinlänglich über meine Pflicht, das große Werk der aufrichtigen Buße zu beginnen und dieselbe einfache Unterweisung reichte auch aus, um jene arme, einheimische Kreatur zu erleuchten und zu einem so wahrhaft christlich gesinnten Menschen zu machen, wie ich nur wenige im Leben gekannt habe.

Alle Streitigkeiten, Kontroversen und Zankereien, die in der Welt um die Religion gestritten werden, sei es in Bezug auf Spitzfindigkeiten der Lehre oder um das kirchliche Regiment, die Macht derselben, waren für uns unnützlich, wie sie es überhaupt, so wie ich das sehe, von je her für die ganze Welt gewesen sind. Wir hatten den einzigen, sicheren Führer zum Himmel, das Wort Gottes und es fehlte uns, dem Herrn sei es gedankt, auch nicht der Beistand des heiligen Geistes, der in alle Wahrheit leitet und uns dem göttlichen Gesetz willig und gehorsam macht.

Daher wusste ich nicht zu sagen, was uns auch die gereifte Kenntnis über die strittigen Punkte in der Religion, die in der Welt so viel Verwirrung angerichtet haben, hätte nützen können. Doch ich habe jetzt den Faden meiner Geschichte wiederaufzunehmen.

Wir hatten hier in unserem Paradies nun beide, zunächst unabhängig voneinander, begriffen, dass die Unterschiede in der Meinung von Glaubenden, Teil des Prozesses, hin zur Erleuchtung, sein mussten. Wir lebten es vor, wir lagen zwar beieinander, aber dies war nötig, um zu einer gemeinsamen Erkenntnis zu kommen und dies war unsere heilige Aufgabe. Das Beieinanderliegen hatte seinen Grund, den Gott uns als Buße auferlegt hatte und wir waren die freudigen Erfüllungsgehilfen. Nachdem ich mit Freitag gut und genau bekannt geworden war und er fast alles, was ich sagte, verstehen und auch gut verständlich, wenn auch nur in gebrochenem Englisch, sprechen konnte, machte ich ihn mit meiner eigenen Geschichte bekannt, wenigstens mit dem, was sich auf meinen Aufenthalt auf der Insel bezog. Ich erzählte ihm, wie lange und in welcher Weise ich dort bisher gelebt hatte, weihte ihn in das Geheimnis der Anwendung von Pulver und Blei ein und lehrte ihn mit Schießwaffen umzugehen. Ich gab ihm auch ein Messer, worüber er sich ungemein freute und fertigte ihm einen Gürtel an, an welchem ich eine Scheide befestigte, wie man sie in England für die Jagdmesser hat. An die Stelle eines solchen steckte ich ihm ein Beil hinein, das nicht nur eine gute Waffe, sondern auch für andere Gelegenheiten ein vortreffliches Werkzeug war. Auch eine Beschreibung der europäischen Länder, besonders meiner Heimat England, gab ich ihm. Ich erzählte ihm, wie man dort lebt, Gott verehrt und gesellig miteinander verkehrt, schilderte ihm den englischen Welthandel und gab eine Beschreibung des zertrüm-

merten Schiffes, an dessen Bord ich gewesen war und zeigte ihm auch die Stelle, wo es gelegen hatte. Ich zeigte ihm die Trümmer unseres Boots, in dem wir das Schiff verlassen hatten und das ich mit allen meinen Kräften nicht von der Stelle bringen konnte. Jetzt war es ganz in Trümmer zerfallen. Bei dem Anblick der Überreste dieses Boots stand Freitag eine lange Weile schweigend und nachsinnend da. Auf meine Frage, worüber er nachdenkt, antwortete er schließlich:

»Ich gesehen Boot, ein solches kommen an Ort meines Volkes«.

Anfangs verstand ich ihn nicht. Endlich brachte ich durch weitere Fragen heraus, dass einst ein ähnliches Fahrzeug an die Küste seiner Heimat gelangt war, das heißt durch den Sturm dahin getrieben worden war. Obwohl ich hieraus entnahm, dass ein europäisches Schiff an diesen Küsten gescheitert und ein davon losgerissenes Boot an den Strand geworfen worden war, fiel mir doch nicht ein zu fragen, ob sich denn auch Menschen aus diesem Schiff dorthin gerettet hätten und wohin sie gekommen wären. Vielmehr begnügte ich mich für jetzt damit, mir das Boot beschreiben zu lassen. Freitag tat dies verständlich genug. Mit einiger Wärme fügte er hinzu:

»Wir weiße Männer vor Ertrinken gerettet haben«.

Sofort fragte ich, ob sich denn in jenem Boote weiße Männer befunden hätten.

»Ja«, erwiderte er, »Boot voll weiße Mann.«

Als ich ihn nach der Anzahl fragte, zählte er an seinen Fingern siebzehn ab und auf meine weitere Frage, was

aus ihnen geworden sein könnte, antwortete er:

»Sie leben, wohnen bei mein Volk«.

Dies gab mir wiederum mancherlei zu erwägen. Zunächst kam mir der Gedanke, diese Leute hätten zu dem Schiff gehört, das im Angesicht meiner Insel (denn ich betrachtete sie jetzt als mein Eigentum) gescheitert war. Ich dachte mir, sie hätten sich wohl, nachdem das Schiff am Felsen zertrümmert und von ihnen aufgegeben worden war, in dem Boot gerettet und seien auf der Insel der Einheimischen gelandet. Als ich demzufolge eindringlicher danach gefragt hatte, was aus diesen Leuten geworden sei, versicherte Freitag, sie wären noch am Leben, hielten sich schon über vier Jahre bei seinen Landsleuten auf und würden von diesen ganz in Frieden gelassen und mit Lebensmitteln versehen. Auf meine Frage, wie es denn geschehen war, dass man sie nicht getötet und gefressen habe, erwiderte er:

»Nein, sie geworden Brüder von uns«.

Ich verstand das so, dass man mit ihnen ein Bündnis geschlossen hatte. Freitag fügte noch hinzu:

»Mein Volk nicht essen Mensch, wenn nicht sie gefangen in Schlacht«.

Geraume Zeit nach diesem Gespräch, befanden wir uns eines Tages auf dem Gipfel des Hügels an der Ostseite der Insel, von dem aus ich, wie früher erwähnt, an einem hellen Tag das Festland von Amerika entdeckt hatte. Das Wetter war sehr heiter. Freitag schaute aufmerksam zum Festland hin und plötzlich fing er an zu springen und zu tanzen und rief mich, da ich etwas entfernt von ihm stand,

herbei. Ich fragte ihn, was es gäbe.

»O Freude«, antwortete er, »dort ich sehe mein Land, dort wohnen mein Volk!«

Sein Gesicht glänzte dabei vor Lust, seine Augen funkelten und eine seltsame Begierde zeigte sich in seinen Mienen, als ob er innig verlangte, wieder in der Heimat zu sein. Diese Beobachtung machte mich nachdenklich und ließ mich nicht mehr so ruhig, wie sonst, in Bezug auf Freitag sein. Ich bezweifelte nicht, dass dieser, wenn er wieder zu seinem Volk zurückgekehrt war, nicht nur seine ganze Religion, sondern auch alles andere, was er mir dankte, vergessen und sich sogar so weit verirren würde, mit einer ganzen Menge seiner Landsleute hierher zurückzukehren, mich als Mahlzeit zu verwenden und dabei vermutlich gerade so vergnügt zu sein, wies bei der Vertilgung der im Kriege gefangenen Feinde. Jedoch tat ich dem armen Burschen, mit solchem Verdacht, großes Unrecht, wie ich später zu meinem Leidwesen eingesehen hatte. Einige Wochen hindurch war ich, in Folge meiner wachsenden Besorgnis, vorsichtiger, in Bezug auf ihn und nicht so freundlich und herzlich wie früher, während doch die gute Seele in der Tat auch nicht einen Gedanken hegte, der sich nicht mit den strengsten Grundsätzen des Christentums und der Freundschaft und Dankbarkeit vertragen hätte. Ich spürte eine starke Eiersucht, die ich selbst noch nicht an mir kannte.

So lange mein Verdacht gegen ihn dauerte, nahm ich ihn natürlich jeden Tag scharf aufs Korn, um zu sehen, ob ihn wirklich die Gedanken, die ich bei ihm vermutete, erfüllten. Da aber alles, was er sagte, die treuherzigste Unschuld bezeugte und da ich auch gar nichts fand, was mein Misstrauen nähren konnte, gewann er mich endlich

wieder ganz und gar zurück. Er hatte übrigens nicht im Mindesten meine Unruhe bemerkt und so konnte ich sicher sein, dass er mich nicht betrog. Meine Eifersucht legte sich langsam wieder. Eines Tages, als wir bei nebligem Wetter, das unseren Blicken den Kontinent verhüllte, auf demselben Hügel standen, fragte ich Freitag:

»Hast du nicht Lust wieder in deinem Land und bei deinem Volke zu sein?« –

»Ja«, erwiderte er, ich viel froh sein würde, bei eigenem Volk zu sein.« –

»Was würdest du dort machen?« fuhr ich fort; »wolltest du wieder einer werden, wie früher, Menschenfleisch essen und als ein so wilder Mensch leben wie früher?« –

Er sah nachdenklich vor sich hin, schüttelte den Kopf und antwortete:

»Nein, nein, Freitag ihnen sagen würde, gut leben sollen, Gott anbeten, lehren ihnen essen Kornbrot, Fleisch von Ziegen, Milch, nicht essen Mensch wieder.«.

»Aber«, entgegnete ich, »dann werden sie dich ja töten!«

Mit ernsthafter Miene erwiderte er: »Nein, sie nicht mich töten, gern lernen wollen«.

Er fügte hinzu, dass seine Landsleute auch schon viel von den bärtigen Männern, die in dem Boot gekommen waren, gelernt hätten. Als ich ihn hierauf fragte, ob er wieder zu den Seinigen zurückkehren wolle, antwortete er lächelnd, so weit könne er nicht schwimmen.

»Ich will«, entgegnete ich, »dir ein Kanu bauen.«

Ja, wenn ich mit ihm gehen würde, erwiderte er, dann wollte er heimkehren. Darauf ich:

»Ich soll wirklich zu deinem Vaterland gehen, um mich dort fressen zu lassen?« –

»Nein, nein«, lautete seine Antwort,

»Ich nicht fressen lassen dich, ich machen werde, dass sie haben dich lieb.«

Er meinte damit, dass er ihnen erzählen wollte, wie ich seine Feinde getötet und ihm das Leben gerettet habe. Dann erzählte er, wie freundlich diese siebzehn weißen Männer, die Bartmänner, wie er sie nannte, bei seinem Volk behandelt wurden, nachdem sie durch das Unglück an diesen Strand geraten seien. Seit dieser Zeit fühlte ich, was ich nicht verhehlen will, Lust, die Überfahrt zu wagen, um mich womöglich mit jenen bärtigen Männern, die, wie ich nicht zweifelte, Spanier oder Portugiesen waren, zu vereinigen. Es schien mir leicht, von dort aus, wenn ich erst auf dem Festland und in zivilisierter Gesellschaft war, heimzukehren, wenigstens leichter, als von hier aus, wo ich allein und hilflos, auf einer vierzig Meilen vom Festland gelegenen Insel, hauste. Einige Tage später, begann ich mit Freitag wiederum ein auf denselben Plan bezogenes Gespräch. Ich versprach, ihm ein Boot zu geben, damit er zu seinem Volk heimkehren könnte. Dann führte ich ihn zu meinem Kanu, das auf der anderen Seite der Insel lag, zeigte es ihm, nachdem ich es vom Wasser befreit hatte (denn der Vorsicht wegen, hatte ich es versenkt gehabt) und setzte mich mit ihm hinein. Freitag zeigte sich sofort sehr geschickt, im Steuern und Rudern und brach-

te es fast so rasch von der Stelle, wie ich. Als wir uns in das Boot gesetzt hatten, sagte ich:

»Nun, Freitag, wie ist es, wollen wir jetzt zu deinem Vaterland fahren?« Er machte ein sehr bedenkliches Gesicht und schien das Fahrzeug für eine so weite Reise zu klein zu finden. Hierauf teilte ich ihm mit, dass ich noch ein größeres besaß und begab mich am nächsten Tag mit ihm an den Ort, wo das von mir zuerst gebaute Boot lag, das ich nicht hatte ins Wasser bringen können. Dieses sei, sagte Freitag, groß genug. Es war aber, da ich mich fast dreiundzwanzig Jahre lang nicht darum gekümmert hatte, von der Sonne so ausgedörrt, dass es Sprünge bekommen hatte und beinahe verfault war. Freitag versicherte mir, mit solch einem Boot lasse sich die Überfahrt ausführen, es würde

»viel genug Trunk und Brot tragen«,

wie er sich ausdrückte. Seit dieser Zeit war ich wirklich entschlossen, mit Freitag zum Kontinent zu schiffen. Ich teilte ihm mit, dass wir uns ein ebenso großes Boot bauen sollten, um darin in sein Vaterland reisen zu können. Er erwiderte kein Wort und schaute ernst und traurig vor sich hin. Auf meine Frage, was das bedeuten solle, antwortete er mit enttäuschter Mine:

»Warum du böse sein mit Freitag? Was haben ich getan?« – Ich versicherte ihm, dass ich ihm nicht böse sei.

»Nicht böse? Nicht böse?« wiederholte er mehrere Male; »warum dann schicken Freitag zu meinem Volke?«

»Wie«, sagte ich, »hast du nicht selbst gewünscht, dort zu

sein?«

»Ja, ja«, entgegnete er, »ich wünschen, da zu sein alle beide, nicht wünschen, da zu sein Freitag allein, nicht wünschen, da zu sein Herr allein.«

In Momenten, in denen er mit mir böse war oder sonst ein Problem vorlag, fing er immer an, mich „Herr“ zu nennen, was mir, tief im Herzen, weh tat. Kurz, er wollte nichts vom einer Einzelaktion wissen. Als ich die Frage an ihn richtete:

»Freitag, was soll denn ich dort tun?« versetzte er rasch:

»Du dort tun viel Gutes. Du lehren einheimische Männer gut sein, nüchtern und vernünftig, du sie lehren Gott kennen, zu ihm beten und ein neues Leben anfangen.«

»Ach«, erwiderte ich, »Freitag, du weißt nicht, was du sagst, ich bin selbst nur ein armer, unwissender Mensch.«

»Nein, nein«, entgegnete er, »du mich gelehrt hast Gutes, du sie auch lehren Gutes.« –

»Nein, Freitag«, sagte ich, »du sollst ohne mich reisen. Lass mich hier mein einsames Leben fortführen, wie früher.«

Bei diesen Worten sah er mich betroffen an, rannte fort, ergriff eines der Beile, die er gewöhnlich bei sich trug, kam zurück und gab es mir.

»Was soll ich damit?« fragte ich.

»Du tot machen Freitag«, antwortete er.

»Weshalb soll ich dich denn töten?« – »Weil du fortschicken wollen Freitag. Besser tot machen Freitag, als wegschicken. Ich dich lieben, wegschicken heißt Ende.«

Er sagte dies sehr ernsthaft und mit Tränen in den Augen. So wurde ich von seiner großen Liebe und Festigkeit aufs Neue überzeugt und versicherte ihm deshalb jetzt und später noch oft, dass ich ihn nie von mir fortschicken würde, wenn er bei mir bleiben wolle. Da mir diese ganze Unterhaltung, seine innige Liebe zu mir und seinen Entschluss, sich nie von mir zu trennen, bewiesen hatte, so erkannte ich jetzt auch, dass sein Verlangen ins Vaterland heimzukehren, lediglich in der heißen Liebe zu seinem Volk und seiner Hoffnung, dass ich diesem Gutes tun werde, begründet war. Da nun meine Fluchtgedanken in den Unterhaltungen mit Freitag durch das, was er mir von den siebzehn weißen Männern erzählte, immer mehr genährt worden waren, machte ich mich mit ihm, ohne Verzug, ans Werk und spähte nach einem starken Baum, den ich fällen wollte, um daraus ein großes Kanu für unsere gemeinsame Reise zu bauen.

Ich war innerlich sehr aufgewühlt gewesen, als ich begriff, wie sehr mich Freitag wirklich liebte und nicht nur aus der Not der Situation bei mir sein wollte. Wir lebten tatsächlich eine echte Liebe und ich dankte Gott dafür, dass er mir Freitag geschickt hatte. Ich war mir nun sicher, Gott liebte alle Formen des Daseins, auch das unsere. Es war ein wirklich gütiger, Gott, der zwar gestreng auf bestimmte Voraussetzung in unseren Leben achtete, aber die wahre Beschaffenheit eines jeden Gläubigen berücksichtigte, jenseits aller kirchlichen und gesellschaftli-

chen Ausprägungen, die uns Menschen einschränken wollte. Ich sah nun den wahren Glauben und kam zu der grundlegenden Erkenntnis, dass es immer auf Gott ankommt und nicht auf das, was die Menschen aus ihm und seinen Lehren machen.

Es gab Bäume genug auf der Insel, um daraus eine kleine Flotte und zwar nicht nur von Kähnen, sondern sogar von ziemlich großen Fahrzeugen bauen zu können. Mein Hauptaugenmerk aber war darauf gerichtet, einen Baum in der Nähe des Wassers zu finden, damit wir das Boot leicht flott machen konnten und nicht den früher begangenen Fehler wiederholten. Endlich entdeckte Freitag, der viel mehr Ahnung von Holz hatte, als ich, einen geeigneten Baum. Wie er hieß, weiß ich bis heute nicht. Das Holz glich dem, das wir Gelbholz nennen und ähnelte dem Nicaraguaholz in Farbe und Geruch. Freitag schlug vor, den Baum durch Ausbrennen auszuhöhlen, ich zeigte ihm aber, wie das besser mit Werkzeugen zu bewerkstelligen war, mit denen er dann auch sehr geschickt hantierte. Nach Ablauf eines Monats harter Arbeit, war das Werk vollendet. Das Ding nahm sich sehr hübsch aus, besonders, nachdem wir mit den Äxten, deren Gebrauch ich Freitag gelehrt hatte, die Außenseite des Baumes in wirkliche Bootsgestalt getrimmt hatten. Dann brauchten wir jedoch noch vierzehn Tage, um es, sozusagen, Zoll für Zoll, auf großen Walzen, ins Wasser zu bringen. Als es flott war, erkannten wir, dass das Boot, mit Leichtigkeit, zwanzig Mann zu tragen vermochte. Nicht wenig überraschte es mich zu sehen, wie geschickt und rasch Freitag das große Fahrzeug im Wasser zu bewegen und zu lenken verstand. Auf meine Frage, ob wir wohl darin die Überfahrt wagen dürften, sagte er:

»Ja, wir können wagen recht gut, wenn auch weht großer

Wind«.

Meine weitere Absicht war nun die, einen Mastbaum und ein Segel anzufertigen und das Boot mit Anker und Tau zu versehen. Ein Mast war leicht genug zu bekommen. Ich wählte eine schlanke junge Zeder aus, die sich in der Nähe befand, denn es gab solche Bäume auf der Insel im Überfluss. Freitag musste sich daran machen, sie zu fällen und ich sagte ihm, welche Form sie haben sollte. Die Sorge um das Segel musste ich selbst übernehmen. Ich wusste, dass ich alte Segel oder wenigstens Segelstücke in Mengen hatte. Da sie aber jetzt bereits sechs- und zwanzig Jahre unbenutzt herumgelegen hatten und ich sie nicht sehr sorgsam aufbewahrt hatte, weil mir nie der Gedanke gekommen war, sie je gebrauchen zu können, glaubte ich, sie seien alle verfault. Mit den meisten war dies auch der Fall. Jedoch fand ich zwei, noch leidlich gut aussehende Stücke und machte mich an die Arbeit. Mit großer Mühe und natürlich, durch sehr langsame und plumpe Näherei (denn ich hatte ja keine Nadeln), brachte ich endlich ein dreieckiges, unförmiges Teil zustande, das, der Gestalt nach, der Art ähnelte, die wir in England ein Hammelsbugsegel nennen. Man benutzt diese mit einem Segelbaum am unteren Ende und einem kleinen, kurzen Spriet⁴⁴ am oberen. Mit einem solchen Segel wusste ich am besten umzugehen, weil sich ein solches, wie ich früher bereits erzählte hatte, in dem Schiff befunden hatte, in dem ich von der afrikanischen Küste geflohen war.

Die letztere Arbeit (nämlich die Anfertigung des Mastes

⁴⁴ Das *Sprietsegel* ist ein viereckiges Schratsegel, das mit einer Reihleine am Mast angeschlagen (befestigt) und mit der Spriet ausgespannt wird. Quellenangabe im Anhang 9. Alle anderen Segelarten, die hier erwähnt werden, siehe, bei Interesse, spezifische Segelseiten im Internet.

und der Segel), nahm noch fast zwei weitere Monate in Anspruch. Ich vervollständigte mein Werk, indem ich noch ein kleines Fock und ein Besansegel hinzufügte, für den Fall, dass wir gegen den Wind fahren mussten. Vor allem aber, brachte ich ein Steuerruder am Stern des Schiffes an. Ich war zwar nur ein Dilettant in Schiffsbauangelegenheiten, aber da ich den Nutzen und sogar die Notwendigkeit eines solchen Dings kannte, gab ich mir die größte Mühe und brachte es endlich auch leidlich zuwege. In Folge der vielen fehlgeschlagenen Versuche aber, kostete mich diese Arbeit, glaube ich, fast ebenso viel Anstrengung, wie die Erbauung des Boots selbst.

Nachdem dies alles vollbracht war, musste ich zunächst noch Freitag in der Lenkung des Boots instruieren. Denn, obwohl er sehr gut mit einem Kanu umzugehen verstand, wusste er doch nichts von allem, was zum Segeln und Steuern gehört. Er staunte nicht wenig, als er mich das Boot hier- und dahin mit dem Steuer lenken und das Segel, je nach Richtung, die wir einschlugen, sich aufblähen sah. Er stand ganz verduzt überrascht dabei. Jedoch durch ein wenig Übung, machte ich ihn mit all diesen Dingen vertraut und er wurde bald ein ganz geschickter Matrose, nur dass er die Nutzung eines Kompasses nicht richtig hinbekam. Übrigens, war die Benutzung des Kompasses als Hilfsmittel selten nötig, da der Himmel in diesem Klima selten umnebelt und das Wetter nicht oft trüb war. Man konnte sich nachts immer an den Sternen orientieren und am Tag sah man ja stets die Küste, außer während der Regenzeit, in der aber auch niemand Lust hatte, sich auf das Meer zu wagen.

Mein Entschluss.

Ich hatte jetzt das siebenundzwanzigste Jahr meiner Gefangenschaft angetreten. Unter dieser Benennung darf ich freilich die letzten drei Jahre, in denen ich ein menschliches Wesen zur Gesellschaft gehabt hatte, eigentlich nicht mitrechnen, denn, während dieser Zeit, war meine ganze Lebensweise eine völlig andere gewesen, als sonst. Ich feierte den Jahrestag meiner Landung mit demselben Dankgefühl gegen Gott, wie die früheren, ja die Empfindung der Dankbarkeit war jetzt in mir noch um Vieles höher als damals, weil mir ja so viele neue Zeugnisse der göttlichen Fürsorge zu Teil geworden waren und ich sogar große Hoffnung auf wirkliche und baldige Erlösung gefasst hatte. Denn, es hatte sich jetzt in mir der feste Glaube festgesetzt, dass meine Befreiung nahe war und dass ich kein ganzes Jahr mehr an diesem Ort verbringen würde. Trotzdem aber, vernachlässigte ich keineswegs mein Anwesen. Ich fuhr fort zu graben, zu pflanzen, meine Einzäunung zu pflegen, sammelte meine Trauben und tat alles Notwendige, wie früher. Während der Regenzeit, war ich natürlich gezwungen, mich mehr in meiner Wohnung aufzuhalten.

Unser Fahrzeug hatten wir so sicher, wie möglich in der Bucht geborgen, die mir früher als Landungsplatz für meine Flöße gedient hatte. Ich ließ das Boot bei der Flut aufs Land treiben und bat Freitag, ein kleines Dock zu graben, das groß genug war, um es aufzunehmen und tief genug, dass es darin in Wasser schwimmen konnte. Dann baute ich, während der Ebbe, am Eingang des Docks einen festen Damm, um das Wasser abzuhalten und so lag das Boot, auch zur Flutzeit, außerhalb der See. Um den Regen abzuhalten, legten wir eine Menge

Zweige darüber, bis es so dicht, wie ein Haus abgedeckt war. Danach warteten wir entspannt auf den November und Dezember, die ich zur Ausführung unseres Planes ausgewählt hatte. Sobald diese, für unseren Plan geeignete Jahreszeit, angebrochen war, betrieben wir täglich die Vorbereitungen zur Reise. Vor allem legte ich eine Anzahl Lebensmittel, als Proviant für die Fahrt zurück. Es war meine Absicht, nach ein oder zwei Wochen, das Dock zu öffnen und das Boot auslaufen zu lassen. Eines Morgens, war ich gerade wieder mit den Vorkehrungen beschäftigt und hatte Freitag an den Strand geschickt, um eine Schildkröte zu suchen, denn eine solche verschafften wir uns jede Woche, um sowohl die Eier, als auch das Fleisch zu genießen. Da kehrte, auf einmal, mein Gefährte schleunigst zurück, obwohl er gerade erst weg gewesen war. Er kletterte so schnell über meine äußere Palisadenwand, als hätten seine Füße nicht die Erde berührt. Noch ehe ich ein Wort sprechen konnte, rief er mir zu:

»O Robby, o Robby«, (so nannte er mich seit einiger Zeit liebevoll) »o weh, o weh!«

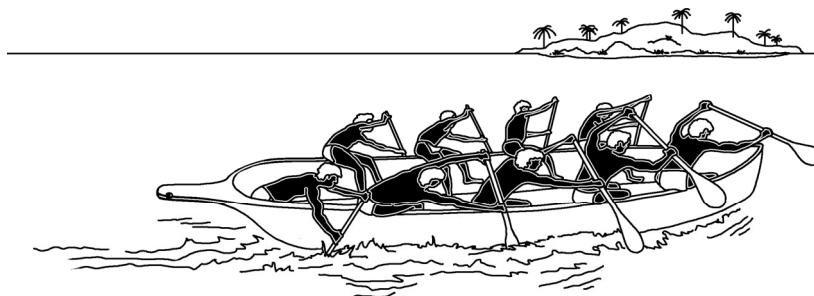
Ich fragte: »Was gibt's denn?«

»O, dort, dort«, erwiderte er, »eins, zwei, drei Kanus, eins, zwei, drei.«

Ich schloss daraus, es wären sechs, brachte aber durch erneuerte Fragen heraus, dass es nur drei seien.

»Ruhig Blut, Freitag«, sagte ich und beruhigte ihn, so gut ich konnte. Der arme Bursche aber war weiterhin entsetzt, denn er hatte sich fest in den Kopf gesetzt, die Einheimischen seien nur deshalb gekommen, um ihn zu suchen,

zu schlachten und aufzufressen. Er zitterte so, dass ich nicht wusste, was ich mit ihm anfangen sollte. Ich versuchte ihn, durch die Bemerkung zu trösten, dass ich ja in gleicher Gefahr, wie er sei und dass sie mich genauso so fressen würden, wie ihn, dass wir uns aber mutig unserer Haut wehren könnten.



»Bist du dazu bereit, Freitag?« fragte ich.

»Ich sie schießen werde«, antwortete er. »Aber dann wird kommen große Menge.« –

»Das macht nichts«, entgegnete ich. »Unsere Flinten werden die, die wir nicht töten, erschrecken.« Daraufhin fragte ich ihn, ob er auch mich verteidigen und alles tun würde, wozu ich ihn bäte, wenn ich ihm beistehen würde. Er antwortete:

»Ich sterben, wenn du es sagst, Robby«.

Darauf holte ich ihm einen tüchtigen Schluck Rum⁴⁵, denn ich hatte mit meinen Getränken so gut hausgehalten, dass mir noch ein hübscher Teil davon übrig geblieben war. Als er getrunken hatte, bat ich ihn, die zwei Vogelflinten, die wir für gewöhnlich bei uns trugen, mit grobem Schrot zu laden (es war etwa so stark, wie kleine Pistolenkugeln). Ich selbst lud vier Musketen, jede mit fünf großen und zwei kleinen Kugeln und jede meiner zwei Pistolen mit zwei Kugeln. An meine Seite hängte ich, wie gewöhnlich, meinen großen Säbel ohne Scheide und Freitag erhielt noch sein Beil als Ausrüstung. Nachdem wir uns so bewaffnet hatten, ergriff ich mein Fernglas und ging den Hügel hinauf, um zu sehen, ob ich von dort aus etwas sehen konnte. Da sah ich denn bald, dass sich nicht weniger als neunundzwanzig Einheimische, drei Gefangene und drei Kanus eingefunden hatten. Ein Triumphfest über diese drei armen Geschöpfe, schien der einzige Zweck der Gäste zu sein. Die Einheimischen waren, wie ich feststellte, diesmal nicht an der Stelle, von der aus Freitag die Flucht ergriffen hatte, sondern waren näher an meiner Bucht gelandet, wo die Küste niedrig war und von wo aus sich ein dichtes Gehölz fast bis unmittelbar ans Meer erstreckte. Der Schauer vor der unmenschlichen Absicht, in der die Elenden gekommen waren, erfüllte mich mit solcher Entrüstung, dass ich zu Freitag herabstieg und ihm ankündigte, ich sei entschlossen, die Einheimischen zu überfallen und sie alle zu töten.

Nachdem ich meinen Gefährten gefragt hatte, ob er mir dabei Hilfe leisten wolle, versicherte er mit heiterer Miene, da er jetzt wieder einigermaßen zu sich gekommen und durch den Rum gestärkt war, er würde sofort in den

⁴⁵ Schon damals glaubte man offenbar, Probleme mit Alkohol lösen zu können!

Tod gehen, wenn ich es wollte. In dieser erbitterten Stimmung teilte ich nun die geladenen Waffen mit meinem Gefährten. Freitag erhielt eine Pistole, um sie in den Gürtel zu stecken und drei Flinten, die er über die Schulter nehmen sollte. Ich nahm ebenfalls eine Pistole und die anderen drei Gewehre und so gerüstet, zogen wir hinaus. Ich hatte eine kleine Flasche mit Rum mitgenommen und Freitag einen großen Beutel mit Pulver und Kugeln ausgehändigt. Er wurde von mir avisiert, sich dicht hinter mir zu halten, keine Bewegung zu machen und nicht eher zu schießen, bis ich es ihm sagte, auch kein lautes Wort zu sprechen. In der Folge begaben wir uns, mit einem Umweg von ungefähr einer Meile, zur rechten Seite der Insel, um, innerhalb des Gehölzes, die Bucht zu überqueren und auf Schussweite an die Kannibalen heranzukommen, ehe sie uns entdeckten. Mein Fernglas hatte mir nämlich gezeigt, dass das leicht zu bewerkstelligen war. Unterwegs kehrten meine früheren Bedenken zurück, so dass meine Entschlossenheit einigermaßen gedämpft wurde. Nicht, als ob ich mich vor der Überzahl gefürchtet hätte, den nackten, waffenlosen Menschen war ich, obwohl nur ein einzelner mit einem Burschen, jedenfalls überlegen. Aber ich fragte mich, woher ich die Aufforderung, den Anlass oder gar die Verpflichtung hatte, meine Hände in Blut zu tauchen und Menschen anzugreifen, die mir nie etwas zu Leide getan hatten und vielleicht gar nicht daran dachten, mir Böses zu tun. Gegen mich hatten sie ja nichts verbrochen, ihre barbarischen Gebräuche waren Unglück genug für sie selbst.

Gott hatte sie mit den übrigen Bewohnern dieser Weltgehend in solcher Unvernunft und in so unmenschlichen Sitten alleine gelassen, aber ich war nicht zum Richter über ihre Handlungen und, noch weniger, zum Vollstrecker des

Urteils berufen. Wenn Gott es für an der Zeit hielt, sagte ich mir, würde er die Sache schon selbst in die Hand nehmen und sie durch eine allgemeine Züchtigung für ihre Volkssünden bestrafen. Mich ging das nichts an, während aber sicherlich Freitag berechtigt war, sie anzugreifen, als der erklärte Feind der Einheimischen, der mit ihnen auf Kriegsfuß lebte. Von mir aber galt das nicht. Diese Gedanken machten mir, während des ganzen Weges, so viel zu schaffen, dass ich schließlich beschloss, mich vorläufig nur in die Nähe der Einheimischen zu begeben, um ihr barbarisches Fest zu beobachten und dann zu handeln, wie Gott mir es eingeben würde. Wenn sich nichts ereignete, das mir einen entschiedeneren Ruf, als ich ihn jetzt hatte, schickte, wollte ich nichts mit ihnen zu tun haben.

Mit diesem Entschluss, betrat ich, in höchstmöglicher Stille und mit aller Vorsicht, das Gehölz. Freitag folgte mir, dicht auf den Fersen. Ich ging bis an den Waldrand, auf der den Einheimischen nächstgelegenen Seite. Nur ein einziges, schmales Stück des Gebüsches trennte mich jetzt noch von ihnen. Ich rief leise nach Freitag und bat ihn, auf einen Baum, an der Ecke des Waldes, zu steigen und mir zu melden, ob er von dort aus deutlich wahrnehmen konnte, was vorging. Er kam augenblicklich zurück, mit der Nachricht, dass die Einheimischen von dort sehr gut beobachtet werden könnten. Sie säßen alle um ihr Feuer herum und verzehrten das Fleisch eines ihrer Gefangenen. Der andere läge in einiger Entfernung, angebunden auf dem Sand und würde demnächst an die Reihe des Geschlachtetwerdens kommen. Diese Nachricht brachte meine ganze Seele, aufs Neue, in Aufregung. Freitag erzählte noch, der Unglückliche sei keiner seiner Landsleute, sondern einer von den weißen bärtigen Männern, die, wie er mir erzählt, in dem Boot zu ihnen gekommen seien. Die bloßen Worte »weißer bär-

tiger Mann« ließen mich schauern. Ich erstieg den Baum und bemerkte, durch mein Fernglas, deutlich einen Mann von weißer Hautfarbe, der auf dem Boden, an Händen und Füßen mit Schlinggewächsen, gefesselt lag und seiner Kleidung nach, ein Europäer sein musste. Es befand sich noch ein anderer Baum und ein kleines Gebüsch hinter ihm, etwa 600 Meter näher bei den Einheimischen. Es schien möglich, unbemerkt, auf einem kleinen Umweg dorthin zu gelangen, und zwar bis auf halbe Schussweite zu den Kannibalen. Obwohl ich in höchstem Grade aufgeregt war, bezwang ich doch meine Leidenschaftlichkeit, ging einige zwanzig Schritte zurück und gelangte dann, hinter dem weiter vorhandenen Gebüsch herlaufend, zu diesem anderen Baum. Von hier aus erreichte ich eine kleine Anhöhe, die mir in ungefähr 900 Metern Entfernung, völligen Überblick verschaffte.

Ich hatte jetzt keinen Augenblick mehr zu verlieren. Neunzehn von den furchtbaren Unmenschen, saßen dicht gedrängt nebeneinander und hatten soeben zwei andere weggeschickt, um den armen Christen zu schlachten und wahrscheinlich seinen Körper, Stück für Stück, ins Feuer zu legen. Sie beugten sich just nieder, um ihm die Fesseln an den Füßen zu lösen. In diesem Augenblick wandte ich mich zu Freitag.

»Jetzt«, rief ich ihm zu, »mache es, wie ich dir sage.«

Er antwortete, dass er bereit sei. »Mache es genau so«, rief ich ihm zu, »wie ich es dir sage und versäume nichts.«

Dann legte ich eine der Musketen und die Vogelflinte auf die Erde und Freitag tat dasselbe mit seinen Schusswaffen. Dann zielte ich mit der anderen Muskete auf die Ein-

heimischen, bat meinen Gefährten, dasselbe mit seinem Gewehr zu tun, befahl Feuer und drückte zu gleicher Zeit selbst ab. Freitag hatte so viel besser, als ich gezielt, dass er, auf seiner Seite, zwei von den Einheimischen getötet und drei verwundet hatte, während von mir nur einer getötet und zwei verletzt worden waren. Man kann sich denken, welch einen furchtbaren Schrecken die Einheimischen bekamen. Die Nichtgetroffenen sprangen auf, ohne zu wissen, wohin sie entrinnen oder wohin sie gucken sollten, da es ihnen unbekannt war, von woher das Verderben kam. Freitag hielt die Augen unverwandt auf mich gerichtet, um zu sehen, was ich tun würde. Sofort nach dem ersten Schuss, legte ich das Gewehr nieder und ergriff die Jagdflinte. Freitag, der mich den Hahn spannen und anlegen sah, tat das Gleiche.

»Bist du bereit?« rief ich ihm zu.

»Ja«, antwortete er.

»Dann in Gottes Namen los!«

Dann feuerte ich zum zweiten Mal unter die Bestürzten, ebenso Freitag. Da unsere Gewehre diesmal nur mit Schrot geladen waren, fielen nur zwei der Einheimischen, aber viele von ihnen waren verwundet, so dass sie mit gellendem Geheul, blutend und kläglich zugerichtet, wie wahnsinnig umherliefen. Drei davon sanken gleich darauf nieder, ohne jedoch völlig tot zu sein.

»Jetzt, Freitag«, rief ich und legte das abgefeuerte Gewehr dabei hin und ergriff das geladene Gewehr und rief »folge mir!«

Er tat es mit Entschlossenheit. Ich lief aus dem Gehölz

heraus und zeigte mich, während Freitag mir unmittelbar folgte. Sobald die Einheimischen uns wahrnahmen, schrie ich, mit Freitag zusammen, aus Leibeskräften. Dann lief ich so schnell, wie ich es mit der Waffenlast konnte, geradewegs zum armen Schlachtopfer. Die beiden Henker, die sich eben an ihn heranmachen wollten, waren nach unserem ersten Schuss, furchtbar erschrocken, an den Strand gelaufen und in ein Kanu gesprungen. Drei von den Übrigen hatten denselben Weg eingeschlagen. Ich rief Freitag, in diese Richtung zu laufen und auf sie zu feuern. Augenblicklich rannte er, bis auf etwa 500 Meter Entfernung, zu ihnen hin und gab dann Feuer. Ich glaubte, er hätte sie alle getötet, denn ich sah sie alle in ihrem Boot über einen Haufen fallen. Zwei von ihnen sprangen jedoch sofort wieder auf, während zwei andere tot waren und der dritte so verwundet, dass er wie tot im Boot liegenblieb. Unterdessen zog ich mein Messer und durchschnitt die Fesseln an Händen und Füßen des armen Opfers. Ich half dem unglücklichen Menschen auf und fragte ihn auf portugiesisch, wer er sei. Er antwortete auf lateinisch, er sei Christ, doch war er so schwach, dass er kaum gehen oder sprechen konnte. Ich reichte ihm meine Flasche, die ich aus der Tasche gezogen hatte und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, dass er trinken sollte. Nachdem er es tat, reichte ich ihm ein Stück Brot. Als er auch das verzehrt hatte, fragte ich ihn, was er für ein Landsmann sei. Er erwiderte: »Ein Spanier« und gab dann, sobald er sich nur ein wenig erholt hatte, durch alle möglichen Zeichen, seine Dankbarkeit zu erkennen.

»Sennor«, erwiderte ich, so gut ich mich auf spanisch ausdrücken konnte, »jetzt ist nicht Zeit zum Reden, sondern zum Kämpfen. Wenn Sie noch so viel Kraft haben, ergreifen Sie diese Pistole und diesen Säbel.« Dankbar nahm er beides und als ob die Waffen ihm neue Kraft

verliehen hätten, stürzte er wie rasend auf seine Mörder. Im Nu hieb er zwei oder drei in Stücke. Denn die Überraschung durch den Knall unserer Gewehre, hatte die armen Menschen so stutzig gemacht, dass sie vor bloßer Furcht oder Verwunderung hinfielen und unfähig waren, einen Fluchtversuch zu unternehmen. Das Gleiche war mit den fünf im Boot befindlichen der Fall, auf die Freitag geschossen hatte. Nur drei davon waren verwundet hingefallen, die beiden anderen aber vor Schreck zu Boden gefallen. Ich hielt jetzt mein Gewehr in der Hand, um schussfertig zu bleiben, da ich dem Spanier meine Pistole und den Säbel gegeben hatte. Ich rief Freitag zu, er solle zum Baum eilen, um dort die abgeschossenen Gewehre zu holen, von dem aus er zuerst gefeuert hatte. Er tat dies sehr flink. Ich gab ihm dann meine Muskete und setzte mich hin, um wieder die übrigen Gewehre zu laden, indem ich meine zwei Genossen aufforderte, sich davon zu holen, wenn es nötig sei.

Während ich lud, entstand ein fürchterlicher Kampf zwischen dem Spanier und einem der Einheimischen. Der letztere griff ihn mit einem der hölzernen Schwerter an, mit denen er geschlachtet werden sollte. Der Spanier hielt sich, trotz seiner Schwäche, so tapfer, wie es eben nur ging. Nachdem er aber geraume Zeit mit dem Indianer gekämpft und ihm zwei große Wunden am Kopf beigebracht hatte, umfasste ihn der Einheimische, der ein großer, starker Kerl war, warf ihn nieder und hatte ihm schon meinen Säbel aus der Hand gerissen. Als der Spanier diese Waffe klugerweise losließ, zog er die Pistole aus dem Gürtel, schoss den Einheimischen in seinen Körper und tötete ihn, noch ehe ich zur Hilfe herbeikommen konnte, auf der Stelle. Freitag, jetzt sich selbst überlassen, verfolgte die Flüchtigen, ohne eine andere Waffe, als sein Beil zu haben. Mit diesem erschlug er die drei vorher

bereits Verwundeten, die zu Boden gesunken waren, und alle, die ihm noch sonst in den Weg kamen. Jetzt holte sich der Spanier bei mir ein Gewehr. Ich gab ihm eine der Vogelflinten, er verfolgte damit zwei Einheimische und verwundete sie beide. Da er aber nicht laufen konnte, entkamen sie ihm in den Wald, wohin Freitag ihnen sofort nacheilte. Er tötete den einen, der andere war aber, trotz seiner Wunden, flinker als er. Er stürzte sich ins Meer und schwamm, mit dem Aufbringen seiner ganzen Kraft, zu den beiden im Kanu Zurückgebliebenen. Diese drei waren die einzigen, die uns von den einundzwanzig Einheimischen entflohen. Was sie und die Übrigen angeht, stellte sich das Ergebnis unseres Kampfes folgendermaßen dar:

Durch unsere erste Salve fielen: 3,
durch die zweite: 2,
von Freitag im Kanu getötet: 2,
ebenso dort verwundet und später getötet: 2,
durch Freitag im Wald erlegt: 1,
vom Spanier getötet: 3,
an den Wunden, hier und dort verblutet: 4,
im Kanu entkommen (darunter einer verwundet oder tot): 4
in Summe: 21.

Die Flüchtlinge im Kanu, ruderten mit allen Kräften, um aus unserer Schussweite zu kommen. Freitag gab mehrere Male Feuer auf sie ab, schien jedoch keinen getroffen zu haben. Er zeigte große Lust, sie in einem ihrer Kähne zu verfolgen. Da ich sie mit Sorgen weglaufen sah, bei dem Gedanken, dass sie ihren Landsleuten vom Geschehen berichten würden und vielleicht mit mehreren hundert Mann wiederkämen und uns dann durch die Übermacht überwältigen würden, willigte ich auch in seinen Plan ein. Ich lief zu einem der zurückgebliebenen

Boot, sprang hinein und bat Freitag, mir zu folgen. Aber wie sehr war ich überrascht, als ich in dem Fahrzeug einen unglücklichen Menschen, wie der Spanier, an Händen und Füßen gefesselt, liegen sah, der offenbar, wie dieser, zum Schlachten bestimmt gewesen war. Er war halb tot, vor Schreck und begriff nichts von dem, was vorging. Denn er hatte sich nicht über den Rand des Bootes aufrichten und umschauen können und die festen Fesseln, die ihm den Kopf und die Fersen nahe zusammengeschürzt hielten, hatten ihn so gepeinigt, dass kaum noch ein Rest von Leben in ihm zu sein schien. Ich durchschnitt sofort seine Fesseln und versuchte ihm aufzuhelfen. Aber er konnte sich weder aufrechterhalten, noch richtig sprechen, sondern stöhnte nur jammervoll, weil er, wie es schien, glaubte, er werde nur losgebunden, um getötet zu werden. Als Freitag herbeigekommen war, forderte ich ihn auf, den Unglücklichen anzureden und ihm seine Befreiung anzukündigen, indem ich zugleich Freitag meine Flasche gab, damit er dem Ärmsten einen Schluck Rum herüberreichte.

Das Getränk und die Nachricht von seiner Rettung belebten den ehemaligen Gefangenen und er setzte sich aufrecht ins Boot. Als ihn aber Freitag sprechen hörte und ihm ins Gesicht sah, da hätte es jede:n zu Tränen rühren müssen, wie er den Gefangenen plötzlich umarmte, küsste, ihn an sich drückte und dabei schrie, lachte, jubelte, hüpfte und sang. Dann aber, weinte er wieder heftig, rang die Hände, schlug sich auf Kopf und Gesicht und sprang dann aber wieder, wie ein Verrückter singend, umher. Es dauerte eine gute Weile, bis ich ihn dazu brachte, mir sein Verhalten zu erklären. Dann aber, als er endlich ein wenig zu sich gekommen war, sagte er mir, dieser Mensch sei niemand anders, als sein eigener Vater. Es wäre nicht leicht zu beschreiben, wie mich der

Anblick der Ausbrüche des Entzückens und der kindlichen Liebe des armen Einheimischen, beim Wiedersehen seines Vaters und dessen Rettung vor dem Tod bewegte. Auch nicht im Entferntesten könnte ich die verrückten Ausdrucksweisen seiner Liebe schildern. Er sprang zahllose Male in das Boot und wieder heraus. Er setzte sich neben seinen Vater, presste dessen Kopf an seine offene Brust und hielt ihn dicht daran gedrückt, wie eine Mutter ihren Säugling. Dann rieb er ihm, die durch die Fesseln starr gewordenen Glieder und erwärmte sie mit seinen Händen. Ich gab ihm aus meiner Flasche etwas Rum und ließ ihn damit die Extremitäten des Vaters einreiben, was diesem offenbar sehr gut tat.

Dieses Ereignis hatte natürlich unserer Verfolgung der Einheimischen im anderen Kanu ein schnelles Ende bereitet. Die Einheimischen waren jetzt fast aus dem Blickfeld geraten und das war gut. Denn zwei Stunden später, noch ehe die Flüchtlinge ein Viertel ihres Heimwegs zurückgelegt haben konnten, erhob sich ein so starker Wind und es stürmte, die ganze Nacht hindurch, so heftig aus Nordwest in ihre Fluchtrichtung, dass ich dringend annehmen musste, das Boot der Flüchtlinge sei untergegangen und sie selbst seien, niemals wieder, an ihre heimische Küste gelangt. Um wieder auf Freitag zurückzukommen, er war dermaßen beschäftigt mit seinem Vater, dass ich ihn eine Zeitlang nicht ansprechen wollte. Als ich ihn dann, nur kurz darauf, für ansprechbar hielt, rief ich ihn zu mir. Er kam springend und lachend, voller Freude, herbei. Auf meine Frage, ob er seinem Vater etwas Brot gegeben hätte, antwortete er kopfschüttelnd:

»Nein, schlechter Hund ich, selbst alles gegessen auf«.

Hierauf reichte ich ihm aus meiner eigenen Tasche ein

Stück Brot, gab ihm auch, für sich selbst, etwas Rum, doch trank er nicht davon, sondern brachte alles zu seinem Vater. Auch einige Rosinen überreichte ich ihm. Kaum hatte der Vater diese Dinge erhalten, als ich Freitag wieder aus dem Boot springen und so schnell davon rennen sah, als ob er verhext war. Er war der schnellste Läufer, der mir je vorgekommen ist. Im Nu schwand er mir aus den Augen und wie laut ich auch rief und ihm nachrief, es half nichts. Nach einer Viertelstunde erst, kehrte er langsam zurück, denn sein Lauf war gebremst, durch etwas, was er in den Händen trug. Er war nämlich in unserer Behausung gewesen, um in einem Krug für seinen Vater frisches Wasser zu holen. Außerdem hatte er einige Gerstenkuchen mitgebracht, die er mir gab, während er das Wasser seinem Vater überreichte. Dann nahm ich jedoch auch davon einen Schluck, da ich ebenfalls sehr durstig war. Dieses Getränk belebte den Vater mehr, als es mein Rum gekonnt hätte, denn er war fast vor Durst umgekommen.

Nachdem der alte Vater getrunken und Freitag noch etwas Wasser übrigbehalten hatte, bat ich ihn, das dem armen Spanier zu bringen, der dieses Wasser auch dringend brauchte. Auch Brot schickte ich ihm, da ich sah, dass er vor Schwäche, im Schatten eines Baumes, auf einem grünen Platz hingsunken war. Seine Glieder waren ebenfalls durch die Fesseln steif und geschwollen. Als Freitag zu ihm kam, stand er kurz auf, trank und aß vom Brot. Nun ging auch ich zu ihm und gab ihm eine Handvoll Rosinen. Er sah mich mit dem Ausdruck höchster Dankbarkeit an, war aber, obwohl er sich in dem Gefecht so tapfer gehalten hatte, jetzt so schwach, dass er nicht auf seinen Füßen stehen konnte. Er versuchte es wiederholt, aber vergebens, da ihn die angeschwollenen Beine zu sehr wehtaten. Ich ließ ihm durch Freitag auch

seine Glieder mit Rum einreiben.

Während Freitag diesem Auftrag Folge leistete, sah ich, wie der gute Bursche, alle paar Minuten, den Kopf nach seinem Vater umdrehte, um zu sehen, ob er noch an derselben Stelle saß, auf der er ihn verlassen hatte. Als er ihn plötzlich nicht mehr bemerkte, sprang er, ohne ein Wort zu sagen, auf und eilte so rasch weg, als ob er mit den Füßen den Erdboden nicht berührte. Sobald er jedoch am Ort, wo der Vater gesessen hatte, angekommen war und gesehen hatte, dass sich dieser nur hingelegt hatte, um die geschwollenen Glieder ruhig zu stellen, kehrte er sofort zurück. Ich machte jetzt dem Spanier den Vorschlag, er möge sich von Freitag aufhelfen, zum Boote bringen und darin zu unserer Wohnung fahren lassen, wo ich weiter für ihn sorgen könnte. Freitag aber, ein starker Bursche wie er war, nahm den Fremden kurzer Hand auf den Rücken, trug ihn ins Kanu, setzte ihn neben seinen Vater, stieß das Boot ab und ruderte es, trotz des widrigen Windes, schneller an der Küste entlang, als ich gehen konnte. Nachdem er die beiden in der Bucht sicher geborgen hatte, holte er in Windeseile das andere Kanu und hatte auch dieses fast noch eher, als ich an die Bucht gelangte, in sie hereingerudert. Er setzte mich nun über das Wasser und half dann unseren neuen Gefährten aus dem Boot. Diese aber waren unfähig, zu gehen und Freitag wusste nicht, was er jetzt anfangen sollte. Da fiel mir etwas ein. Ich bat Freitag, die beiden an den Strand zu setzen, fertigte dann mit ihm eine Art Tragbahre an und so trugen wir die zwei Invaliden fort.

An die äußere Umfriedigung meiner Festung gelangt, stießen wir auf eine neue Schwierigkeit. Es war unmöglich, die beiden Männer über diese Mauer zu bringen und doch wollte ich meinen Zaun nicht zerstören. Aber

auch hier überlegte ich mir einen Ausweg. Innerhalb von etwa zwei Stunden, errichtete ich nämlich mit Freitag ein hübsches Zelt aus alten Segeln und darüber gedeckten Baumzweigen, zwischen der ersten Umhegung und dem von mir angepflanzten Buschwerk. Darunter bereiteten wir, aus dem vorhandenen brauchbaren Material, nämlich aus Reisstroh und mehreren wollenen Decken, zwei Betten für unsere Gäste. Meine Insel war jetzt auf einmal bevölkert und ich glaubte, einen förmlichen Reichtum an Untertanen zu besitzen. Oft vergnügte mich, von da an, der Gedanke, dass meine Lage der eines Königs sehr ähnlich war. War doch das ganze Land mein Eigentum und hatte ich doch ein unbestreitbares Herrschaftsrecht daran! Meine Mitbewohner hatten sich mir vollkommen unterworfen, ich war ihr absoluter Herr und Gesetzgeber. Sie dankten mir alle für die Rettung ihres Lebens und waren bereit, wenn es nötig war, auch für mich etwas zurückzugeben. Merkwürdig schien mir, dass sich, von meinen drei Untertanen, jeder zu einer anderen Religion bekannte. Freitag war Protestant, sein Vater ein Heide und Kannibale, der Spanier ein Katholik. Übrigens gewährte ich, beiläufig bemerkt, in meinen Besitzungen jedem völlige Gewissensfreiheit.

Sobald meine geretteten Gefangenen unter ihrem Obdach einen Ruheplatz gefunden hatten, dachte ich an eine Mahlzeit für sie. Ich bat Freitag, eine halb ausgewachsene Ziege aus meiner Herde zu schlachten, teilte das hintere Viertel in kleine Stücke, ließ es durch Freitag kochen und sieden und bereitete aus Fleisch und Bouillon, in die ich auch etwas Gerste und Reis tat, ein vortreffliches Essen.

Dann brachte ich alles ins neue Zelt, setzte meinen Gästen einen Tisch vor, ließ mich daran mit ihnen nieder und

während ich mit ihnen das Zubereitete aß, versuchte ich sie möglichst zu erheitern und aufzumuntern. Freitag diente mir dabei als Dolmetscher, nicht nur seinem Vater, sondern auch dem Spanier gegenüber, denn dieser verstand die Sprache der Einheimischen vollkommen. Nach unserem Mittag- oder richtiger Abendessen, ließ ich durch Freitag, in einem der Boote, die in der Eile auf dem Schlachtfeld zurückgelassenen Feuerwaffen holen. Am nächsten Tage bat ich ihm dann, die Leichen der Einheimischen, die der Sonne ausgesetzt waren und leicht unserer Gesundheit schaden konnten, sowie auch die schrecklichen Reste des barbarischen Mahls, zu begraben. Diese nämlich lagen in großer Menge einfach überall herum. Ich selbst aber, hätte mich nicht mit ihnen befassen, ja sogar nicht einmal ihren Anblick ertragen können, wenn ich zufällig des Weges gekommen wäre. Freitag erledigte meine Bitten prompt und vernichtete die Spuren der Einheimischen so gründlich, dass ich die Stelle, wo sie gelagert hatten, nur noch an dem dort befindlichen Vorsprung des Waldes erkennen konnte.

In meiner Unterhaltung mit meinen zwei neuen Untertanen, ließ ich zunächst, durch Freitag, dessen Vater befragen, was er über die Flucht der Einheimischen im Kanu dachte und ob er glaubte, dass sie etwa mit einer Übermacht zurückkehren würden. Der Vater äußerte sich so: Höchstwahrscheinlich seien die Einheimischen mit ihrem Boot untergegangen, der Sturm habe sie entweder im Wasser umkommen lassen oder an südlichere Küsten getrieben, wo sie dann sicherlich aufgefressen worden wären. Was sie aber tun würden, wenn sie glücklich nach Hause gekommen wären, könnte er nicht mit Bestimmtheit sagen, doch glaubte er, sie hätten, durch die Art, in der sie angegriffen worden waren, durch den Lärm und das Feuer, einen solchen Schreck eingejagt bekommen,

dass sie ihren Landsleuten eher melden würden, die anderen seien eher durch Donner und Blitz, als durch Menschenhand umgekommen. Die zwei, die zu ihnen zurückgekommen waren, würden wohl für himmlische Geister, aber nicht für bewaffnete Männer gehalten werden. Er wisse dies daher, dass er sie in ihrer Sprache davon reden gehört hätte. In der Tat musste es ja für die Ärmsten unmöglich sein zu begreifen, wie ein sterblicher Mensch Feuer schleudern und Donner erschallen lassen und, ohne die Hand zu heben, aus der Ferne töten konnte, was ihnen alles bei uns begegnet war. Später erwies sich, dass der alte Mann Recht gehabt hatte. Wie ich danach von anderer Seite erfuhr, haben die Einheimischen nie wieder versucht, die Insel zu betreten. Der Bericht jener Geflüchteten (die nämlich wirklich glücklich dem Sturm entgangen waren) hatte sie so in Erstaunen und Schrecken gesetzt, dass sie annahmen, wer nur auf dieses verzauberte Eiland einen Fuß setzte, würde von den Göttern mit Feuer vernichtet. Da ich dies jedoch früher nicht wusste, lebte ich noch eine geraume Zeit hindurch, in Furcht vor den Einheimischen und beachtete größte Vorsicht, obwohl ich mich jetzt, wo wir zu Viert waren, ohne Weiteres jederzeit, auch in freiem Feld, an hundert solcher Feinde wagen könnte.

Sobald sich die Furcht vor der Rückkehr der fremden Kanus ein wenig verloren hatte, fing ich wieder an, meinen früheren Plan, in Bezug auf die Reise zum Festland, zu überdenken. Freitags Vater hatte mir ebenfalls versichert, dass ich bei seinen Landsleuten, seinetwegen, auf eine gute Aufnahme rechnen durfte. Aber meine Absichten wurden ein wenig durchkreuzt, durch ein ernstes Gespräch mit dem Spanier. Denn von ihm erfuhr ich, dass sich noch sechzehn andere Spanier und Portugiesen bei jenen Einheimischen aufhielten, zu denen sie durch den

Sturm verschlagen worden waren und zu denen sie, wenn sie auch mit ihnen in Frieden lebten, doch im Verhältnis voller Abhängigkeit bezüglich ihres Bedarfs und sogar ihrer ganzen Existenz ständen. Durch vielerlei Fragen erfuhr ich, dass dieses Schiff, das die Europäer gebracht hatte, ein spanisches, mit Pelzwaren und Silber beladenes, gewesen war. Es war in Rio de la Plata ausgerüstet und für Havanna bestimmt gewesen, wo es europäische Waren gegen seine Ladung einlösen wollte. Die Mannschaft hatte fünf Portugiesen aus einem gestrandeten Schiff an Bord genommen, fünf ihrer eigenen Leute waren ertrunken, als das Schiff verunglückte und der Rest hatte sich, unter unsäglichen Gefahren, halb tot an die Kannibalküste gerettet und dort jeden Augenblick erwartet, gefressen zu werden. Die wenigen Waffen, die sie retten konnten, waren vollkommen unbrauchbar gewesen, da die Wellen alles Pulver, bis auf ein wenig, das sie für ihre Speisen verwendeten, wie auch die Kugeln, weggeschwemmt hatten. Auf meine Frage, was aus diesen Unglücklichen werden würde und ob sie denn nicht an die Flucht dachten, erwiderte der Spanier, sie hätten wohl oft darüber diskutiert, aber da sie weder ein Fahrzeug, noch Mittel hatten, eins zu bauen, noch irgendwelchen Proviant besäßen, hätten ihre Beratungen immer in Tränen und Verzweiflung geendet. Ich fragte ihn, wie seine Gefährten wohl einen Fluchtorschlag aufnehmen würden. Dabei verhehlte ich aber nicht, dass ich dabei nicht wenig Angst davor hatte, dass sie sich treulos zeigen würden, wenn ich mich in ihre Hände gegeben hätte.

»Denn«, setzte ich hinzu, »Dankbarkeit ist üblicherweise keine im Menschen vorhandene Tugend und die Menschen richten ihre Handlungsweise weniger oft nach den Wohltaten, die sie erhalten, als nach dem Vorteil, den sie erwarten. Wenn ich das Werkzeug zur Befreiung dieser

Fremden geworden bin und später von ihnen in Neu-Spanien zum Gefangenen gemacht werden sollte (wo jeder Engländer sicher ist, gewaltsamen Todes zu sterben), so wäre das doch eine böse Sache. Lieber will ich mich den Einheimischen übergeben und von denen fressen lassen, als in die unbarmherzigen Hände der Priester und der Inquisition fallen. Übrigens«, fügte ich hinzu, »bin ich überzeugt, dass wir, wenn sie alle hier wären, eine ausreichend große Barke bauen könnten, in der wir südwärts nach Brasilien oder nordwärts zur spanischen Küste gelangen könnten. Wenn sie mich aber dann, sobald ich ihnen Waffen gäbe, zwingen sollten, sie zu ihrem eigenen Volk zu begleiten, so würde das ein schlechter Lohn für meine Güte und eine schlimme Veränderung meiner Lage sein.«

Der Spanier antwortete mir in sehr vertrauenerweckender Weise, die Lage seiner Landsleute sei so elend und das sei ihnen so sehr bewusst, dass sie, nach seiner Überzeugung, vor dem Gedanken zurückschrecken würden, undankbar gegen jemanden zu handeln, der zu ihrer Befreiung beigetragen hätte. Wenn ich einwilligte, wolle er mit Freitags Vater zu ihnen reisen, mit ihnen verhandeln und mir dann die Antwort bringen. Er werde sie mit feierlichem Eid bekräftigen lassen, dass sie sich mir als ihrem Reiseleiter unbedingt unterwerfen sollten. Sie sollten auf die heiligen Sakramente und die Bibel schwören, um nur in ein christliches Land zu reisen, das mir passen würde und dass sie sich bis zur dortigen Landung ganz und gar meinen Befehlen unterordnen würden. Hierüber werde er mir einen schriftlichen Vertrag zurückbringen.

Dann versprach der Spanier weiter, er wolle mir selbst per Eid geloben, mich sein ganzes Leben lang nie zu ver-

lassen, so lange ich es nicht selbst sagte. Er werde, bis zu seinem letzten Atemzug, an meiner Seite bleiben, wenn sich etwa seine Landsleute den geringsten Treubruch zu Schulden kommen lassen sollten. Diese, versicherte er, seien alle sehr gebildete, redliche Leute und sie befänden sich in unglaublich traurigen Umständen. Ohne Waffen, Kleider und Nahrungsmittel hingen sie gänzlich von der Gnade der Einheimischen ab. Die Hoffnung auf Rückkehr in die Heimat hätten sie ganz aufgegeben, und sie würden sicherlich, wenn ich ihre Befreiung versuchen wollte, für mich leben und sterben. Auf diese Versicherung hin, beschloss ich denn ihre Befreiung zu wagen und den Spanier, mit dem Vater, zur Unterhandlung zu schicken. Als jedoch schon alles bereit war, machte der Spanier selbst einen so klugen und von so viel Redlichkeit zeigenden Einwurf, dass ich nur zustimmen konnte und demzufolge die Befreiung seiner Gefährten mindestens auf ein halbes Jahr hinausschob.

Die Sache verhielt sich so: Der Spanier war jetzt etwa einen Monat bei uns und ich hatte ihn, während dieser Zeit, mit ansehen lassen, in welcher Weise ich, unter Gottes Beistand, für meinen Unterhalt sorgte. Er überschaute meinen Vorrat an Korn und Reis, der zwar für mich ausreichte, aber doch nur bei der größten Sparsamkeit auch für meine, jetzt auf vier Personen angewachsene Familie, ausreichend war. Noch weniger konnte er genügen, für die Gefährten des Spaniers, wenn sie zu vierzehn, denn so viel lebten von ihnen noch, herüber kamen. Am allerwenigsten aber, würde der Vorrat ausgereicht haben, das zu erbauende Fahrzeug für die Reise zu einer der christlichen, amerikanischen Kolonien mit Proviant auszurüsten.

Deshalb riet mir der Spanier, ihn und die beiden anderen

ein so viel größeres Stück Land urbar machen zu lassen, wie ich Korn zur Aussaat erübrigen könnte. Wir könnten dann eine weitere Erntezeit abwarten, um genügenden Getreidevorrat bei der Ankunft seiner Landsleute zu haben. Not und Mangel würde diese leicht zur Unzufriedenheit reizen und ihnen den Gedanken nahe legen, sie seien nicht befreit und nur von einer Bedrängnis in die andere geraten.

»Denkt an die Kinder Israels«, setzte der Spanier hinzu, »die anfangs über ihre Erlösung aus Ägypten jubelten, dann aber sogar gegen Gott, ihren Befreier, rebellierten, als ihnen das Brot in der Wüste ausgegangen war.«

Diese Vorsorge war so auf dem Punkt und der Rat so gut, dass ich unbedingt zusagen musste und dass ich ihn nur als einen erfreulichen Beweis für die Treue des Spaniers ansehen konnte. So machten wir Vier uns dann sofort daran, ein weiteres Stück Land, so gut es die hölzernen Werkzeuge ermöglichten, umzugraben. In Monatsfrist, gerade zur Zeit der Aussaat, hatten wir so viel Bodenfläche vorbereitet, dass ich zweiundzwanzig Maß⁴⁶ Gerste und sechzehn Maß Reis, d. h. alles, was ich nur erübrigen konnte, darauf aussäen konnte. Ja, wir behielten nicht einmal so viel Gerste übrig, wie es für unseren eigenen Gebrauch erforderlich war, bis zu der erst nach sechs Monaten zu erwartenden Ernte (hierbei rechne ich die Zeit der Beackerung mit, denn natürlich braucht das Korn, in diesem Klima, nicht sechs Monate, um heranzureifen).

Da wir jetzt zahlreich genug waren und uns vor den Ein-

⁴⁶ Leider sind die entsprechenden Umrechnungen, zur Darstellung heutiger Mengenangaben bei Getreide, dem Herausgeber nicht bekannt.

heimischen, wenn sie nicht in sehr großer Übermacht zu uns kamen, nicht zu fürchten brauchten, durchstreiften wir ungehindert, so oft es die Gelegenheit bot, die ganze Insel. Nachdem wir nun einmal den Plan zu unserer Befreiung gefasst hatten, war es, wenigstens für mich, unmöglich, die Überlegungen und Pläne zu den erforderlichen Mitteln dafür, auch nur kurze Zeit aus den Gedanken zu verlieren. So suchte ich mir dann, vor allem, einige taugliche Bäume aus und ließ sie von Freitag und seinem Vater, mithilfe des Spaniers, fällen. Ich zeigte ihnen, mit welcher unermüdlichen Anstrengungen ich früher einen großen Baum in einzelne Bretter verarbeitet hatte und ließ sie in gleicher Weise, mehr als ein Dutzend Planken aus gutem Eichenholz anfertigen. Diese waren beinahe 60 cm breit, ca. 11 Meter lang und 5 bis 10 cm dick. Welche ungeheure Arbeit ihre Anfertigung erforderte, kann man sich denken.

Unterdessen bemühte ich mich auch, meine Ziegenherde möglichst zu vergrößern. Freitag musste abwechselnd den einen Tag, mit mir, den anderen, mit dem Spanier hinausgehen, bis wir über zwanzig Ziegenlämmer zur Aufzucht gefangen hatten. So oft wir nämlich eine Mutterziege erlegt hatten, brachten wir die Jungen zu der Herde. Als die Zeit zur Traubenernte kam, ließ ich eine solch große Menge an den Bäumen aufhängen, dass wir, wenn wir in Alicante gewohnt hätten, wo die Rosinen in der Sonne getrocknet werden, gewiss sechzig bis achtzig Fässer damit füllen könnten. (Neben dem Brot bildeten nämlich die Rosinen, die sehr nahrhaft sind, unsere Hauptspeise.) Der Herbst hatte sich jetzt eingestellt und wenn die diesmalige Ernte auch nicht die reichhaltigste war, die ich überhaupt auf der Insel erlebt hatte, so entsprach sie doch unserem Zweck. Denn aus den zweiundzwanzig Maß Gerste der Aussaat, gewannen wir über

zweihundertundzwanzig Maß. In gleichem Verhältnis stand der Reisertrag zur Saat. Dieser Vorrat hätte nun sicherlich bis zur nächsten Ernte ausgereicht, wenn auch alle sechzehn Spanier bei uns gewesen wären. Auch zur Ausrüstung für eine Reise, bis zum entlegensten Teil von Amerika, genügte er vollkommen. Sobald wir unser Getreide eingebracht hatten, fertigten wir neue, große Körbe an, in die wir es dann füllten. Der Spanier stellte sich hierbei besonders geschickt an. Er sprach seine Verwunderung darüber aus, dass ich solches Flechtwerk nicht auch zur Einfriedigung meiner Wohnung angewendet hatte, was ich jedoch als unnötige Arbeit erklärte.

Da wir nun so gut versorgt waren, für alle zu erwartenden Gäste, bestärkte ich den Spanier, zum Festland zu reisen, damit er mit seinen zurückgelassenen Gefährten verhandelte. Ich gab ihm eine schriftliche, strenge Anweisung, niemanden mitzubringen, der nicht in Gegenwart des Spaniers und Freitags Vater, zuvor geschworen hatte, sich in keiner Weise gegen diesen zu stellen. Die Boten waren ja zur Befreiung der „Bärtigen“ geschickt worden, damit sie mir vielmehr beistehen und mich gegen jeden Angriff verteidigen sollten. Ebenso aber, sollten sie sich gänzlich meinen Anweisungen unterwerfen. Dieses Schriftstück sollte ihnen zur Unterzeichnung vorgelegt werden. In welcher Weise sie bewerkstelligt werden könnte, da die Leute ja weder Feder, noch Tinte besaßen, hatten wir freilich außer Acht gelassen. Mit den erwähnten Anweisungen, begaben sich dann die Spanier und Freitags Vater in einem der Boote, in denen sie zu der kannibalischen Mahlzeit der Einheimischen herübergebracht worden waren, auf die Reise. Jedem von ihnen gab ich ein Gewehr und Munition für etwa acht Schuss mit, mit der eindringlichen Bitte, gut damit hauszuhalten und nur bei entschiedener Nötigung davon Gebrauch zu

machen.

Diese Vorbereitungen zu meiner Befreiung, nach mehr als siebenundzwanzig Jahren der Gefangenschaft auf dieser Insel, waren die beste Beschäftigung seit langer Zeit. Ich gab den Reisenden einen Vorrat an Brot und Rosinen mit, der für sie und alle Spanier für viele Tage reichte und wünschte ihnen, von Herzen, glückliche Reise. Wir kamen über ein Zeichen überein, an dem ich sie bei ihrer Rückkehr, schon in der Ferne, erkennen konnte. Ihre Abfahrt erfolgte bei gutem Wind, zur Zeit des Vollmonds, nach meiner Berechnung im Monat Oktober. Übrigens hatte ich keine genaue Berechnung zu der Anzahl der Tage und der Jahre durchgehalten, hatte aber die Jahre, wie sich später zeigte, dennoch richtig gezählt. Zu der Zeit, als ich schon etwa eine Woche lang auf die Rückkehr meiner Abgesandten wartete, trat ein merkwürdiges und unverhofftes Ereignis ein, das ein so wichtiges war, wie kein anderes, wovon die Weltgeschichte berichtete.

Ich schlief eines Morgens fest in meiner Behausung, als Freitag hastig hereinstürzte, mit dem lauten Ausruf:

»Robby, Robby, sie sind da!«

Sofort sprang ich auf und eilte, sobald ich angezogen war, ohne zu überlegen, ob ich mich einer Gefahr aussetzte, durch mein jetzt ziemlich dicht gewordenes Gehölz. Wenn ich sage: ohne zu überlegen, wegen einer Gefahr, so meine ich damit, dass ich, entgegen meiner Gewohnheit, ohne Waffen ausging. Als ich aufs Meer schaute, nahm ich, in einer Entfernung von etwa 2 ½ KM, ein mit lateinischem Segel versehenes Langboot, das mit gutem Wind auf die Insel zusteuerte. Es kam aber, wie ich so-

gleich bemerkte, nicht von der Seite, auf der wir die Küste hatten liegen sehen, sondern vom südlichsten Ende der Insel. Mit Rücksicht darauf, rief ich Freitag und bat ihn, sich dicht neben mir zu halten, weil dies nicht die von uns Erwarteten sein konnten und wir nicht wussten, ob sie als Freunde oder Feinde kämen. Dann holte ich ein Fernglas, nahm die Leiter und bestieg den Gipfel des Hügels, wie ich es immer tat, wenn ich ungesehen beobachten wollte. Kaum hatte ich den Hügel betreten, als ich deutlich ein Schiff, etwa drei KM Südost von mir, aber nur 2 ½ KM von unserer Küste entfernt, vor Anker liegen sah. Ich erkannte das Fahrzeug deutlich als ein englisches und auch das Langboot schien ein solches zu sein. Mein Seelenzustand war unbeschreiblich. Wie unaussprechlich ich mich auch darüber freute, ein Schiff zu sehen, das vermutlich mit Landsleuten von mir, also mit Freunden bemannt war, so überkamen mich doch, ich weiß nicht was für Bedenken, die mir geboten, auf der Hut zu sein. Ich fragte mich zunächst, was wohl ein englisches Schiff in dieser Gegend zu suchen hatte, durch die kein Weg, hin oder zurück, von einem englischen Handelsplatz führte. Stürme, die es hätten verschlagen haben können, hatten in jüngster Zeit nicht stattgefunden. Deshalb nahm ich an, dass die Mannschaft, wenn sie wirklich aus Engländern bestand, wohl nichts Gutes im Schilde führte.

<Und>, sagte ich mir, <es ist jedenfalls besser für dich, zu bleiben, wo du bist, als in die Hände von Dieben und Mördern zu fallen>.

Niemand sollte solche geheimen Ahnungen und Hinweise auf Gefahren scheuen, wenn sie ihm auch da zu Teil werden, wo er an ihre Begründung nicht glauben mag. Wer das Leben beobachtet hat, wird das Vorhandensein sol-

cher Fingerzeige nicht leugnen. Unzweifelhaft sind sie Nachrichten einer unsichtbaren Welt und eines Zusammenspiels der Geisterwelt, mit der unsrigen und warum sollen wir sie also nicht für die Auskünfte freundlicher genialer Geister, die unser Bestes wollen, halten? Gerade das hier in Rede stehende Ereignis, bestätigte mir diese Ansicht. Denn wäre ich nicht, durch diese geheime Mahnung, mag sie nun gekommen sein, woher sie wolle, vorsichtig gemacht worden, so wäre ich unvermeidlich zu Grunde gegangen und in ein viel größeres Elend geraten, als je zuvor, wie sich gleich zeigen wird. Ich befand mich noch nicht lange auf meinem Posten, als ich das Boot an meine Küste steuern sah, als wenn es dort einen bequemen Landeplatz suchte. Da es aber nicht nahe genug herankam, sah die Mannschaft nicht die, früher von mir mit meinen Flößen benutzte Bucht, sondern steuerte vielmehr in eine andere Bucht, die etwa 800 Meter von mir entfernt war. Das aber war entschieden mein Glück. Denn in diesem Fall würden die Fremden, sozusagen dicht vor meiner Tür, gelandet sein, meine Festung bald erstürmt und mich vielleicht all meiner Habe beraubt haben. Sobald sie gelandet waren, bestätigte sich meine Vermutung, dass sie Engländer waren, wenigstens in Bezug auf die meisten. Zwei davon hielt ich für Holländer, jedoch, wie sich nachher ergab, mit Unrecht. Von den elf Leuten, die ich erkannte, waren drei unbewaffnet und, wie es schien, gefesselt. Als die ersten vier oder fünf der Übrigen ans Ufer gesprungen waren, führten sie die drei, wie Gefangene, aus dem Boot. Einer machte leidenschaftlichen Gebärden des Flehens und der Verzweiflung, die beiden anderen erhoben zuweilen die Hände und schienen gleichfalls bekümmert, obwohl nicht in so hohem Maße, wie der eine.

Dieser Anblick machte mich bestürzt und ich wusste nicht,

wie ich ihn deuten sollte. Freitag rief mir in seinem gebrochenen Englisch zu:

»O Robby, sieh, englische Mann essen Gefangene so gut, wie Einheimische Mann«. –

»Warum meinst du, dass sie die Gefangenen fressen wollen?« fragte ich. –

»Ja«, erwiderte Freitag, »sie wollen essen sie.«

»O nein«, entgegnete ich, »ich fürchte zwar, sie wollen sie ermorden, aber sie werden sie sicherlich nicht fressen.«

Währenddessen hatte ich keine Ahnung davon, was wirklich werden sollte, stand vielmehr zitternd vor Schrecken über den Anblick da und erwartete jeden Augenblick, dass die drei Gefangenen getötet werden würden. Einmal sah ich, wie einer der bewaffneten Schufte ein großes Messer oder Schwert erhob, um damit einen der Unglückseligen zu treffen. Jeden Augenblick meinte ich diesen unter dem Hieb fallen zu sehen und das Blut erstarrte mir dabei in den Adern. Ich wünschte von ganzem Herzen, den Spanier und Freitags Vater zu mir und ich wollte unbedingt unbemerkt auf Schussweite zu den Fremden schleichen und die Gefangenen retten. Ich sah nämlich keine Feuerwaffen in den Händen dieser Leute. Bald aber kam mir ein anderer Gedanke. Nachdem ich nämlich einige Zeit beobachtet hatte, wie schmachvoll die drei Gefangenen von den übrigen Seeleuten behandelt wurden, sah ich, dass diese sich auf der Insel zerstreuten, als ob sie das Terrain durchsuchen wollten. Die drei hätten jetzt freilich auch gehen können, wohin sie wollten, aber sie saßen mit verzweifelungsvollen Blicken nachdenklich auf der Erde. Das erinnerte mich daran, wie ich selbst einst

bei meiner Ankunft auf der Insel verzweifelt umher geschaut und mich verloren gegeben hatte. Ich war aus Furcht, von den einheimischen Tieren gefressen zu werden, die Nacht hindurch auf dem Baum geblieben und hatte, so ganz und gar keine Ahnung von der Hilfe gehabt die mir, in Folge gnädiger Fügung beschieden werden sollte. Das Schiff hatte sich nämlich, durch Sturm und Wellen, dem Land genähert und mir lange Zeit Nahrung und Hilfsmittel gewährt.

So saßen auch diese drei trostlosen Menschen dort, ohne Ahnung davon, wie sicher und nahe ihnen Rettung und Hilfe war, während sie sich schon für verloren glaubten und ihre Lage für eine völlig verzweiflungsvolle hielten. So wenig haben wir die Gabe, die Dinge dieser Welt vorherzusehen und so viel Grund hätten wir, heiter auf den großen Weltenlenker zu vertrauen, der seine Geschöpfe niemals ganz verlässt, sondern ihnen, in der elendesten Lage, immer doch etwas gibt, für das sie dankbar sein müssen. Beinhaltet doch manchmal, gerade das, was wir für die Ursache unseres Verderbens halten, das Mittel zu unserer Errettung. Zur Zeit, als die Fremden das Ufer betreten hatten, war gerade die Flut in ihr höchstes Stadium gelangt. Während sie aber mit den Gefangenen geredet und sich dann verstreut hatten, um die Gegend zu durchsuchen, war die Flutzeit verstrichen und ihr Boot lag nun gänzlich auf dem Trockenen. Zwei im Boot zurückgebliebene Männer hatten, wie ich später erfuhr, zu viel Branntwein getrunken und waren eingeschlafen. Einer davon wachte zuerst auf und da er das Boot auf dem Sand liegen sah, rief er die Umherstreifenden zu Hilfe. Diese kamen auch sofort herbei, konnten aber, trotz aller Anstrengung, das Fahrzeug nicht wieder flott zu machen, da es zu schwer war, und da das Ufer an jener Stelle aus feinem, tiefem, fast schlammartigem Sand bestand. Als

echte Seemänner (diese Art von Menschen, die von allen, vielleicht die sorgloseste ist) gaben sie ihre Bemühungen bald auf und trieben sich aufs Neue auf dem Land umher. Einen von ihnen, hörte ich seinem Kameraden in englischer Sprache zurufen:

»Lasst es sein, Jack, die Flut wird es schon wieder flott machen«.

Diese Äußerung klärte mich über den wichtigen Punkt völlig auf, mit was für Landsleuten wir es zu tun hatten. Inzwischen hielt ich mich fortwährend verborgen und wagte mich aus meiner Festung nicht weiter heraus, als auf den Gipfel des Hügels. Denn ich wusste, dass vor mindestens zehn Stunden das Boot nicht wieder flott gemacht werden konnte. Bis dahin aber musste es schon völlig dunkel sein und ich konnte dann gefahrloser die Bewegungen der Fremden beobachten und ihre etwaigen Unterredungen belauschen. Fürs Erste machte ich mich jetzt kampffertig, jedoch mit mehr Umsicht als sonst, da ich wusste, dass ich es diesmal mit einer ganz anderen Art von Gegnern zu tun hatte, als früher. Ich bat auch Freitag, den ich inzwischen zu einem vortrefflichen Schützen herangebildet hatte, sich mit Waffen zu versehen, ich ergriff selbst zwei Jagdflinten und gab ihm drei Gewehre. Mein Aussehen war in der Tat geeignet, Furcht zu erregen. Ich sah schrecklich aus, in meinem Mantel aus Ziegenfell und mit der früher beschriebenen Mütze auf dem Kopf, den bloßen Säbel an der Seite, zwei Pistolen im Gürtel und eine Flinte über jeder Schulter.

Obwohl ich anfangs entschlossen war, vor Einbruch der Nacht nichts zu unternehmen, änderte ich doch bald meinen Plan. Gegen zwei Uhr nämlich, als die Hitze den höchsten Grad erreicht hatte, bemerkte ich, dass die

Seeleute alle einzeln in den Wald gegangen waren, wahrscheinlich um dort einen Mittagsschlaf zu halten. Die drei unglücklichen Gefangenen aber, zu sehr voller Sorge, um einen Schlummer finden zu können, saßen im Schatten eines großen Baumes, etwa 40 cm von mir entfernt. Dort konnten sie, wie ich glaubte, von keinem der Übrigen gesehen werden und daraufhin beschloss ich, mich ihnen zu zeigen und sie über ihr Schicksal zu befragen. Sofort machte ich mich in dem oben beschriebenen Aufzug auf den Weg. Freitag folgte ein Stück hinter mir, gleichfalls fürchterlich anzuschauen, wenn auch nicht ganz so ungeheuerlich wie ich. Ich näherte mich den Fremden, so weit es ging, ohne bemerkt zu werden und rief dann, ehe mich einer erblickt hatte, ihnen in Spanisch laut zu:

Wer seid Ihr, Leute?«

Sie stutzten bei dem Laut, aber in weit größere Verwirrung gerieten sie noch, als sie mich in meinem sonderbaren Aufzug erblickten. Sie antworteten nicht und wollten sich gerade sich auf die Flucht begeben, als ich ihnen auf Englisch zurief:

»Gentlemen, fürchtet euch nicht vor mir! Vielleicht ist euch in mir ein Freund näher, als ihr es gehofft habt«. –

»Dann muss er gradewegs vom Himmel geschickt worden sein«,

sagte traurig einer der Gefangenen zu mir,

»denn in unserer Lage ist Menschenhilfe ein Ding der Unmöglichkeit.«

»Alle und jede Hilfe kommt vom Himmel, Herr«, entgegnete ich. »Aber wollt ihr nicht einem euch Unbekannten den Weg zeigen, wie euch aus der großen Not, in der ihr euch zu befinden scheint, zu helfen ist? Ich sah euch hier landen und als ihr, wie es schien, die rohen Menschen um Gnade batet, bemerkte ich, dass einer von ihnen sein Schwert zog, um euch zu töten.«

Den armen Menschen rannen jetzt die Tränen vom Gesicht, sie zitterten mit Mienen, als seien sie vom Donner gerührt und einer antwortete:

»Spricht Gott selbst zu mir oder ein Mensch? Habe ich einen Sterblichen vor mir oder einen Engel?«

»Darüber macht euch keine Gedanken«, entgegnete ich. »Wenn ein Engel Gottes zu eurer Errettung geschickt worden wäre, so würde er in besseren Kleidern gekommen sein, als ich und auch andere Waffen tragen, als ihr an mir seht. Ich bitte euch, gebt alle Furcht auf. Ich bin ein gewöhnlicher Mensch wie andere, und zwar ein Engländer, und beabsichtige euch beizustehen. Ihr seht, ich habe zwar nur einen einheimischen Freund, wir besitzen aber Waffen und Munition. Sagt uns gerade heraus, ob wir euch nützen können. Was für ein Schicksal ist es, das ihr erlebt habt?«

»Unser Schicksal zu erzählen, Herr«, erwiderte er, »würde jetzt zu viel Zeit in Anspruch nehmen, während unsere Mörder so nahe sind. Kurz heraus gesagt, Herr, ich war Kapitän dieses Schiffes und meine Mannschaft hat gegen mich eine Meuterei unternommen. Nur mit Mühe ist sie davon abgebracht worden, mich zu ermorden und dann haben sie mich, zusammen mit diesen beiden Männern, von denen der eine mein Steuermann, der andere einer

meiner Schiffspassagiere war, an diesem öden Eiland ausgesetzt. Wir glaubten hier sterben zu müssen, da wir den Ort für unbewohnt hielten und auch jetzt wissen wir nicht, wie wir Rettung finden sollen.«

»Wo sind eure Feinde, diese Bestien, hingegangen?« fragte ich. –

»Dort liegen sie, Herr«, erwiderte er, indem er auf ein Baumdickicht zeigte. »Mein Herz zittert vor Furcht, dass sie uns gesehen und Sie sprechen gehört haben. Wenn das der Fall ist, werden sie uns sicherlich alle ermorden.«

»Haben sie Feuerwaffen?« fragte ich.

Er antwortete, sie hätten nur zwei Flinten bei sich, eine dritte sei im Boot zurückgeblieben.

»Nun gut«, antwortete ich, »dann überlasst mir das Übrige. Ich sehe, sie liegen alle im Schlaf und es fällt mir leicht, sie zu töten. Oder sollen wir sie lieber zu Gefangenen machen?«

Er entgegnete, es seien zwei verzweifelte Schurken unter ihnen, wenn man denen Gnade widerfahren ließe, wäre das eine bedenkliche Sache. Wenn man sie jedoch erst in der Gewalt habe, so würden die anderen, wie er glaubte, freiwillig zu ihrer Pflicht zurückkehren. Auf meine Aufforderung, jene beiden näher zu bezeichnen, merkte der Fremde an, dass er dies aus der Entfernung nicht gut könne, übrigens werde er sich meinen Anordnungen in jeder Weise unterwerfen.

»Nun denn«, erwiderte ich, »so wollen wir uns aus dem Bereich ihrer Augen und Ohren zurückziehen, damit sie

nicht wach werden und dann können wir das Weitere beschließen.«

Hierauf folgten mir die Fremden willig, bis der Wald uns verbarg.

»Hören Sie mich an, Herr«, sagte ich, als wir im Dickicht angekommen waren. »Wenn ich mich wegen eurer Befreiung in Gefahr begeben, seid ihr dann auch bereit, euch vollkommen zwei Bedingungen zu unterwerfen?«

Er kam meinen Vorschlägen zuvor, durch die Antwort, dass, sowohl er, wie sein Schiff, wenn er es wieder in seine Gewalt bekommen sollte, ganz und gar meinen Befehlen untergeben sein werde. Und selbst wenn er sein Schiff nicht wieder zurückgewinnen sollte, werde er doch für mich leben und sterben, in welchen Teil der Welt ich ihn auch hinschicken würde. Die beiden anderen sprachen sich in gleicher Weise aus.

»Nun gut«, antwortete ich. »Ich habe nur zwei Bedingungen. Die erste: dass ihr, so lange ihr auf dieser Insel seid, euch keinerlei Autorität anmaßt, auch, wenn ich euch Waffen aushändige, diese jederzeit zurückzugeben und weder zu meinem, noch der Meinigen, Schaden zufügen werdet, sowie dass ihr während dieser ganzen Zeit meinen Ansagen Folge leistet. Zweitens: dass ihr mich und meinen Gefährten, wenn ihr euer Schiff wiederbekommt, in kostenfreier Überfahrt nach England zu bringen versprecht.«

Der Kapitän gab mir alle möglichen und erdenklichen Versicherungen, dass er diese sehr ausgewogenen Bedingungen erfüllen und mir überdies sein ganzes Leben ergeben sein, auch seinen Dank, wo es nur möglich wäre,

aussprechen werde.

»Nun denn«, antwortete ich, »hier sind drei Musketen mit Pulver und Blei für euch; sagt mir jetzt, was für ein Verfahren ihr für das zweckmäßigste erachtet.«

Er zeigte aufs Neue seine Erkenntlichkeit, entgegnete aber, dass er sich ganz meinen Anordnungen unterwerfen wolle. Ich sagte ihm hieraufhin, dass ich zwar jeden Angriff für eine gewagte Sache hielte, dennoch aber als das unserer Situation Angemessenste ansähe, dass wir mit einem Mal Feuer auf die ganze Bande geben sollten, während diese schliefen.

»Wenn«, setzte ich hinzu, »einige bei dieser ersten Salve nicht sterben und sich ergeben wollen, so können wir ihnen das Leben schenken und so die Wirkung unserer Schüsse ganz in die Hände der Vorsehung legen.«

Der Kapitän entgegnete mit großer Ruhe, wenn er es vermeiden könne, würde er gern unterlassen, sie zu töten, aber diese beiden unverbesserlichen Schufte, die auch allein die Meuterei in seinem Schiffe angestiftet hätten, könnten uns, wenn sie entrinnen sollten, ins Verderben stürzen. Sie würden nämlich dann an Bord gehen, die ganze Schiffsmannschaft herbeiholen und uns vernichten wollen.

»Dann«, entgegnete ich, »rechtfertigt diese Notwendigkeit meinen Ratschlag, da er den einzigen Weg, uns das Leben zu retten, öffnet.«

Weil ich sah, dass der Kapitän immer noch abgeneigt war, Blut zu vergießen, trug ich ihm auf, sich mit seinen beiden Gefährten aufzumachen und das zu tun, was ihnen selbst

das Angemessenste schien. Mitten in diesem Gespräch waren einige von den Schiffsleuten wach geworden und wir sahen, dass zwei von ihnen augenblicklich auf den Füßen standen. Der Kapitän verneinte meine Frage, ob einer von ihnen zu den Rädelsführern der Meuterer gehörte.

»Gut«, sagte ich, »so sollen sie fliehen. Die Vorsehung scheint sie aufgeweckt zu haben, um sie zu retten. Jetzt«, fuhr ich fort, »ist es eure Schuld, wenn die Übrigen uns entrinnen.«

Hierdurch ermutigt, nahm er die ihm von mir ausgehängte Muskete zur Hand und eine Pistole in den Gürtel und ging mit seinen beiden Kameraden fort, von denen jeder ebenfalls von mir mit einer Flinte bewaffnet worden war. Diese machten, bei ihrem Weggehen einigen Krach. Einer von den wachgewordenen Seemännern drehte sich darauf um, als er sie herbeikommen sah, rief er den anderen herbei. Aber es war bereits zu spät, denn in demselben Augenblick gaben beide Feuer, während der Kapitän klugerweise seinen Schuss zurückhielt. Die Zwei hatten so gut auf die vorher erwähnten Schurken gezielt, dass der eine von ihnen auf der Stelle starb, der andere aber schwer verwundet wurde. Der Letztere hatte dabei aber noch so viel Kraft, aufspringen und laut um Hilfe rufen zu können. Der Kapitän aber lief zu ihm hin und rief: es sei zu spät, Menschenbeistand anzuflehen, er solle lieber Gott anrufen, dass er seiner Schurkenseele gnädig sei. Bei diesen Worten schlug er ihn mit dem Gewehrkolben nieder, dass er kein Glied mehr bewegen konnte. Es blieben noch drei der Feinde übrig, von denen aber einer ebenfalls schon leicht verwundet war. Inzwischen war ich herbeigekommen und als die Gegner die Größe der Gefahr und die Vergeblichkeit des Wider-

stands einsahen, baten sie um Gnade. Der Kapitän versprach, ihnen das Leben zu schenken, wenn sie ihm ihre Reue über den Verrat, dessen sie sich schuldig gemacht hatten, versichern könnten und wenn sie weiterhin schwören würden, ihm treue Hilfe bei der Wiedererlangung des reparierten Schiffs und für die Rückkehr nach Jamaika zu leisten, woher sie gekommen waren.

Sie versicherten ihm daraufhin, aufrichtig zu bereuen und der Kapitän äußerte, mir gegenüber, deshalb den Wunsch, ihnen das Leben zu schenken. Ich hatte nichts dagegen einzuwenden, machte aber zur Bedingung, dass die Gefangenen an Hand und Fuß gefesselt bleiben müssten, so lange sie auf der Insel blieben. Inzwischen hatte ich Freitag mit dem Steuermann des Kapitäns zum Boot geschickt, um es in Sicherheit zu bringen und die Segel und Ruder fortzuschaffen. Bald darauf kamen drei von den umherschweifenden Seeleuten, die sich zu ihrem Glück von den Übrigen getrennt hatten, in unsere Nähe; sie waren durch unsere Schüsse herbeigelockt worden. Als sie sahen, dass der Kapitän wieder aus einem Gefangenen ein siegreicher Gebieter geworden war, ließen sie sich willig fesseln und so war denn unser Sieg vollständig. Jetzt erst bot sich die Gelegenheit für mich und den Kapitän, den Bericht von unserem gegenseitigen Schicksal auszutauschen. Ich fing an und erzählte ihm meine ganze Geschichte, die er mit Aufmerksamkeit und Verwunderung anhörte. Vor allem interessierte es ihn zu erfahren, in welcher wunderbaren Weise, ich mit Lebensmitteln und Munition versehen worden war. Mein wunderbarer Lebensweg rührte ihn tief. Der Gedanke überkam ihn, dass ich auch zu seiner eigenen Rettung von der Vorsehung unterstützt worden war, die Tränen rannen ihm über das Gesicht und er konnte nicht mehr ein Wort

sagen. Daraufhin führte ich ihn und seine beiden Gefährten in meine Wohnung, und zwar auf dem Wege, auf dem ich sie selbst verlassen hatte, nämlich über den Hügel. Dort ließ ich sie sich alle mit dem, was ich an Lebensmitteln vorrätig hatte, erfrischen und zeigte ihnen all die Bemühungen, die ich während meines langen Aufenthalts zu meiner Bequemlichkeit getroffen hatte.

Dies alles erfüllte sie mit höchstem Erstaunen. Der Kapitän bewunderte besonders die Befestigung meiner Wohnung und wie vollkommen ich meinen Zufluchtsort durch das kleine Wäldchen versteckt hatte. Ich hatte es, vor nun beinahe zwanzig Jahren angelegt und es war, da die Bäume hier viel rascher, als in England wuchsen, schon stattlich groß und so dick geworden, dass man es nur durch den von mir angelegten, gewundenen Pfad passieren konnte. Ich erzählte ihm, dass ich außer dieser Burg, die meine Residenz darstellte, wie die Fürsten normalerweise auch, einen Landsitz hatte, den ich ihm bei Gelegenheit einmal zeigen wollte. Für jetzt war aber unsere nächste Aufgabe, das Schiff wieder in unsere Gewalt zu bekommen. Der Kapitän gestand, dass er durchaus nicht wisse, was dazu für Maßnahmen zu ergreifen seien. Es befänden sich nämlich noch dreizehn Mann an Bord, die wüssten, dass sie vom Gesetz her bestraft werden würden, weil sie sich auf eine Meuterei eingelassen hatten und daher in verzweifelter Situation wären. Es sei ihnen bekannt, dass sie bei ihrer Rückkunft nach England, sofort auf die Galeeren oder in die englischen Kolonien gebracht würden und daher sei ein Angriff auf sie, bei unserer geringen Zahl, unmöglich.

Die Ansicht des Kapitäns erschien mir, bei einigem Nachdenken, nur zu gut begründet. Jedenfalls aber musste ein rascher Entschluss gefasst werden, sowohl um die

Schiffsleute in eine Falle zu locken und sie von einer Landung abzuhalten, die unsere Vernichtung nach sich gezogen haben würde. Ich bedachte, dass die Schiffsmannschaft sicherlich, um nachzusehen, was aus ihren Kameraden und dem Boot geworden war, innerhalb kurzer Zeit in ihrem anderen Boot zur Insel kommen, vielleicht Waffen mitbringen und uns dann überlegen sein würden. Deshalb schlug ich als erste Maßregel vor, das Boot, das auf dem Sand lag, seeuntüchtig zu machen. Wir begaben uns sofort an Bord und nahmen die Waffen und was sich sonst an Gegenständen darin befand, heraus. Zu den Sachen gehörte eine Flasche Branntwein, eine andere mit Rum, etwas Schiffszwieback, ein Pulverhorn und ein großes, fünf bis sechs Pfund schweres, Stück Zucker, in Segeltuch eingewickelt. All dies war mir sehr willkommen, besonders aber der Branntwein und Zucker, die ich seit vielen Jahren entbehrt hatte. Als diese Dinge an Land gebracht waren (die Ruder, der Mast, das Segel und das Steuerruder hatten wir bereits vorher weggeschafft), bohrten wir ein großes Loch in den Boden des Fahrzeugs, so dass dieses keinesfalls weggebracht werden konnte, wenn auch die Schiffsleute in noch so großer Anzahl kommen sollten. Auf die Zurückgewinnung des Schiffes rechnete ich jetzt kaum noch. Dagegen hoffte ich, das Boot würde sich, wenn es diese Leute zurückgelassen hätten, leicht wieder so weit herstellen lassen, dass wir darin zu den Lewardsinseln gelangen und unterwegs die Spanier, die ich nicht vergessen hatte, aufnehmen konnten.

Während wir noch über unsern Operationsplan berieten und mit großer Anstrengung das Boot so weit an den Strand gezogen hatten, dass es die Flut nicht mitreißen konnte und nachdem das Loch darin so groß war, dass das Leck so leicht nicht gestopft werden konnte, hörten

wir plötzlich vom Schiff her einen Schuss und bemerkten, dass das Boot, durch allerlei Signale, dorthin zurückgerufen werden sollte. Wiederholtes Feuern und Signalisieren blieb jedoch ohne Erfolg. Jetzt sah ich mit Hilfe meines Fernglases, dass die Mannschaft ein anderes Boot aussetzte und es mit einigen Leute darauf, zur Insel rudern ließ. Als es herankam, erkannten wir, dass sich nicht weniger, als zehn Mann darin befanden, welche alle Feuerwaffen bei sich führten. Da das Schiff fast zwei Meilen vom Land entfernt lag, hatten wir Zeit genug, unsere Beobachtungen zu machen und sogar die Gesichter der Männer im Boot zu erkennen. Denn da sie die Wellen etwas östlich von der Stelle, wo das früher gelandete Boot lag, abgetrieben hatten und sie daher eine Strecke der Küste entlang steuerten, um an demselben Punkte, wie dieses, an Land zu kommen, konnten wir die Mannschaft genau beobachten. Der Kapitän kannte die Charakterbeschaffenheit aller Leute im Boot. Drei von ihnen, sagte er, seien sehr wackere Leute, die nach seiner Überzeugung, nur durch Gewalt und Furcht, von den Übrigen in die Verschwörung hineingezwungen worden waren.

»Der Bootsmann aber«, setzte er hinzu, »der das Kommando zu haben scheint und alle Übrigen, außer diesen Dreien, gehören zu den Schlimmsten unter dem ganzen Schiffsvolk und werden, ohne Zweifel, in ihrer Verzweiflung alles wagen.«

Ich lächelte hierüber und erwiderte, Menschen in unserer Lage, sollten über die Furcht hinaus sein. Jede denkbare Situation sei besser, als die unsrige und was auch erfolgte, Leben oder Tod, würde sicherlich für uns eine Befreiung mit sich bringen. Ich fragte, ob er, nachdem er den Bericht über meine Lebensumstände gehört hatte, nicht glaube, dass es sich für mich lohne, an eine Erlösung

aus meiner Lage, alles daran zu setzen.

»Wohin ist Ihr Glaube gekommen«, fuhr ich fort, »der Sie vor Kurzem noch so selbstsicher machte, dass ich dazu bestimmt war, Sie zu retten? Nach meiner Meinung ist es nur ein einziger Umstand in unserer Situation, der misslich zu sein scheint.«

»Was meinen Sie damit?« fragte er.

»Nichts anderes, als dass, wie Sie sagen, einige brave Jungens unter den Leuten sind, die gerettet zu werden verdienen. Wäre die ganze Sippe niederträchtig, so würde ich glauben, Gott habe sie von den Übrigen nur deshalb abgesondert, um sie in unsere Hände auszuliefern. Denn verlasst euch darauf, jeder Mensch, der an diesen Strand kommt, unterliegt unserer Gewalt und soll leben oder sterben, je nachdem, wie er sich gegenüber uns verhält.«

Diese, mit heiterer Miene, gesprochenen Worte ermutigten den Kapitän besonders und so machten wir uns denn getrost an unsere Aufgabe. Sobald uns das vom Schiff ausgesandte Boot in Sicht gekommen war, hatten wir dafür gesorgt, die Gefangenen zu trennen. Zwei davon, denen der Kapitän weniger, als den anderen traute, wurden unter der Führung Freitags und eines der drei, von uns befreiten Männer, in meine Höhle geschickt, wo sie weit weg genug waren, um nicht gehört oder entdeckt werden zu können. Aus ihr hätten sie nicht durch das Gehölz finden können, selbst wenn sie sich von ihren Fesseln befreit hätten. Dort wurden sie mit Lebensmitteln versehen und in Fesseln zurückgelassen, nachdem ihnen angekündigt worden war, dass sie, wenn sie sich ganz ruhig verhielten, nach einigen Tagen die Freiheit erhalten sollten, dass sie aber, beim geringsten Fluchtversuch,

gnadenlos dem Tod verfallen würden. Sie versprachen, ihre Gefangenschaft geduldig zu ertragen und zeigten sich dankbar für die gute Behandlung, die man ihnen dadurch widerfahren ließ, dass man ihnen Lebensmittel und Licht gewährt hatte. Freitag hatte ihnen nämlich einige von unseren selbst hergestellten Kerzen zurückgelassen und sie dann im Glauben gelassen, dass er als Schildwache vor dem Eingang der Grotte zurückbliebe.

Die übrigen Gefangenen wurden noch besser behandelt. Zwei blieben jedoch angebunden, weil auch ihnen der Kapitän nicht völlig traute. Die anderen beiden wurden unter meinen Befehl gestellt, nachdem sie feierlich gelobt hatten, mit uns zu leben und zu sterben. Wir waren jetzt mit ihnen und den drei braven Leuten zusammen, sieben gut bewaffnete Männer und ich zweifelte nicht, dass wir mit den zehn Ankömmlingen ganz leicht fertig werden würden, besonders da der Kapitän versichert hatte, es seien mehrere ehrenwerte Leute unter ihnen. Sobald die Fremden zu der Stelle gekommen waren, wo ihr anderes Boot lag, ließen sie ihres an den Strand auflaufen, sprangen an Land und zogen ihr Fahrzeug hinter sich her. Mir war das ganz recht, denn ich hatte schon befürchtet, sie würden ihr Boot in einiger Entfernung von der Küste vor Anker legen und Wachen darin zurücklassen, so dass wir es uns nicht nehmen könnten. Kaum gelandet, eilten sie zu ihrem anderen Boot und sahen mit großem Erstaunen, dass es gänzlich ausgeplündert und mit einem großen Leck durchbohrt war. Nachdem die Neuankömmlinge eine Weile über die Ursache dieser Beschädigung nachgegrübelt hatten, ließen sie aus Leibeskräften mehrere Male ein brüllendes Hallo erschallen, um von ihren Gefährten gehört zu werden. Es blieb jedoch vergeblich. Hieraufhin bildeten sie einen Kreis und feuerten aus ihrem Kleingewehr eine solche Salve ab, dass die Wälder

rings umher ein lautes Echo vernehmen ließen. Auch dies fruchtete nichts. Die in der Höhle eingeschlossenen Gefangenen hörten das Schießen nicht und die, die bei waren, hörten es zwar recht gut, durften aber keine Antwort geben.

Hierüber waren die Schiffsleute so erstaunt und befremdet, dass sie, wie wir später erfuhren, beschlossen, sofort zum Schiff zurückzukehren und dort die Nachricht zu verkünden, die Mannschaft sei ermordet und das Langboot seeuntüchtig gemacht worden. Dementsprechend brachten sie das Fahrzeug, in dem sie gekommen waren, bald wieder ins Wasser und begaben sich an Bord. Hierüber aber erschrak der Kapitän aufs Äußerste; er glaubte nämlich, die Schiffsmannschaft würde, nach der Rückkehr der Abgesandten, ihre Kameraden verloren geben und wieder in See stechen, so dass er das Schiff, das er wieder zu erlangen gehofft hatte, unfehlbar verlieren werde. Bald aber sollte er, durch ein anderes Ereignis, noch mehr in Furcht gesetzt werden. Die Leute waren noch nicht lange mit dem Boot abgefahren, als wir sie ans Land zurückkehren sahen, offenbar wollten sie etwas anderes zu unternehmen. Sie hatten, wie es schien, nach ausführlicher Beratung beschlossen, dass drei Mann in dem Boot zurückbleiben, die Übrigen aber auf die Insel zurückkehren und nach ihren Gefährten suchen sollten. Dies gab der Sache, für uns, eine sehr unangenehme Wendung und wir wussten im Augenblick nicht, was wir machen sollten. Denn, wenn wir uns auch dieser sieben Mann bemächtigen wollten, die sich an Land befanden, half das nicht viel, wenn wir das Boot verloren geben mussten. Die, die dort drin waren, waren nämlich sicher sofort zum Schiff zurückgerudert und mit den dort Zurückgebliebenen wahrscheinlich bald weggesegelt. Wir hätten das Fahrzeug dann nicht mehr zurückgewinnen können.

Unterdessen hatten wir keine andere Wahl, als den Verlauf der Dinge ruhig abzuwarten. Sobald die sieben Mann an Land gegangen waren, hatten die drei ihr Boot eine geraume Wegstrecke vom Ufer weggesteuert und waren dort vor Anker gegangen, um auf die anderen zu warten. Damit aber war es für uns unmöglich geworden, ans Boot zu gelangen. Die, die ans Ufer gekommen waren, hielten sich dicht beieinander und bewegten sich zur Spitze des kleinen Hügels, unter dem meine Behausung lag. Wir konnten sie deutlich erkennen, während sie uns dagegen nicht bemerken konnten. Es war für uns gleich, ob sie entweder näher zu uns herankamen oder sich weiter von uns entfernten. In jedem Fall hätten wir auf sie feuern oder uns sicher zurückziehen können. Als sie den Hügel erstiegen hatten, von dem man weit über die Täler und Wälder zur am tiefsten gelegenen Nordostseite der Insel schauen konnte, schrien und riefen sie so lange, bis sie müde waren. Dann setzten sie sich, ohne sich weit vom Ufer wegzuwagen oder sich voneinander zu entfernen, unter einen Baum, um Rat zu halten. Hätten sie sich dort dem Schlaf überlassen, wie es vorher die andere Truppe getan hatte, wäre das sehr vorteilhaft für uns gewesen, aber sie waren zu verängstigt, um schlafen zu können, obwohl sie keine bestimmte Vorstellung von den ihnen drohenden Gefahren haben konnten.

Jetzt brachte der Kapitän einen sehr zweckmäßigen Vorschlag zur Sprache.

»Vielleicht«, meinte er, »werden diese Gesellen zum Entschluss kommen, eine neue Salve abzufeuern, um von ihren Kameraden gehört zu werden und dann sollten wir in dem Augenblick, wo ihre Gewehre abgefeuert werden, über sie herfallen. Sicherlich werden sie sich uns in dieser Lage ergeben und wir bekommen sie auf diese

Weise, ohne Blutvergießen, in unsere Gewalt.«

Ich billigte diesen Plan für den Fall, dass wir den Leuten nahe genug waren, um zu ihnen gelangen zu können, ehe sie ihre Gewehre wieder laden konnten. Aber eben diese Voraussetzung fand nicht statt und so lagen wir noch eine geraume Zeit unentschlossen herum, was wir unternehmen sollten. Dann sagte ich, dass sich, nach meiner Meinung, vor Einbruch der Nacht, gar nichts tun ließe. Vielleicht könnten wir dann, wenn unsere Feinde nicht ins Boot zurückkehren sollten, zwischen sie und das Ufer gelangen und dann die im Boot durch eine List, ans Land locken.

Nachdem wir eine geraume Zeit in großer Ungeduld gewartet hatten, waren wir sehr unangenehm überrascht, als wir die sieben Mann, nach langer Beratung, aufstehen und zum Meer gehen sahen. Es schien, als ob ihnen der Ort, an dem sie sich befanden, so unheimlich vorkäme, dass sie beschlossen hätten, an Bord des Schiffs zurückzukehren, ihre Gefährten verloren zu geben und ihre Reise fortzusetzen. Als ich sie zum Ufer gehen sah, war ich überzeugt, dass sie alle weiteren Nachforschungen aufgegeben hätten. Der Kapitän teilte diese Ansicht und war dadurch nicht wenig erschreckt. Mir aber kam bald eine List in den Sinn, die sich bewährte und die Fremden wirklich wieder zur Umkehr vom Strand bewog. Ich ließ nämlich Freitag und den Steuermann des Kapitäns über die kleine Bucht im Westen übersetzen, von dort zu der Stelle gehen, wo Freitag den Einheimischen weggelaufen war. Dann trug ich ihnen auf, sobald sie auf die etwa 800 Meter von uns entfernt befindliche Anhöhe kommen würden, aus Leibeskräften zu rufen, bis die Seeleute es hören könnten. Wenn sie Antwort gäben, sollten beide das Schreien wiederholen, dann, in einer Tour fort-

laufend, immer das Hallo der Fremden erwidern, diese so möglichst weit, ins Innere der Insel und in die Wälder locken und dann auf einem Umweg, den ich ihnen vorgab, zu uns zurückkehren.

Die Fremden waren gerade im Begriff, ins Boot zu steigen, als Freitag und sein Begleiter ihr Hallo anstimmten. Sofort antworteten sie und eilten, der Küste entlang, westwärts, zu dem Ort, von woher die Stimmen kamen. Auf ihrem Weg sahen sie sich durch die Bucht gehindert, in der gerade das Flutwasser stand, so dass sie nicht hinüber konnten. Sofort riefen sie, ganz wie ich es vorausgesehen hatte, denen im Boot zu, herbeizukommen und sie herüberzuholen. Kaum war diese Aufforderung ausgesprochen, sah ich, wie das Boot, das eine weite Strecke die Bucht hinaufgerudert war, in einer Einbiegung des Ufers landete. Daraufhin blieben, von den drei vorher darin Sitzenden, einer, mit den sieben anderen, zurück. Nur zwei blieben im Fahrzeug zurück, nachdem sie es am Stamm eines kleinen Baumes, am Ufer, angebunden hatten. Dies war es aber gerade, was ich mir gewünscht hatte. Sofort nahm ich meine Leute mit, setzte so über die Bucht, dass ich von den Männern im Boot nicht bemerkt werden konnte und überraschte die beiden, ehe sie es merkten. Der eine von ihnen lag am Ufer, der andere befand sich noch im Boot. Dieser, halb im Schlaf, wollte aufstehen, aber der Kapitän, der uns voraus war, eilte auf ihn los und schlug ihn nieder. Dann rief er dem im Boot zu, er solle sich ergeben oder er sei des Todes. Es bedurfte keiner großen Überredung, um diesen vom Widerstand abzuhalten, als er sich, uns fünf Männern und seinen Gefährten gegenüber, kampfunfähig sah. Überdies gehörte er auch, wie es schien, zu den drei Leuten, die nicht so schwer an der Meuterei beteiligt waren, wie das übrige Schiffspersonal, daher ergab er sich nicht nur völlig, son-

dern bewährte sich auch später als aufrichtiger Bundesgenosse.

Unterdessen hatten Freitag und der Steuermann, den anderen gegenüber, ihre Sache so gut gemacht, dass diese durch Rufen und Antworten von einem Hügel, zum anderen und von einem Gehölz ins andere gelockt worden waren. Sie waren nicht nur ausgesprochen müde, sondern auch vom Boot weit genug entfernt, um es vor der Dunkelheit nicht wieder erreichen zu können. Nicht weniger müde, waren auch unsere Freunde, bei ihrer Rückkehr zu uns.

Jetzt blieb uns nichts anderes zu tun, als die Nacht abzuwarten und dann die Fremden zu überfallen, wo wir sicher sein durften, uns ihrer bemächtigen zu können. Es waren kaum einige Stunden, nach Freitags Rückkehr, verstrichen, als auch diese den Rückweg zu ihrem Boot aufnahmen. Schon geraume Zeit, bevor sie herankamen, hörten wir die ersten den Zurückgebliebenen zuzurufen. Diese antworteten mit Klagerufen über ihre Lahmheit und Müdigkeit und versicherten, dass sie kaum noch vorwärts könnten. Endlich kamen sie beim Boot an. Aber wie groß war ihr Befremden, als sie es durch die Ebbe auf dem Sand festliegen sahen, ihre beiden Leute aber nicht mehr darin waren. Wir hörten sie eine klagende Unterhaltung führen, sie jammerten darüber, dass sie auf ein verzaubertes Eiland geraten seien, entweder, sagten sie, müsse es hier Eingeborene geben, durch die ihnen allen ein grausamer Tod drohte oder es müssten Teufel und böse Geister hier wohnen, von denen sie entführt und vernichtet werden würden. Hieraufhin stimmten sie aufs Neue ihr lautes Hallo an und forderten ihre Gefährten beim Namen auf, herbeizukommen, aber es erfolgte kei-

ne Antwort. Einige Zeit darauf, sahen wir sie in der Dämmerung, mit vor Verzweiflung gerungenen Händen, herumirren, dann ins Boot zurückkehren, um auszuruhen, bald darauf wieder am Ufer umherlaufen. Dies taten sie wiederholt.

Meine Leute hatten große Lust, sofort in der Dunkelheit über sie herzufallen, aber ich wollte meiner Sache ganz gewiss sein, um so wenig, wie möglich, Menschenleben opfern zu müssen. Vor allem aber war ich abgeneigt, das Leben eines meiner eigenen Leute aufs Spiel zu setzen. Ein solcher Verlust lag umso näher, als die andern gut bewaffnet waren. Daher beschloss ich zu warten, ob sich die Feinde nicht etwa trennen würden. Um sie sicherer in meiner Gewalt zu behalten, gedachte ich, unseren Hinterhalt mehr in ihre Nähe zu verlegen und deshalb bat ich Freitag und den Kapitän, sich auf Händen und Füßen, auf den Boden geduckt, so nahe, wie möglich zu ihnen zu schleichen, ehe sie sich schussfertig machten. Meine Gefährten waren noch nicht lange an ihrem Posten angekommen, als sich der Bootsmann, der Haupträdelsführer bei der Meuterei und zugleich derjenige, der jetzt am mutlosesten von allen zu sein schien, mit zwei anderen des Schiffspersonals, dem Kapitän und meinem Freitag näherte. Der Kapitän hatte kaum noch Geduld, als er vermutete, dass dieser Hauptschuft ihm wegliefe, bis er ihm nahe genug war, so dass ihn dieser genau erkennen konnte. Denn bis dahin hatte der Kapitän nur von der Stimme her vermutet, dass es dieser Schurke war. Als die drei aber ziemlich in ihre Nähe gekommen waren, standen der Kapitän und Freitag auf und gaben Feuer. Der Bootsmann starb auf der Stelle und einer von den beiden anderen Leuten fiel, durch den Körper getroffen, neben ihm hin, starb aber erst einige Stunden später. Der dritte hingegen entfloh. Sobald die Schüsse geknallt hat-

ten, rückte ich mit meiner ganzen, jetzt aus acht Mann bestehenden Armee, vor. Ich selbst als Generalissimus voran, Freitag als mein Generallieutenant, der Kapitän und seine beiden Leute und unsere drei Kriegsgefangenen, die wir mit Waffen versehen hatten, folgten. Da wir uns den Schiffsleuten in der Dunkelheit näherten, konnten sie unsere Anzahl nicht erkennen. Ich ließ den im Boot zurückgebliebenen Mann, der jetzt einer von den Unsrigen war, die anderen beim Namen rufen, um zu versuchen, ob sie mit sich handeln und sich ergeben würden. Die Sache lief auch so ab, wie ich es wünschte. Begreiflich genug, dass sich die Leute, mit Rücksicht auf ihre böse Lage, gern zur Kapitulation einverstanden erklärten. Als der von mir Beauftragte, so laut er konnte, einem seiner Kameraden zurief:

»Tom Smith, Tom Smith«,
antwortete dieser augenblicklich:

»Bist du es, Robinson?« –

»Ja wohl, Tom Smith! Legt um Gottes willen eure Waffen nieder und ergebt euch oder ihr seid alle im nächsten Augenblick tot.«

»Wem sollen wir uns denn ergeben? Was sind es für Leute?« fragte Smith wiederum.

»Sie sind hier bei mir«, entgegnete dieser. »Es ist unser Kapitän mit fünfzig Mann, die euch diese zwei Stunden lang herumgehetzt haben. Der Bootsmann ist tot, Will Fry ist verwundet und ich bin gefangen. Wenn ihr euch nicht ergebt, seid ihr alle verloren.«

»Wenn sie uns Gnade versprechen«, erwiderte Tom

Smith, »dann wollen wir uns ergeben.«
»Ich will gehen und fragen.«

Hierauf rief der Kapitän selbst: »Smith, du kennst meine Stimme, wenn ihr sofort die Waffen ablegt und euch ergebt, soll euch allen das Leben geschenkt werden, ausgenommen Will Atkins.«

Jetzt schrie dieser Will Atkins: »Um Gottes willen, Kapitän, schenkt mir auch Gnade! Was habe denn ich gerade getan? Die anderen haben ja ebenso schlecht gehandelt, wie ich!«

Dies war jedoch nicht die Wahrheit. Wie es schien, hatte dieser Mensch, beim Ausbruch der Meuterei, die erste Hand an den Kapitän gelegt und ihn, nachdem er ihm die Hände gebunden hatte, barbarisch behandelt und mit Schimpfworten beleidigt. Der Kapitän antwortete ihm, er solle die Waffen auf Gnade oder Ungnade niederlegen, sein Geschick würde von der Entscheidung des Gouverneurs abhängen. Mit diesem Namen bezeichnete mein Freund nämlich mich. Um es kurz zu machen: die Männer legten ihre Waffen nieder und baten, dass wir ihnen das Leben schenken sollten. Ich schickte hierauf den, der mit ihnen vorher verhandelt hatte, mit zwei anderen zu ihnen und ließ sie festbinden. Hieraufhin erst kam meine große Armee von fünfzig Mann, die, jene drei inbegriffen, jetzt wieder auf acht herabgeschmolzen war, zum Vorschein und bemächtigte sich der Fremden und ihres Bootes. Ich selbst hielt mich mit einem Begleiter aus Vorsicht noch fern. Unsere nächste Sorge war nun, das Boot auszubessern, um zu versuchen, ob wir das Schiff übernehmen könnten, der Kapitän beschäftigte sich jedoch zunächst damit, mit den Meuterern zu verhandeln. Er warf ihnen die Schändlichkeit ihres Verhaltens gegen ihn und die Un-

würdigkeit dessen, was sie zuletzt gegen ihn beabsichtigt hatten, vor und zeigte ihnen, wie sie durch diese Handlungen am Ende mit Sicherheit ins Elend und Verderben, vielleicht sogar auf die Galeeren geraten würden. Sie schienen auch voll Reue zu sein und baten flehentlich um ihr Leben. Hieraufhin erklärte er, sie seien nicht seine Gefangenen, sondern die des Befehlshabers dieser Insel. Sie hätten zwar gemeint, ihn auf ein ödes, menschenleeres Eiland auszusetzen, aber Gottes Gnade habe es so gefügt, dass es bewohnt war und einen Engländer zum Gouverneur habe. Wenn es diesem gefalle, könne er sie alle hängen lassen, da er ihnen aber Gnade versprochen habe, werde er sie vermutlich nach England schicken und dem Arm der Gerechtigkeit überliefern, mit Ausnahme des Schurken Atkins. Dieser solle sich, so laute der Befehl des Gouverneurs, auf seinen Tod vorbereiten, da er am nächsten Morgen am Galgen baumeln müsse. Dies alles war zwar freie Erfindung des Kapitäns, brachte aber doch die erwünschte Wirkung hervor. Atkins fiel auf die Knie und bat den Kapitän, sich beim Gouverneur für sein Leben zu verwenden. Die anderen alle flehten, dass man sie, um Gottes willen, nicht nach England schicken solle.

Jetzt kam mir der Gedanke, dass der Augenblick unserer Befreiung nahe war. Es müsse, dachte ich mir, eine Leichtigkeit sein, diese Leute dahin zu bringen, dass sie uns mit Freuden den Besitz des Schiffs überließen. Nachdem ich mich in die Dunkelheit zurückgezogen hatte, damit sie vorläufig nicht erfahren würden, was für eine Art von Gouverneur hier herrschte, rief ich den Kapitän herbei. Ich verstellte dabei meine Stimme so, dass es klang, als käme sie aus einer großen Ferne. Einer der Leute wurde beordert, meinen Befehl weiterzutragen und dem Kapitän zu melden, dass ihn der Kommandant zu

sich bäte. Sofort erwiderte der Kapitän:
»Sage Sr. Excellenz, ich würde bald kommen«.

Dies bestärkte die Gefangenen noch mehr in ihrem Wahn und sie glaubten alle, der Gouverneur stünde, mit seinen fünfzig Mann, irgendwo an einer entfernten Stelle der Insel. Nachdem sich der Kapitän zu mir begeben hatte, teilte ich ihm mit, es sei mein Plan, mich jetzt sofort des Schiffes zu bemächtigen. Diese Absicht gefiel ihm ungemein und wir beschlossen, sie gleich am nächsten Morgen durchzuführen. Damit das aber umso besser geschehen könne, schlug ich dem Kapitän vor, die Gefangenen zu teilen. Ich beauftragte ihn, Atkins und zwei andere von den Hauptübeltätern gefesselt zur Höhle zu schicken, wo die Übrigen lagen. Für diese Überführung wurden Freitag und die beiden, mit dem Kapitän ans Land gekommenen Leute beauftragt. Diese brachten die Gefangenen in die Höhle, wie in einen Kerker und in der Tat war der Aufenthaltsort, besonders für Menschen in solcher Lage, schlimm genug. Die übrigen Schiffsleute ließ ich nach meiner oft beschriebenen Laube bringen. Da diese umzäunt und die Gefangenen in Fesseln waren, bot der Ort Sicherheit genug für ihre Verwahrung. Zu den dortigen Gefangenen, schickte ich den Kapitän am nächsten Morgen, damit er mit ihnen verhandeln sollte, das heißt, sie auf die Probe zu stellen und mir Bericht zu erstatten, ob auf ihre Mitwirkung zur Wiedererlangung des Schiffes zu rechnen war. Er hielt ihnen das durch sie gegen ihn begangene Verbrechen nochmals vor und wies sie darauf hin, in welch traurige Lage sie selbst, infolgedessen gekommen waren. Denn wenn der Gouverneur ihnen auch für den jetzigen Augenblick das Leben geschenkt hatte, würden sie doch, falls man sie nach England schickte, mit Sicherheit wegen Meuterei gehängt werden. Jedoch wolle er ihnen versichern, dass, wenn sie bei einer recht-

mäßigen Handlung, wie die Wiedereroberung des Schiffes, Beistand leisteten, der Gouverneur ihnen volle Gnadenerteilung geben würde.

Man kann sich leicht vorstellen, wie begierig diese Bedingung von den Leuten, in ihrer Situation, angenommen wurde. Sie fielen auf die Knie und versprachen dem Kapitän, unter den kräftigsten Beteuerungen, ihm bis zum letzten Blutstropfen treu zu bleiben und, wenn sie ihm die Rettung ihres Lebens verdankten, mit ihm durch die ganze Welt zu gehen; sie wollten ihm in aller Zukunft, wie ihrem leiblichen Vater, gehorchen. Der Kapitän erwiderte:

»Gut, ich werde dem Gouverneur eure Worte melden und versuchen, was ich tun kann, um ihn zur Einwilligung zu bewegen«.

So gab er mir denn Bericht über die Stimmung der Leute. Er versicherte überzeugt zu sein, dass man ihnen trauen dürfte. Um jedoch meiner Sache sicherer zu sein, bat ich den Kapitän, wieder zu den Gefangenen zurückzukehren und ihnen zu sagen, er habe, zum Beweis, dass man sie nicht alle brauche, den Auftrag, nur fünf Mann von ihnen zu seinem Beistand auszuwählen. Die beiden und die drei, die in meiner Burg (meiner Höhle) waren, werde der Gouverneur als Bürgen für die Treue der Übrigen zurückbehalten. Handelten die fünf Ausgewählten treulos, so würden die Geiseln alle lebendig, in Ketten, am Strand aufgehängt werden. Diese bedenkliche Aussicht sollte nämlich den Gefangenen beweisen, dass der Gouverneur nicht spaße. Im Übrigen blieb ihnen keine Wahl und es lag jetzt gerade so sehr im Interesse der Zurückbleibenden, wie dem des Kapitäns, die fünf Auserwählten zur Erfüllung ihrer Pflicht anzuhalten.

Unsere Streitkräfte wurden nun für die Unternehmung folgendermaßen in Gruppen geordnet.

Zur ersten gehörte der Kapitän, sein Steuermann und sein Passagier. Zur zweiten, die beiden zuerst gefangenen Genommenen, denen ich, auf des Kapitäns Empfehlung, die Freiheit gegeben und Waffen anvertraut hatte. Zur dritten die zwei anderen, die ich bis dahin gefesselt in der Laube gehalten hatte, aber jetzt gleichfalls, auf des Kapitäns Veranlassung, freigelassen hatte. Die vierte Abteilung bildete nur der einzeln im Boot gefangene Mann, schließlich bestand die fünfte, aus den zuletzt befreiten Gefangenen. So waren es im Ganzen dreizehn Leute; die fünf in der Höhle und die beiden Geiseln blieben zurück.

Der Kapitän erklärte, auf meine Frage hin, dass er bereit sei, sich mit dieser Mannschaft an Bord des Schiffes zu wagen. Was mich selbst und Freitag anging, so hielt ich es nicht für zweckmäßig, bei diesem Unternehmen mitzugehen. Denn da wir sieben Mann zurückbehielten, hatten wir genug damit zu tun, sie getrennt zu halten und mit Lebensmitteln zu versehen. Die fünf in der Höhle sollten, nach meiner Auffassung, streng eingeschlossen gehalten werden. Freitag ging zweimal täglich zu ihnen, um ihnen zu essen zu bringen. Die übrigen beiden Gefangenen mussten die Vorräte bis zu einer gewissen Stelle tragen, und Freitag nahm sie dann in Empfang. Nachdem ich mich zu den beiden Geiseln begeben hatte, teilte ihnen der mich begleitende Kapitän mit, ich sei vom Gouverneur beauftragt, über sie zu wachen. Der Gouverneur habe angeordnet, dass sie keinen Schritt, ohne meine Erlaubnis tun dürften, wenn sie dieser Maßgabe zuwiderhandelten, würden sie ins Gefängnis geworfen und in Ketten gelegt werden. So erschien ich, da ich mich nicht als der Gouverneur zu erkennen geben wollte, jetzt als eine

dritte Person und sprach, bei jeder möglichen Gelegenheit, vom Befehlshaber der Insel, von der Garnison, dem Gefängnis und dergleichen Dingen. Für den Kapitän boten sich jetzt, als nächste und wichtigste Aufgaben, die Ausrüstung seiner zwei Boote, die Verstopfung des Lecks in dem einen und die Mannschaftsaufstellung von beiden. Er ernannte seinen Passagier zum Kapitän für das eine Fahrzeug und stellte ihm vier Mann zur Seite. Er selbst, sein Steuermann und fünf weitere Leute, begaben sich in das andere. Sie machten ihre Sache so vortrefflich, dass sie schon um Mitternacht ans Schiff kamen. Als sie sich auf Rufweite näherten, ließ der Kapitän die Leute an Bord durch mich rufen und ihnen verkündigen, sie hätten ihre Kameraden und das Boot wieder, aber es sei viel Zeit darauf vergangen, bis sie sie gefunden hatten. Mit solchem und ähnlichem Geschwätz hielt er die Schiffsmannschaft hin, bis unsere Leute am Schiff angelegt hatten. Sobald der Kapitän und der Steuermann den Fuß auf das Deck setzten, schlugen sie auch sofort den zweiten Steuermann und den Schiffszimmermann mit ihren Gewehrkolben nieder. Unsere Leute zeigten sich sehr zuverlässig. Sie sicherten alle, der auf dem Haupt- und dem Quarterdeck befindlichen Mannschaft. Dann verschlossen sie die Luken, um die, die sich im unteren Schiffsraum befanden, dort auszuschalten. Jetzt nahte auch das andere Boot, die Mannschaft legte am Vorderteil an und nahm das Vorderdeck, sowie die in die Küche führende Dachluke in Besitz und machte drei, sich darin aufhaltende Leute zu Gefangenen. Als das Deck gänzlich gesäubert war, befahl der Kapitän dem Steuermann, mit drei Leuten in die Kajüte einzubrechen. Dort hatte der neu ernannte Rebellenkapitän, mit zwei Männern und einem Schiffsjungen, Feuerwaffen an sich gerissen. Kaum hatte der Steuermann mit seinen Gefährten die Tür aufgeschla-

gen, feuerte der neue Kapitän mit seinen Gefährten mutig auf sie, zerschmetterte dem Steuermann mit einer Musketenkugel den Arm und verwundete noch zwei der Mannschaft, ohne jedoch einen einzigen zu töten. Unser Steuermann rief zwar um Hilfe, stürzte währenddessen, trotz seiner Verwundung, in die Kajüte und schoss den neuen Kapitän mit einer Pistole durch den Kopf, dass die Kugel durch den Mund eindrang und hinter dem Ohr heraus schlug.

Der Mensch sank lautlos zusammen, daraufhin ergaben sich die anderen und das Schiff war somit, ohne weiteren Verlust von Menschenleben, in unserem Besitz. Sobald der Sieg errungen war, ließ der Kapitän sieben Kanonenschüsse abfeuern, als das Signal, dass mir, nach unserer Verabredung, den günstigen Erfolg des Unternehmens verkünden sollte.

Man kann sich denken, mit welcher Freude ich die Salve hörte, nachdem ich, bis beinahe zwei Uhr morgens, am Strand Wache geschoben hatte. Erst, als ich das Signal hörte, legte ich mich hin und schlief, nach der großen Anstrengung des Tages, sogleich fest ein. Plötzlich aber wurde ich durch einen Flintenschuss geweckt und hörte, nachdem ich eilig aufgestanden war, die Stimme eines Mannes rufen:

»Herr Gouverneur, Herr Gouverneur!«

Ich erkannte gleich die Stimme des Kapitäns. Als ich den Gipfel des Hügels erstiegen hatte, fand ich ihn dort stehen. Er deutete zum Schiff hin und sagte, indem er mich in die Arme schloss:

»Mein teurer Freund und Retter, dort ist euer Fahrzeug,

denn es gehört euch, ebenso wie mir, mit allem, was es enthält«. xxx

Ich richtete die Augen auf das Schiff und sah es etwa 800 Meter vom Land entfernt, vor Anker liegen. Nachdem nämlich unsere Leute das Schiff übernommen hatten, waren die Anker sofort gelichtet worden und da das Wetter ruhig war, hatten sie das Fahrzeug, gerade gegenüber der Mündung des kleinen Baches, festgemacht. Da gerade die Flut kam, hatte der Kapitän, im Langboot, bis nahe an die Stelle gelangen können, wo ich einst mit meinen Flößen gelandet war und so hatte er unmittelbar vor meiner Tür aussteigen können. Ich war vor Überraschung einer Ohnmacht nahe. Denn ich sah jetzt alles, was zu meiner Rettung nötig war, sozusagen wie mit Händen zu greifen vor mir und ein großes Schiff in völliger Bereitschaft, mich zu transportieren, wohin ich Lust hatte. Eine Weile lang war ich nicht imstande, ein Wort zu sprechen. Ich hielt mich, um nicht umzufallen, an dem Kapitän fest, der seine Arme um mich geschlungen hatte. Als er meine Verwirrung bemerkte, zog er sogleich eine Flasche aus seiner Tasche und ließ mich einen herzstärkenden Schluck nehmen, den er für diesen Zwecke extra mitgenommen hatte. Daraufhin setzte ich mich auf den Boden und kam allmählich wieder zu mir selbst, konnte jedoch lange Zeit noch nicht ein Wort äußern. Inzwischen war der gute Kapitän in einer gerade so großen Aufregung, wie ich, wenn auch nicht in Folge der Überraschung. Er überhäufte mich mit tausend Ausdrücken der Zärtlichkeit, um mich wieder zu Bewusstsein zu bringen, aber der Freudenstrom flutete so gewaltig in meiner Brust, dass er alle meine Sinne mit sich fortriss. Dann brach er in Tränen aus und erst jetzt gewann ich die Sprache wieder. Jetzt schloss ich, meinerseits, meinen Retter in die Arme, und wir jubelten vereint.

»Ich sehe Sie«, so sagte ich zu ihm, »als meinen vom Himmel gesandten Retter an und die ganze Begebenheit, erscheint mir als eine Kette von Wundern. Solche Ereignisse legen uns Zeugnis ab dafür, dass die verborgene Hand einer Vorsehung die Welt lenkt und sie beweisen mit großer Sicherheit, dass die Augen einer unbegrenzten Macht in die entlegensten Winkel der Welt dringen und dass diese Macht dem Unglücklichen Hilfe schicken kann, wenn sie nur will.« Ich erhob auch gegen den Himmel mein Herz in Dankbarkeit und wer hätte hier auch versäumen können, dem zu danken, der nicht nur in wunderbarer Weise in solcher Wildnis und so trostloser Lage für mich Sorge getragen hatte, sondern aus dessen Hand jetzt auch allein die Erlösung gekommen war! Als wir uns eine Weile hindurch unterhalten hatten, teilte mir der Kapitän mit, er habe von dem, was das Schiff an Ladung geborgen und was von den Schurken, die es eine Weile in Besitz gehabt hätten, übriggelassen worden sei, mir einige kleine Erfrischungen mitgebracht. Dann rief er den Leuten im Boot zu, sie sollten die Sachen für den Gouverneur an Land bringen. Das war aber eine so große Ladung, als ob ich nicht die Absicht hätte, mich mit den Leuten einzuschiffen, sondern, als wenn ich auf der Insel bleiben und diese allein ziehen lassen wollte. Da kam zuerst ein Flaschenkorb mit ausgezeichneten Spirituosen zum Vorschein, darunter sechs große Flaschen Madeira, die jede zwei Viertel enthielt, ferner befanden sich darunter zwei Pfund vorzüglicher Tabak, zwölf Viertel Ochsenpökelfleisch und sechs Viertel Schweinefleisch, ein Sack voll Erbsen und ungefähr hundert Pfund Schiffszwieback. Auch dabei war eine Kiste mit Zucker, eine andere mit Mehl, ein Sack voll Limonen, zwei Flaschen Limonensirup und eine Menge andere Dinge. Dann aber, und das war mir tausendmal mehr wert, als das andere,

hatte der Kapitän mir sechs saubere, neue Hemden, sechs sehr gute Halstücher, zwei Paar Handschuhe, ein Paar Schuhe, einen Hut, ein Paar Strümpfe und einen sehr guten, vollständigen Anzug mitgebracht, der dem Kapitän selbst gehörte und nur wenig genutzt war. Kurz, mein Freund kleidete mich, von Kopf bis Fuß, neu ein. Jeder kann sich denken, wie angenehm mir ein solches Geschenk, in meiner Lage, war und dennoch kann sich niemand vorstellen, wie unbehaglich, linkisch und verlegen ich mich anfangs fühlte, als ich diese Kleider angelegt hatte. Nach unserer gegenseitigen Beglückwünschung und nachdem diese guten Dinge alle in meine kleine Behausung gebracht worden waren, hielten wir Rat darüber, was mit unsern Gefangenen zu tun sei. Es war nämlich wohl zu erwägen, ob wir sie mit uns nehmen sollten oder nicht. Besonders galt das für zwei von ihnen, die unverbesserlich und widerspenstig, im höchsten Grade waren. Der Kapitän versicherte, er kenne sie als solche Schurken, dass keine Wohltat sie zur Treue veranlassen würde. Wenn wir sie mitnehmen wollten, so könne es nur so geschehen, dass sie, wie es sich für Verbrecher gehörte, in Ketten liegen mussten und der erstbesten englischen Kolonie, in der wir ans Land gingen, überstellt würden. Mit Rücksicht auf die Besorgnisse meines Freundes, sagte ich ihm zu, ich wolle es übernehmen, die beiden in Rede stehenden Leute dahin zu bringen, dass sie selbst darum bitten sollten, auf der Insel zurückbleiben zu dürfen.

»Das wäre mir sehr recht«, entgegnete der Kapitän.

»Gut«, erwiderte ich, »so werde ich sie holen lassen und an Ihrer Stelle mit ihnen reden!«

Hierauf schickte ich Freitag und die beiden Geiseln, die,

nachdem sich ihre Kameraden treu bewährt hatten, ebenfalls von den Fesseln befreit waren, zur Höhle und ließ sie die fünf Gefangenen, in ihren Fesseln, zur Laube bringen. Bald darauf trat ich in meinem neuen Anzug dort ein, und zwar jetzt wieder in der Würde des Gouverneurs. Als wir alle versammelt waren und der Kapitän sich gleichfalls eingefunden hatte, ließ ich die Gefangenen vorführen und hielt eine Ansprache an sie. Ich teilte ihnen mit, dass mir ihre schurkenhafte Handlungsweise vollständig bekannt wäre. Ich wüsste, dass sie mit dem Schiff entflohen und noch einen anderen Raubzug unternommen hätten, dass die Vorsehung sie jedoch, in ihrer eigenen Schlinge, gefangen und sie selbst in die von ihnen, für andere bereitete Grube, hineintappen gelassen habe. Auf meine Anordnung, sagte ich, sobald das Schiff zurückerobert war, läge es jetzt auf Reede; sie würden demnächst ihren neuen Kapitän an der großen Raa baumeln sehen, wo dieser den gerechten Lohn seiner Schurkerei empfangen werde. Hierauf fragte ich, was sie dagegen vorzubringen hätten, dass ich sie nicht ebenso, als auf der Tat ertappte Seeräuber, bestrafen würde, wozu mich meine amtliche Stellung unzweifelhaft berechtigte.

Einer von ihnen, antwortete im Namen der anderen, sie hätten darauf nichts weiter zu erwidern, als dass ihnen bei ihrer Gefangenennahme Schonung ihres Lebens versprochen worden wäre und dass sie mich demütig um Gnade anflehten.

Darauf sagte ich: »Ich weiß in der Tat nicht, was für eine Art von Gnade ich euch zugestehen könnte. Denn was mich selbst angeht, so habe ich beschlossen, die Insel mit all meinen Leuten zu verlassen und mich mit dem Kapitän nach England einzuschiffen. Dieser kann euch nicht mitnehmen, außer als Gefangene in Ketten, damit

euch für eure Meuterei und das Desertieren mit dem Schiff der Prozess gemacht wird. Das aber führt, wie ihr selbst wissen werdet, mit Sicherheit dazu, dass ihr am Galgen landet. Deshalb weiß ich nichts Besseres für euch, als dass ihr euch entschließt, hier auf der Insel euer Glück zu machen. Ist das der Fall, so bin ich nicht abgeneigt, da ich die Macht habe, über die Insel zu verfügen, euch das Leben hier zu ermöglichen, wenn ihr glaubt, es auf diesem Eilande fristen zu können.«

Die Gefangenen schienen außerordentlich dankbar hierfür zu sein und versicherten mir, sie wollten es lieber riskieren, hierzubleiben, als in England gehängt zu werden. Daher ließ ich es hierbei sein Bewenden haben. Der Kapitän jedoch schien Schwierigkeit zu machen, als ob er die Gefangenen nicht hier lassen dürfe. Das ärgerte mich ein wenig und ich erinnerte ihn daran, die Leute seien meine Gefangenen und nicht die seinigen. Wenn ich ihnen einmal Begnadigung zugesagt hätte, so stünde ich auch zu meinem Wort. Wenn er damit nicht zufrieden sei, so würde ich sie in Freiheit setzen, wie ich sie gefunden hätte, dann solle er sie sich wieder einfangen, wenn es ihm gelänge. Sodann ließ ich die dankerfüllten Gefangenen losbinden, befahl ihnen, sich in die Wälder zurückzuziehen und die Stelle wieder aufzusuchen, woher sie vor Kurzem gekommen waren. Ich versprach ihnen einige Feuerwaffen und Munition zurückzulassen und ihnen Anweisung zu geben, wie sie ein ganz bequemes Leben führen könnten. Danach bereitete ich mich vor, an Bord zu gehen, die folgende Nacht jedoch, wollte ich noch auf der Insel bleiben und forderte daher den Kapitän auf, sich aufs Schiff zu begeben, dort alles in Ordnung zu bringen, am nächsten Morgen das Boot für mich an Land zu schicken und den erschossenen Kapitän an die Rah aufzuhängen, dass ihn die Leute auf der Insel sehen könnten.

Nachdem sich der Kapitän entfernt hatte, ließ ich die freigegebenen Gefangenen zu mir kommen und begann ein ernstes Gespräch mit ihnen über ihre Zukunft.

»Ihr habt«, sagte ich ihnen, »das Richtige gewählt; hätte euch der Kapitän mitgenommen, so würdet ihr sicherlich in England aufgehängt worden sein. Seht dort den Kapitän an der Schiffsrah baumeln. Das gleiche Los hätte euch erwartet.«

Sie erklärten alle, dass sie sehr gern zurückblieben. Hierauf erzählte ich ihnen von meiner Ankunft und meinen Erlebnissen auf der Insel, zeigte ihnen meine Festungswerke, erklärte ihnen, wie ich mein Brot zubereitete, mein Getreide säte, meine Trauben behandelt hatte, kurz, ich wies sie auf alles hin, was zu ihrer Behaglichkeit dienen konnte. Auch für die sechzehn Spaniern, deren Ankunft zu erwarten war, ließ ich einen Brief zurück und nahm den Verbannten das Versprechen ab, mit ihnen alle meine Vorräte zu teilen. Dann gab ich ihnen meine Feuergewehre, fünf Musketen und drei Vogelflinten. Ferner erhielten sie drei Säbel und anderthalb Fass Pulver, denn so viel besaß ich noch, da ich nach den ersten Jahren nur wenig mehr gebraucht hatte. Auch beschrieb ich ihnen, wie ich die Ziegen behandelt, sie fett gemacht und gemolken und wie ich Butter und Käse zubereitet hatte. Ich versprach, den Kapitän zu überreden, dass er ihnen noch weitere zwei Pulverfässchen zurücklassen solle, sowie einige Sämereien, von denen ich mich aber schwer trennen konnte. Auch den Beutel mit Erbsen, den der Kapitän für mich mitgebracht hatte, gab ich ihnen und ermahnte sie, Sorge zu tragen, dass sie eingelegt würden, um den entsprechende Ertrag zu liefern.

Nachdem dies alles erledigt war, begab ich mich am

nächsten Tag an Bord. Wir bereiteten uns vor, sofort unter Segel zu gehen, lichteten jedoch noch nicht an demselben Abend die Anker. Am nächsten Morgen früh kamen zwei von den Zurückgelassenen ans Schiff herangeschwommen, erhoben ein großes Klagegeschrei und baten um Gottes willen, an Bord genommen zu werden, auch wenn der Kapitän sie auch aufhängen lassen würde, denn sonst würden die drei anderen sie ermorden. Der Kapitän erwiderte, er könne nichts, ohne meine Zustimmung, tun. Nachdem ich dann noch einige Schwierigkeiten gemacht und ihnen das feierliche Versprechen der Besserung abnahm, wurden sie an Bord gelassen und tüchtig durchgepeitscht. Sie zeigten sich später als ordentliche und ruhige Gesellen. Einige Zeit darauf schickten wir zur Flutzeit das Boot an Land und ließen den Zurückgebliebenen die versprochenen Gegenstände überbringen, zu denen der Kapitän auf meine Veranlassung noch ihre Koffer und Kleidungsstücke hinzugefügt hatte. Sie nahmen alles dankbar auf. Auch ermutigte ich sie, indem ich versprach, ihnen, wenn es in meiner Macht stünde, ein Schiff zuzuschicken, das sie mitnähme und dass ich sie überhaupt nicht vergessen würde.

Für den Abschied von der Insel hatte ich als Erinnerungszeichen die große Ziegenfellmütze, die ich mir selbst gemacht hatte, sowie meinen Sonnenschirm und einen meiner Papageien eingepackt. Auch das früher erwähnte Geld vergaß ich nicht. Es hatte so lange nutzlos dagelegen, dass es ganz schwarz geworden war und erst, nachdem es ein wenig abgerieben worden war, wieder als Silber gelten konnte. Ferner tat ich auch das, im Wrack des spanischen Schiffs gefundene Geld, zu meinen Habseligkeiten.

So wollte ich nun (wie ich aus dem Schiffskalender ersah) am 19. Dezember des Jahres 1684 das Eiland verlassen, nachdem ich achtundzwanzig Jahre zwei Monate und neunzehn Tage darauf zugebracht hatte. Meine Befreiung aus dieser zweiten Gefangenschaft sollte an demselben Montagstag stattfinden, wie meine Flucht im Langboot von den Mauren in Salé.

Unsere letzte Nacht auf der Insel.

In dem Moment, als ich, zusammen mit Freitag das Schiff betrat, waren alle anderen versammelt, um noch einmal die Insel gemeinsam zu verabschieden. Bis zum Schluss hatte ich mit mir gehadert, ob ich nicht doch auf der Insel bleiben sollte und so hatte ich mir selbst die Prüfung auferlegt, tatsächlich auf das Schiff zu gehen und es direkt und vor Ort nachzufühlen.

Dann kam der Augenblick der Wahrheit.

In unserer letzten Nacht vor unserer Abreise ins gelobte England, kam Freitag nicht sofort in unser gemeinsames Bett, sondern begann eine Unterhaltung mit mir. Ich hatte schon eine Vorahnung, was er im Schilde führte. Innerlich hatte ich mich bereits länger mit den gleichen Gedanken umgetan. Ohne, dass wir diese, offenbar ähnlichen Gedanken ausgetauscht hätten, wusste jeder von uns beiden, dass es um etwas Unangenehmes und Schweres ging. Ich hatte nämlich lange Nächte wach gelegen und darüber nachgesonnen, ob es wirklich Sinn machte, meine Insel tatsächlich zu verlassen. Inzwischen war sie mein Zuhause und ich hatte mich in den ganzen Jahren hier wohnlich und wohltuend eingerichtet, mir mein eigenes Königreich geschaffen. Ich hatte gelernt, mich ganz alleine zu ernähren, meine Wohnstatt zu sichern und gegen Eindringliche zur Wehr zu setzen. Inzwischen hatte ich, nach langen Jahren der Einsamkeit und Verlassenheit, einen geliebten Gefährten gewonnen, der mir treu ergeben war und der mich immer wieder jung hielt. Freitag war das Beste, was mir je in meinem verrückten Leben geschehen war und ich wollte ihn unter keinen Umständen aufgeben. Letztlich war dieses große Glück

das Ereignis, wofür sich alles, in den 28 Jahren, wirklich gelohnt hatte. All die Mühen, all die Ängste und all die Zwiegespräche mit Gott.

Wenn er mich jetzt also fragen wollte, ob ich nicht mit ihm hier auf dieser, anfangs von mir verfluchten Insel bleiben wolle, würde ich ihm diesen Wunsch nicht abschlagen können. Ja, ich wäre tatsächlich bereit, meine Fluchtpläne oder besser Rettungsgedanken vollständig, in seine Hände zu geben und mich seinem Wunsch zu unterwerfen. Das war ich ihm schuldig und so erwartete ich sein Ansinnen insofern in völligem Gleichmut, als dass ich auf alles vorbereitet war und mich nichts beunruhigen würde. Ich spürte Gottes Kraft in mir und irgendwie schien er mir zu sagen, dass er diesen Plan selbst, von Anbeginn an, für mich vorgesehen hatte. „Herr“, sagte Freitag nun plötzlich, wieder in dieser förmlichen Ansprache, zu mir.

„Du weißt, ich dich lieben über alles und ich von dir niemals weggehen. Du erlauben mir Frage?“

„Nur zu!“, bekräftigte ich ihn, Ich kann mir allzu gut denken, was du mir sagen möchtest!“

„Ja, das sein schwer, ich denken, du musst hier auf Insel bleiben, du hier König, mein König, ich gehen mit dir, wohin du wollen, aber hier meine Heimat jetzt und deine Heimat auch. Wir zusammen alles machen. Das besser sein. England fremd und dort wir nicht können offen leben als Paar, dort wie du immer sagen: Etikette!“

Ich musste vor Rührung schlucken und ich hatte Tränen in den Augen, als ich ihm antwortete:

„Freitag, du bist sehr klug und du hast recht, ich habe darüber schon lange nachgedacht. Ich bin hier auch zu

Hause und du bist mein Lebensgefährte. Ich kann und werde dich auch nie verlassen. Deswegen sage ich dir, mit Gottes Hilfe, zu. Wir werden das Königreich gemeinsam regieren und du wirst für immer mein Prinz sein. Freitag jubilierte und schlug einen großen und lang andauernden Purzelbaum, der sich zigmal wiederholte.

„Ich Prinz Freitag!!“, schrie er aus und wieder drehte er sich um die eigene Achse.

Der weitere Abend bzw. die einbrechende Nacht wurden die schönsten Stunden seit langem. Wir waren uns näher, als je zuvor. Nun galt es, das alles den anderen zu erklären.

Abschied.

So hatten wir beide, Freitag und ich, unseren Mitstreitern und Freunden die Botschaft mitgeteilt, dass wir die Insel nicht mit ihnen verlassen würden.

Alle waren erstaunt und der Kapitän versuchte, mich umzustimmen. Als er aber unsere Argumente gehört hatte und die Entscheidung akzeptierte, wünsche er uns alles Gute und versprach, er würde in England, sobald er dort angekommen sei, dafür Sorge tragen, dass ich aus England ein Schiff zu meiner Verfügung geschickt bekäme. Dies solle von der Besatzung eines zweiten Schiffs hierher gebracht werden und zu meiner freien Verfügung sein, damit ich jederzeit entscheiden könne, die Insel doch zu verlassen, wenn es mir danach wäre. Ich dankte dem treuen Kapitän, der in echter Sorge um uns war, auch die anderen wünschten uns das Allerbeste, sie wussten, wenn ich einmal etwas vorhatte, würde ich es durchziehen und auch schaffen.

So erfuhr ich ein Jahr später, als das Schiff tatsächlich ankam, was weiter auf der Rückreise meiner Freunde geschehen war. Nach langer, beschwerlicher Fahrt betraten die Reisenden, am 11. Juni des Jahres 1685, wieder englische Erde. Der Kapitän schrieb mir, mir wäre das Vaterland so fremd geworden, wenn ich tatsächlich dorthin zurückgereist wäre, als ob ich nie mit jemandem dort bekannt gewesen wäre. Meine treue Hauswirtin und Wohltäterin, der ich mein Geld anvertraut hatte, lebte noch, war aber in großes Missgeschick geraten und befand sich, zum zweiten Male Witwe geworden, in sehr dürftigen Umständen. Ich war beruhigt, in Bezug auf das, was sie mir schuldete, versicherte ich ihr in einem Brief, den ich den Reisenden mitgegeben hatte, dass ich sie

darum nicht in Sorgen setzen wolle, erleichterte später vielmehr, zum Dank für ihre alte Liebe und Treue, ihre Lage so gut, wie es meine geringen Mittel es damals gestatteten. Es war zwar nur wenig, was ich für sie tun konnte, doch sagte ich ihr zu, dass ich ihre frühere Freundlichkeit nicht vergessen hatte. Das habe ich denn auch eingehalten, sobald ich in die Lage kam, sie unterstützen zu können. Bald darauf hörte ich aus der Grafenschaft York, dass mein Vater und meine Mutter gestorben waren und von meiner ganzen Familie lebte niemand mehr, außer zwei von meinen Schwestern und zwei Kinder des einen Bruders. Da man mich schon seit langer Zeit für tot gehalten hatte, war ich auch bei der Erbteilung des väterlichen Nachlasses nicht berücksichtigt worden. So hätte ich denn so viel, wie nichts zu meinem Lebensunterhalt gehabt, denn das wenige Geld, was ich bei mir geführt hätte, hätte dort nicht ausreichen können, mir eine Existenz zu gründen. Jetzt aber erfuhr ich einen unerwarteten Beweis von Dankbarkeit. Der Schiffskapitän, den ich mit seinem Schiff und dessen Ladung so glücklich gerettet hatte, hatte dem Schiffseigner einen getreuen Bericht von der Art, wie ich ihn und sein Fahrzeug erhalten hatte, abgestattet. Dieser und einige andere beteiligten Kaufleute, ließen mir in einem Brief, der mir mit dem mir später zugesandten Schiff zugestellt wurde, höflichst mitteilen, dass sie mir dankbar wären und legten dem Brief ein verbrieftes Scheckgeschenk von beinahe zweihundert Pfund Sterling bei.⁴⁷

Als ich nach reiflicher Überlegung einsah, wie wenig ich dieses Geld, das zur Sicherung meiner Existenz gedacht war, auf meiner Insel gebrauchen würde, beschloss ich nach Lissabon zu schreiben, um zu versuchen, ob ich

⁴⁷ 43.600 Euro, Erläuterungen und Quelle, siehe Fußnote 3.

dort nicht Kunde über den Zustand meiner Plantage in Brasilien erhalten und erfahren könne, was aus meinem Kompagnon geworden sei.

Ich musste annehmen, dass er mich schon Jahre lang für tot gehalten hatte. So erfuhr ich später einiges von meinem alten Freund, dem Schiffskapitän, der mich einst an der afrikanischen Küste in sein Fahrzeug aufgenommen hatte. Er war inzwischen ein Greis geworden, hatte das Seeleben aufgegeben und sein Schiff seinem, auch schon betagten Sohn überlassen, der noch immer in und mit Brasilien Handel trieb. Der alte Kapitän schrieb mir also, er selbst sei seit fast neun Jahren nicht in Brasilien gewesen, bei seiner letzten Abreise von dort, habe aber mein Kompagnon noch gelebt. Dagegen seien die beiden Leute, die ich ihm beigeordnet hatte, um meine Interessen zu wahren, schon damals gestorben. Unterdessen glaubte er, dass ich gute Nachrichten über das Wachstum und die Ausbeute meiner Pflanzung erhalten können würde. Denn nachdem man allgemein angenommen hatte, ich sei bei einem Schiffbruch ertrunken, hätten meine beiden Vertrauensmänner die Berechnung über die Einkünfte meiner Pflanzung dem Fiscalprocurator übergeben, der für den Fall, dass ich nicht zurückkehrte und es einforderte, mein Eigentum zu einem Drittel an den König, zu zwei Dritteln an das Kloster des heiligen Augustinus abgegeben hatte. Das Kloster hätte es zu Almosen und für die katholische Mission für die Indianer verwendet. Käme ich aber oder ein von mir Bevollmächtigter, um die Hinterlassenschaft einzufordern, so würde alles zurückerstattet werden, ausgenommen die zu mildtätigen Zwecken bereits verwendeten Beträge, die nicht ersetzt werden könnten. Dabei versicherte er mir, der königliche Beamte, der die Staatseinkünfte zu verwalten habe, wie auch der Vorsteher jenes Klosters, hätten stets mit gro-

ßer Sorgfalt darauf geachtet, dass der Verwalter des Vermögens, das heißt mein Kompagnon, alljährlich eine genaue Rechnung über die Einkünfte ablegte, von denen sie dann, die mir gehörende Hälfte, ihrer Pflicht entsprechend, in Abzug gebracht hätten.

Ich fragte hierauf den Kapitän, ob er nicht wisse, dass und wie sich meine Pflanzung vergrößert habe und ob er glaube, es lohne die Mühe, dass ich sie einmal selbst in Augenschein nehmen sollte, ich hätte nun ein Schiff zu meiner Verfügung, mit dem ich diese Reise antreten könnte. Auch könnte ich dann, wenn ich dort hingekommen wäre, die mir gehörende und zustehende Hälfte in Empfang nehmen. Hierauf erwiderte der Kapitän in seinem Brief Folgendes: Er könne zwar nicht genau sagen, bis zu welchem Umfang sich die Pflanzung vergrößert habe, soviel aber wisse er, dass mein Partner, vom bloßen Ertrag der Hälfte, sehr reich geworden sei. So viel er sich erinnern könne und weiter, meinte er, gehört zu haben, war, dass das dem König zugefallene Drittel meines Anteils, wie es schien, einem anderen Kloster oder einer Stiftung zugewiesen worden sei und jährlich über zweihundert Moidor⁴⁸ betrage. Was die Wiedereinsetzung in den vollen Besitz meines Vermögens anging, so sei sie gar nicht zu bezweifeln, da mein Kompagnon noch am Leben sei und meine Berechtigung bezeugen könne, wie ja auch mein Name in die königlichen Register und in das Staatsgrundbuch eingetragen war. Auch die Nachkommen meiner zwei Bevollmächtigten, seien sehr ehrbare und geachtete Leute und in besten Vermögensumständen.

⁴⁸ Eine portugiesische Goldmünze, Wert ca. 256 Euro, hier ergibt dies: 51.200 Euro. Weitere Infos im Anhang 4.

Wie er glaube, würden sie mir nicht bei der Wiedererlangung meines Eigentums behilflich sein, sondern ich würde auch noch eine ansehnliche Geldsumme in ihren Händen finden, die mir gehöre. Diese sei der Ertrag der Plantage, seitdem sie von den Erblässern der Männer, die in meinem Auftrag standen, beaufsichtigt worden waren. Dies ging bis zu dem Zeitpunkt, in dem sie, wie oben erwähnt, ihr Mandat niedergelegt hatten, was, nach seiner Erinnerung, vor etwa zwölf Jahren geschehen sei. Über diesen Bericht war ich ein wenig betroffen und unzufrieden. Ich fragte den alten Kapitän, wie es denn gekommen sei, dass meine Bevollmächtigten in solcher Weise über mein Vermögen disponieren konnten, während ich doch, wie er wisse, ein Testament errichtet und darin ihn, den portugiesischen Kapitän, zum Universalerben eingesetzt hatte. Er erwiderte, das sei zwar richtig; aber mein Tod sei nicht erwiesen gewesen und er habe nicht eher als Testamentsvollstrecker verfahren können, bis irgendein sicherer Bericht über meinen Tod vorgelegen haben würde. Überdies sei er auch nicht bereit gewesen, sich mit Dingen, in so weiter Entfernung zu befassen. Daher habe er nur mein Testament registrieren lassen und seine Forderung angemeldet. Wäre er über meinen Tod oder darüber, dass ich noch lebe, sicher unterrichtet gewesen, so würde er, durch einen Bevollmächtigten, das Ingenio (so werden in Brasilien die Zuckerplantagen genannt) in Besitz nehmen lassen. Diese Aufgabe hätte sein, jetzt in Brasilien wohnender Sohn, leicht durchführen können.

»Aber«, fügte der alte Mann hinzu, »ich habe Ihnen auch noch eine weitere Mitteilung zu machen, die Ihnen vielleicht weniger willkommen sein wird, als die vorherigen. Da nämlich Ihr Kompagnon und Ihre Bevollmächtigten, ebenso wie alle anderen Leute, glaubten, Sie wären verschollen, boten mir diese an, sie wollten mir, auf Ihre

Rechnung, die Renten der ersten sechs oder acht Jahre auszahlen, was ich dann auch angenommen habe. Zu dieser Zeit waren gerade große Aufwendungen zur Vergrößerung der Plantage, z. B. für einen Anbau eines Ingenio, für den Ankauf von Sklaven und dergleichen mehr, nötig gewesen und daher belief sich damals der Ertrag bei Wietem nicht so hoch, wie es später der Fall war.

Übrigens«, so schloss der Kapitän, »werde ich Ihnen hiermit getreulich über das von mir Erhaltene und über die Art, wie ich es verwendet habe, Rechenschaft ablegen.«

Er schickte mir dann auch gleich diese Abrechnung über die Einkünfte meiner Plantage aus den ersten sechs Jahren als Briefanlage. Diese war von meinem Kompagnon und dem Mitbevollmächtigten unterzeichnet und der Ertrag war dem Kapitän jedes Mal in Naturalien überliefert worden, z. B. in Tabakrollen, Zucker (nach Kisten berechnet), Rum, Sirup und was sonst aus einer Zuckerpflanzung gewonnen wird. Ich ersah aus der Rechnung, dass die Einkünfte jedes Jahr um ein Beträchtliches gestiegen waren. Da aber, wie erwähnt, die Unkosten bedeutend gewesen waren, hatte sich die Einnahme anfangs nicht hoch belaufen. Nichtsdestoweniger konnte mir der alte Kapitän mitteilen, dass er mir vierhundertundsiebzig Moidor in Gold schulde, abgesehen von fünfzehn doppelten Rollen Tabak und sechzig Kisten mit Zucker, die in seinem Schiff verloren gegangen seien, als er, etwa elf Jahre nach meiner Abreise von Brasilien, auf der Heimfahrt nach Lissabon Schiffbruch gelitten hatte. Der gute Alte erging sich hierauf in Klagen über sein Missgeschick, das ihn genötigt habe, mein Geld zum Ersatz seiner Verluste und zum Ankauf der Teilhaberschaft an einem neuen Schiff zu verwenden.

»Jedoch«, fügte er hinzu, »sollen Sie, alter Freund, in Ihrer bedrängten Lage, nicht darunter leiden und sobald mein Sohn heimgekehrt ist, werde ich Sie vollständig abfinden.« Dem Brief beigefügt, war ein kleiner, alter Beutel, in dem hundertundsechzig portugiesische Moidor⁴⁹ in Gold beilagen. Außerdem enthielt dieser Brief (es war mehr ein Paket) die Dokumente über seinen Anteil am Schiff, mit dem sein Sohn nach Brasilien gegangen war und das ihm zu einem Bruchteil und seinem Sohne zu einem Viertel gehörte. Die Urkunden sollten mir als Sicherheit für den Rest meiner Forderung dienen. Die Ehrlichkeit und Freundlichkeit des alten Mannes hatten mir jedoch das Herz so bewegt, dass ich sein Angebot nicht annehmen konnte. Die Erinnerung an das, was er für mich getan hatte, wie er mich einst in sein Schiff aufgenommen, wie großzügig er sich, bei jeder Gelegenheit, mir gegenüber gezeigt hatte und wie redlich er auch jetzt wieder, mir gegenüber, handelte, rührte mich so, dass ich meine Tränen kaum zurückhalten konnte.

Ich schrieb ihm, ob es denn seine Lage erlaube, dass er im Augenblick eine so große Summe entbehren könne und ob es ihn nicht in Verlegenheit brächte. Er erwiderte, allerdings könne er nicht leugnen, dass es ihm ein wenig schwerfiele. Aber es sei ja mein Geld und ich würde es wohl noch nötiger haben, als er selbst. Alles, was der alte Mann geschrieben hatte, hatte einen so herzlichen Ausdruck, dass ich nur mit Mühe dabei meine Tränen bezwang. Ich nahm nur hundert Stück von den Moidoren⁵⁰ an, schickte ihm dann den Rest zurück und erklärte, dass ich, wenn ich jemals wieder in den realen Besitz meiner Pflanzung käme, ihm auch die andere Summe wieder zu-

⁴⁹ Eine portugiesische Goldmünze, Wert ca. 256 Euro, hier ergibt dies: 40.960 Euro. Weitere Infos im Anhang 4.

⁵⁰ Siehe Fußnote 50, hier darüber, Wert ca. 25.600 Euro.

rückerstatten würde. Dies ist denn auch später geschehen.

Ich weigerte mich entschieden, die Urkunde über seinen Anteil am Schiff seines Sohnes anzunehmen und schickte sie ihm postwendend mit zurück.

»Wenn ich einmal das Geld brauchen würde«, schrieb ich, »weiß ich, dass Sie ehrlich genug sind, es mir wieder zu bezahlen, brauche ich es aber nicht und erhalte ich es wieder zurück, worauf Sie mir ja Hoffnung gemacht haben, so will ich nie, auch nur einen Pfennig davon, zurückhaben.«

Hierauf schrieb der alte Mann, ob er die nötigen Schritte unternehmen sollte, damit ich wieder in den Besitz meiner Plantage käme. Auf meine Erwiderung, dass ich irgendwann selbst nach Brasilien fahren wollte, antwortete er:

»Das können Sie sicherlich tun, wenn Sie Lust dazu haben, aber auch ohne das gibt es Mittel genug, Ihr Recht zu sichern und Ihnen direkt den Besitz Ihrer Einkünfte zu verschaffen«.

Da nun gerade auf der Reede von Lissabon Schiffe nach Brasilien segelfertig lagen, ließ er meinen Namen in ein öffentliches Register eintragen und stellte in eidlicher Form ein Zeugnis aus, dass ich noch am Leben und dass ich diejenige Person sei, die früher das Land der besagten Pflanzung angekauft hatte. Diese Urkunde ließ er von einem Notar ordnungsmäßig unterzeichnen und ich sendete sie daraufhin, mit einer Vollmacht und einem von der Hand des Kapitäns abgefassten Schreiben begleitet, an einen ihm bekannten brasilianischen Kaufmann. Bis

eine Antwort über meine Angelegenheit eintreffen könnte, müsse ich, so schlug der Kapitän vor, ein wenig warten. Diese Vollmacht, so erfuhr ich vom Kapitän in einem seiner vielen Briefe, wurde in allergenauester Weise vollzogen. Noch vor Ablauf von sieben Monaten, empfing ich ein dickes Paket von den Hinterbliebenen meiner Mandatsträger, nämlich der Kaufleute, auf deren Rechnung ich nach Afrika gehen sollte. Das Paket enthielt folgende Briefe und Papiere:

Erstens ein Kontokorrent über die Einkünfte meiner Pflanzung, seit dem Rechnungsabschluss zwischen den Erblässern der Absender und meinem alten portugiesischen Kapitän, dessen Abrechnung vor sechs Jahren stattgefunden hatte. Die Berechnung ergab einen Saldo von tausendeinhundertundsiebzig Moidor⁵¹ zu meinen Gunsten. Zweitens, eine Rechnung über weitere vier Jahre, während der die Korrespondenten mein Vermögen verwaltet hatten, bis zu dem Zeitpunkt, in dem das Gouvernement meine Güter, als die einer verschollenen oder, wie der Kunstausdruck lautet, als einer juristisch toten Person eingezogen hatte. Diese Rechnung ergab, da sich die Pflanzung inzwischen vergrößert hatte, für mich den Betrag von dreitausendzweihunderteinundvierzig Moidor⁵². Drittens eine Rechnung des Priors des Augustinerklosters, der länger, als vierzehn Jahre hindurch, einen Teil meiner Einkünfte bezogen hatte. Der Prior gab in redlicher Gewissenhaftigkeit an, dass nach Abzug des für das Hospital Verwendeten, noch achthundertundzweihundertsiebzig Moidor⁵³ übrig seien, die mir als Eigentum gehörten. Was dagegen den Anteil des Königs betreffe, so

⁵¹ Eine portugiesische Goldmünze, Wert ca. 256 Euro, hier ergibt dies: 311.220 Euro. Weitere Infos im Anhang 4.

⁵² Siehe Fußnote 52, hier darüber. Wert ca. 829696 Euro.

⁵³ Siehe Fußnote 52, hier darüber. Wert ca. 223.232 Euro.

würde davon nichts zurückerstattet werden. Ferner enthielt das Paket auch ein Schreiben meines Kompagnons, der mir herzlich Glück dazu wünschte, dass ich noch am Leben war und mir Bericht erstattete, über die Vergrößerung meiner Pflanzung und deren jährlichem Ertrag. Auch genaue Angaben über die Ackerzahl der Plantage, über die Art ihrer Bebauung und wieviel Sklaven darauf gehalten wurden, enthielt der Brief. Mein Partner hatte darin zweiundzwanzig Kreuze gemalt mit der Bemerkung, dass er ebenso viel Ave Maria zur heiligen Jungfrau gebetet habe, aus Dankbarkeit dafür, dass ich noch am Leben sei. Auch lud er mich sehr nachhaltig ein, nach Brasilien zu kommen und mein Eigentum in Besitz zu nehmen. Einstweilen sollte ich ihm den Auftrag geben, an wen er, so lange ich nicht selbst käme, meine Güter zu überliefern habe.

Das Schreiben schloss mit den herzlichsten Versicherungen seiner Freundschaft und mit Grüßen seiner Familie. Als Geschenke waren dem Paket beigelegt:

Sieben schöne Pantherfelle, die mein Kompagnon, wie es schien, aus Afrika erhalten hatte, wohin er noch ein zweites Schiff abgesendet hatte. Diesem Schiff war eine bessere Reise beschieden worden, als damals mir. Auch fünf Kisten mit ausgezeichneten Delikatessen hatte mein Vertragspartner dazugepackt, zusammen mit hundert ungeprägten Goldstücken, die beinahe so groß waren, wie Moidore. Mit demselben Schiff übersendeten die zwei Hinterbliebenen meiner Mandatsträger eintausendzweihundert Kisten mit Zucker und den Rest meines ganzen Guthabens in Gold. Jetzt konnte ich wohl mit Recht sagen: Hiobs Ende ist besser gewesen, als sein Anfang. Es ist unmöglich, die Bewegung zu beschreiben, in die mein Herz geriet, als ich diese Briefe las und besonders,

als ich meinen ganzen Reichtum, wenn auch nur zunächst als Garantien, um mich versammelt hatte. Denn da die Schiffe von Brasilien immer flottenweise kamen, gelangten mit den Briefen, zugleich auch meine Güter auf meine Insel. Ich wurde bleich und unwohl vor Gemütsbewegung. Sogar nachher fühlte ich mich noch einige Stunden hindurch förmlich krank, bis ein auf einem der Schiffe, die meine Post brachte, ein dort mitreisender Arzt, nachdem er die Ursache meines Unwohlseins erfahren hatte, in meinem Haus einen Aderlass verordnete. Nach ihm hatte ich Erleichterung und fühlte mich besser; ich bin aber überzeugt, dass ich, wäre nicht auf solche Weise meinen Lebensgeistern Luft verschafft worden, vor übermäßiger Freude gestorben sein würde.

Ich sah mich nun plötzlich im Besitz von mehr als fünftausend Pfund⁵⁴ Sterling in barem Geld und einem Landgut, wie ich es wohl nennen kann, in Brasilien. Das letztere trug mir auch über tausend Pfund⁵⁵ jährlich ein, so sicher, wie nur irgend ein Grundstück in England. Kurz, ich war jetzt in einer so guten Lage, dass ich kaum wusste, wie ich mich damit verhalten sollte und wie ich sie recht genießen sollte. Das Erste, was ich tat, war, dass ich meinen Hauptwohltäter belohnte, den guten alten Kapitän, der zuerst in meinem Unglück Mitleid gezeigt hatte und von Anfang an gütig, und bis zum Ende, ehrlich und treu gegen mich gewesen war. Ich erzählte ihm in einem Brief von allem, was ich zugesandt bekommen hatte und sagte ihm, dass ich es, neben der göttlichen, alles lenkenden Vorsehung, alleine ihm zu danken habe und dass es jetzt an mir sei, ihn reichlich zu belohnen. Vor allem schickte ich ihm die hundert Goldstücke wieder, die ich von ihm er-

⁵⁴ 1.090.000 Euro, Erläuterungen und Quelle, siehe Fußnote 3.

⁵⁵ 0.218.000 Euro, Erläuterungen und Quelle, siehe Fußnote 3.

halten hatte. Dann beauftragte ich, per Brief, einen dort ortsansässigen Notar, einen in konkreten Bestimmungen gehaltenen Verzicht oder Nachlassvertrag aufzusetzen, über die vierhundertundsiebzig Goldkronen, von denen der Kapitän behauptete, dass er mir diese schuldete. Ferner stellte ich eine Vollmacht aus, die diesen berechnete, die jährlichen Einkünfte meiner Pflanzung für mich in Empfang zu nehmen. Das Dokument wies nämlich meinen Kompagnon an, die Zahlungen an den Kapitän zu leisten und sie mit den regelmäßigen Postschiffen, in meinem Namen, an diesen zu schicken. Die Vollmacht schloss mit einer Klausel, durch die ich dem Kapitän hundert Goldstücke, auf Lebenszeit, aus den Erträgen der Waren bestimmte und seinem Sohne, nach ihm, fünfzig, ebenfalls auf Lebenszeit. So zeigte ich mich meinem alten Freund dankbar, für das, was er für mich getan hatte.

Es blieb mir nun zunächst zu überlegen, welchen Weg ich zur Verwertung des Besitztums einschlagen sollte, das mir die Vorsehung so unerwartet anvertraut hatte. Wie viel mehr Sorgen überkamen mich jetzt, als während meiner stillen Anfangszeit auf meiner Insel! Damals hatte ich nichts, als das, was ich brauchte, jetzt war ich zu großem Reichtum gelangt und musste für dessen Erhaltung sorgen. Nun konnte ich das Ganze nicht mehr in meiner Höhle verstecken, es nicht mehr ohne Schloss und Riegel liegen lassen, bis es verschimmelte und verrostete, ehe irgendjemand es angerührt hätte. Im Gegenteil wusste ich durchaus nicht, wo ich mein Geld anlegen oder wem ich es anvertrauen sollte. Mein alter Gönner, der ehrliche Kapitän, war in der Heimat die einzige Zuflucht, die mir blieb. Zwar schien es zweckmäßig, dass ich mich zunächst zur Erledigung meiner brasilianischen Angelegenheiten dorthin begab, aber vorläufig war gar

nicht an eine Reise dahin zu denken, erst einmal musste ich mich, mit Freitag zusammen, hier vor Ort auf der Insel ordnen.

Anfangs dachte ich an meine alte Freundin, die Witwe, deren Ehrlichkeit ich kannte und von der ich wusste, dass sie mir treu gegenüber war. Aber sie war alt und arm und konnte möglicherweise in Schulden geraten sein. So blieb mir also nichts anderes übrig, als irgendwann selbst nach England zurückzukehren und meine Sachen dahin mitzunehmen. Noch aber haderte ich mit diesem Vorhaben. Einige Monate gingen ins Land, ehe ich einen Entschluss fasste. Jetzt, wo ich dem alten Kapitän seine früheren Wohltaten reichlich und zu seiner Befriedigung vergolten hatte, gedachte ich auch der obengenannten armen Frau, deren Mann mein erster Wohltäter gewesen war und mir, so lange es ihm möglich gewesen war, mit Rat und Tat beigestanden hatte. Ich schrieb einem Lissabonner Kaufmann, wiederum von dort aus, an seinen Korrespondenten in London zu schreiben, dass er ihr einen Wechsel auszahlen solle, die Frau aufsuche, um ihr in meinem Namen hundert Pfund⁵⁶ in Gold zu überbringen, auch freundlich mit ihr rede und sie in ihrer Armut mit der Versicherung tröste, dass sie, so lange ich lebte, noch weitere Unterstützungen erhalten werde. All diese Korrespondenz war durch die Information möglich geworden, dass ich inzwischen offiziell als Gouverneur und Statthalter auf der Insel für die englischen Krone galt. Fortan legten regelmäßig Handelsschiffe und auch Postschiffe an und so konnte ich Nutznießer der Brief- und Paketlieferungen dieser Schiffe sein.

Zugleich sandte ich den beiden in England wohnenden

⁵⁶ 21.800 Euro, Erläuterungen und Quelle, siehe Fußnote 3.

Schwestern hundert Pfund⁵⁷ per Brief. Zwar lebten diese nicht in Armut, aber sie waren doch auch nicht in glänzenden Verhältnissen. Die eine war verheiratet gewesen und jetzt Witwe, die andere wurde von ihrem Mann nicht so gut behandelt, wie sie es verdiente. Unter allen meinen Freunden und Verwandten jedoch wusste ich keinen, dem ich mein ganzes Vermögen anzuvertrauen gewagt hätte, so dass ich nach Brasilien reisen müsste, um mein Hab und Gut in sicheren Händen zurücklassen zu können. Dieser Umstand machte mir große Sorgen. Früher wollte ich mich schon einmal ganz in Brasilien niederlassen, denn ich hatte ja dort gewissermaßen meine zweite Heimat gehabt. Aber allerlei religiöse Bedenken, von denen ich gleich mehr sagen werde, hatten mich damals davon zurückgehalten. Jetzt war es nicht die Religion in erster Linie, was mich bewog, nicht dahin zu reisen. So wenig ich mir früher Skrupel darüber gemacht hatte, mich öffentlich an die Konfession des Landes zu halten, so lange ich dort lebte, ebenso wenig würde ich jetzt Bedenken deswegen haben. Nur dass ich manchmal anfang zu bereuen, mich an die katholische Kirche anzuschließen, seitdem ich mehr darüber nachgedacht hatte, wenn es sich darum handelte, dort zu leben und zu sterben. Ich hielt jetzt diesen Glauben nicht mehr für den besten, für damit in den Tod zu gehen. Aber, wie gesagt, war dies nicht der Hauptgrund, der mich von der Reise nach Brasilien abhielt. Vielmehr lag dieser darin, dass ich wirklich nicht wusste, wem ich meine zurückbleibenden Sachen übergeben sollte. Daher beschloss ich schließlich, sie nach England liefern zu lassen. Dort hoffte ich irgendeine zuverlässige Bekanntschaft zu machen oder einen Verwandten aufzufinden, dem ich trauen könnte. So bereitete ich mich denn darauf vor, meinen ganzen

⁵⁷ 21.800 Euro, Erläuterungen und Quelle, siehe Fußnote 3.

Reichtum nach England zu schicken.

Ehe ich aber dies veranlassen konnte, benutzte ich die eben abgehende Schiffspost nach Brasilien, zur Beantwortung der treuen und gewissenhaften Berichte, die ich von dort erhalten hatte. An den Prior des Augustinerklosters schrieb ich einen Dankesbrief für seine redliche Handlungsweise und für das Angebot der achthundertundzweiundsiebzig Goldkronen, indem ich auf diese zu seinen Gunsten verzichtete. Fünfhundert davon bestimmte ich dem Kloster, die übrigen dreihundertzweiundsiebzig sollten, nach seinem Ermessen, unter die Armen verteilt werden. Daneben bat ich den guten Pater um seine Fürbitte für mich. Dann verfasste ich ein Schreiben an meine beiden Bevollmächtigten, worin ich ihnen meine volle Anerkennung für ihre große Gewissenhaftigkeit und Treue aussprach. Geschenke irgendeiner Art konnte ich ihnen nicht anbieten, denn über dergleichen waren sie erhaben. Endlich schrieb ich noch an meinen Kompagnon, lobte seinen Fleiß in der Verbesserung der Pflanzung und seine Zuverlässigkeit in Bezug auf den wachsenden Ertrag und gab ihm Anweisungen, über die weitere Verwaltung meines Anteils, mit Rücksicht auf die Rechte, die ich meinem alten Freunde, dem Kapitän, zugestanden hatte. Diesem sollte mein Kompagnon alles, was mir zukommen würde, übersenden, bis er mündlich Weiteres von mir hören würde. Dem Brief fügte ich ein schönes Geschenk aus italienischem Seidenzeug für seine Frau und seine beiden Töchter (der Sohn des Kapitäns hatte mir gesagt, dass er welche habe) bei, zusammen mit zwei Stück Tuch, von dem besten, was per Schiffslieferung zu bekommen war, sowie fünf Stücke schwarzes Wollzeug und Brabanter Spitzen von beträchtlichem Wert.

Nachdem ich diese Angelegenheiten geordnet, meine La-

dung verkauft und meinen ganzen Besitztum in gute Wechsel umgetauscht hatte, überlegte ich, ob ich nach Brasilien oder England reisen sollte. Ich war zwar hinlänglich ans Reisen auf See gewöhnt, dennoch aber fühlte ich eine große Abneigung dagegen, diesmal den Seeweg einzuschlagen. Einen bestimmten Grund dafür konnte ich freilich nicht angeben, aber meine Abneigung steigerte sich so, dass ich noch mehrmals, sogar als mein Gepäck schon eingeschifft war, meinen Entschluss änderte. Es ist wahr, ich hatte schon viel Unglück auf See gehabt und die Erinnerung daran, begründete wohl meinem Widerwillen. Man sollte nie so starke Impulse des eigenen Gefühls, in dergleichen wichtigen Lebensaugenblicken, geringschätzen oder missachten. Das Schiff, das mir ja seit Längerem zur Reise zur Verfügung stand (in ihm hatte ich meine Sachen bereits eingeschifft gehabt.) blieb also vorab auf meiner Insel vor Anker liegen. Ein mir seit Langem bekannter Lotse, dem ich mich in einem Brief, in meiner Bedrängnis anvertraute, drang ernsthaft darauf, dass ich nicht zur See reisen sollte. Ich war so gegen jede Wasserreise eingenommen, dass ich mich entschloss, auf meiner Insel zu bleiben und alles Wichtige von dort zu veranlassen.

Meine Reise nach England.

Zwei Jahre später ergab sich eine neue Gelegenheit, als mich auf der Insel ein Kapitän eines der größten Segelschiffe unserer Zeit besuchen kam. Er hatte von meinem Schicksal gehört und hatte sich unverzüglich, nach dieser Nachricht über mein Abenteuer, auf den Weg zu mir gemacht. So reiste ich nach einigen Wochen, die mein neuer Freund auf meiner Insel verbracht hatte, doch nach Lissabon ab. Unsere Reisegesellschaft war sehr gut bestückt und bewaffnet. Wir bildeten förmlich eine kleine Kompanie und meine neuen Gefährten taten mir die Ehre an, mich zum Hauptmann dieser Gruppe zu ernennen und zwar erstens, weil ich der Ältteste von uns war und zweitens, weil ich von ihnen als Erfahrenster erachtet wurde. In der Tat war ja auch von mir die Veranlassung zu der ganzen Reise ausgegangen.

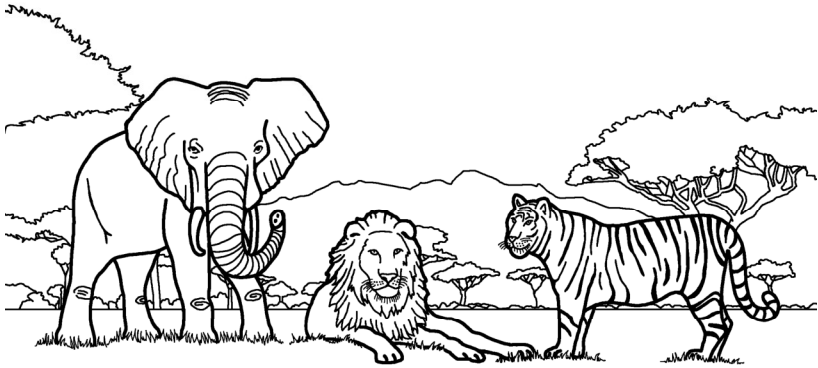
Wie ich die Leser:innen nicht mit dem Inhalt meiner Seetagebücher behelligt habe, will ich sie auch nicht mit der ausführlichen Beschreibung meiner weiteren Landreise von Lissabon aus langweilen. Einige Abenteuer aber, die uns auf der langwierigen und beschwerlichen Reise begegnet sind, mag ich doch nicht ganz übergehen.

In Madrid angekommen, wollten wir einige Zeit dort verbringen, um den spanischen Hof und alle Sehenswürdigkeiten zu sehen, weil wir allesamt fremd in Spanien waren. Da sich jedoch der Sommer schon dem Ende zuneigte, mussten wir uns beeilen, weiterzukommen. Wir verließen Madrid, um Mitte Oktober. An der Grenze von Navarra wurden wir an mehreren Orten, unterwegs durch die Nachricht erschreckt, es sei so viel Schnee auf der französischen Seite des Gebirges gefallen, dass schon mehrere andere Reisende gezwungen

waren, nach Pampelona zurückzukehren, nachdem sie unter äußerster Gefahr versucht hatten, dort weiter vorzudringen. In Pampelona selbst angekommen, fanden wir diese Aussagen bestätigt. Mir, der ich seit langer Zeit an ein heißes Klima gewöhnt gewesen war und in Ländern gelebt hatte, wo ich kaum irgendwelche Kleidung an mir leiden konnte, war diese Kälte unerträglich. Auch wurde sie dadurch noch strenger von ihrer Wirkung her, weil sie uns so plötzlich überfiel, denn kaum zehn Tage vorher, waren wir erst aus Altkastilien gekommen, wo es nicht nur warm, sondern sogar sehr heiß gewesen war. Unmittelbar daraufhin aber, empfanden wir jetzt einen so scharfen, schneidend kalten Wind, der von den Pyrenäen her wehte, dass wir ihn kaum aushielten und in Gefahr gerieten, dass Finger und Zehen erfroren.

Der arme Freitag erschrak förmlich, als er die Berge völlig mit Schnee bedeckt sah und die Kälte fühlte, denn so etwas hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen oder empfunden. Zum Überfluss schneite es, während wir in Pampelona waren, ohne Unterlass und in größter Heftigkeit und von langer Dauer. Wie die Leute sagten, war der Winter diesmal ungewöhnlich früh eingetreten. Die Wege, die schon vorher schwer zu passieren gewesen waren, wurden jetzt gänzlich unzugänglich. Der Schnee lag stellenweise undurchdringlich hoch und da er nicht, wie das in den nördlichen Ländern der Fall ist, hart gefroren war, geriet man bei jedem Schritt in Gefahr, lebendig begraben zu werden. Wir mussten daher, nicht weniger als zwanzig Tage, in Pampelona bleiben. Als ich aber den Winter immer entschiedener herankommen sah und eine Besserung des Wetters immer unwahrscheinlicher wurde (in ganz Europa herrschte der strengste Winter seit Menschen-

gedenken), schlug ich vor, wir sollten nach Fontarabia gehen und uns dort nach Bordeaux einschiffen, von wo aus die Fahrt nur ganz kurz sein würde. Während wir diesen Plan überlegten, kamen vier Franzosen an, die auf der französischen Seite der Pässe, ebenso aufgehalten worden waren, wie wir auf der spanischen. Dann hatten sie aber dort einen Reiseleiter gefunden, der sie durch das Land bis an die Grenze von Languedoc und von dort aus, auf solchen Wegen über das Gebirge geführt hatte, dass sie gar nicht viel vom Schnee beeinträchtigt worden waren. Wo sie überhaupt auf irgendeine größere Anhäufung von Schnee gestoßen waren, sagten sie, sei er so hart gefroren gewesen, dass er sie und ihre Pferde getragen habe. Wir schickten nach dem Reiseleiter dieser Leute und er übernahm es, uns denselben Weg, ohne Schneegefahr zu leiten, vorausgesetzt, dass wir hinreichend bewaffnet seien, um uns gegen einheimische Tiere zu schützen. Denn, bemerkte er, bei diesen starken Schneefällen zeigten sich häufig Wölfe am Fuße des Gebirges, die aus Mangel an Nahrung auf dem schneebedeckten Boden sehr angriffslustig wären. Wir versicherten, genügend ausgerüstet zu sein, um es mit dieser Art Bestien aufzunehmen, wenn er uns nur gegen eine andere Art zweibeiniger Wölfe sichern wollte, die, wie wir gehört hätten, sehr gefährlich seien, besonders auf der französischen Seite des Gebirges. Er beruhigte uns, dass wir nichts der Art auf dem Wege zu befürchten hätten, da er uns führen würde und darauf hin erklärten wir uns bereit, ihm zu folgen. Auch zwölf andere Herren, mit ihren Bediensteten, Franzosen und Spanier, die den Übergang vergeblich versucht hatten, schlossen sich uns jetzt an.



Am 15. November brachen wir mit unserem Reiseleiter von Pampelona auf. Ich war nicht wenig erstaunt, als er, anstatt vorwärts zu gehen, denselben Weg, etwa zwanzig Meilen, rückwärts verfolgte, auf welchem wir von Madrid hierher gekommen waren. Nachdem wir über zwei Flüsse übergesetzt hatten und die Ebene erreicht hatten, fanden wir uns in einem warmen Klima wieder, wo das Land blühte und kein Schnee zu sehen war. Plötzlich aber wendete sich unser Reiseleiter nach links und näherte sich dem Gebirge auf einem anderen Weg. Die Berge und Abgründe, vor uns, sahen schauerlich aus, aber unser Reiseleiter machte so viele Umwege und führte uns in solch mäandrischen Schlangenlinien, dass wir ganz unmerklich die Höhe überschritten, ohne viel vom Schnee beeinträchtigt worden zu sein. Auf einmal zeigte er uns die fruchtbaren Provinzen Languedoc und Gascogne, ganz grün und blühend, aber in weiter Ferne, von der uns noch eine geraume Strecke des Weges trennte. Trotz-

dem mussten wir wieder frieren, als es eine ganze Nacht und einen Tag lang so stark schneite, dass wir nicht weiter reisen konnten. Unser Reiseleiter beruhigte uns aber, mit der Versicherung, es würde bald alles überstanden sein. So stiegen wir denn, indem wir unserem Mann vertrauten, immer in nördlicher Richtung weiter hinab. Eines Abends, etwa zwei Stunden vor Einbruch der Nacht, als unser Reiseleiter gerade etwas vorangegangen und im Moment nicht in Sicht war, brachen plötzlich aus einem Hohlweg, der in einem dichten Wald endete, drei ungeheuer große Wölfe hervor, denen ein Bär folgte. Zwei von den Wölfen stürzten sich auf den Reiseleiter und wäre er nur wenig weiter weg von uns gewesen, wäre er mit Sicherheit zerrissen worden sein, ehe wir ihm zu Hilfe kommen konnten. Der eine Wolf stürzte sich auf das Pferd, während der andere den Mann mit solcher Heftigkeit anfiel, dass dieser keine Zeit oder auch keine Geistesgegenwart genug hatte, seine Pistole hervorzuziehen. Vielmehr schrie er nur aus Leibeskräften nach uns um Hilfe.

Ich bat Freitag, der neben mir ritt, nachzusehen, was los war. Sobald er den Reiseleiter erblickte, schrie er ebenso laut, wie er:

»Ach, Robby! Ach, Robby!«

Aber ein tapferer Bursche, wie er war, ritt er sofort zu dem armen Menschen hin und schoss dem Wolf, der ihn angefallen hatte, eine Pistolenkugel vor den Kopf. Es war ein Glück für den Reiseleiter, dass ihm gerade Freitag zu Hilfe kam, der, von seinem Vaterland her, an diese Art Tiere gewöhnt, sich nicht vor ihnen fürchtete. Er pirschte sich dicht heran und schoss aus der Nähe, während jeder andere von uns, aus einer größeren Entfernung, gefeuert und dann vielleicht, entweder den Wolf verfehlt oder den

Mann selbst der Gefahr des Erschießens ausgesetzt haben würde. Das Ereignis war übrigens schlimm genug, um auch einen Tapferen, wie mich zu erschrecken. Wir erschrakten alle, als sich auf den Knall von Freitags Pistole von beiden Seiten ein schauerliches Geheul der Wölfe erhob. Das Echo der Berge verdoppelte den Laut so, dass er den Eindruck machte, als ob wir von einer großen Menge solcher Bestien umgeben seien. Wahrscheinlich waren es in der Tat auch nicht so wenige, dass wir nicht alle Grund gehabt hätten, uns zu fürchten. Nachdem Freitag den einen Wolf erlegt hatte, hatte der andere das Pferd sogleich losgelassen und die Flucht ergriffen. Da er glücklicherweise den Kopf des Pferdes angefallen hatte, wo ihm das Zaumzeug zwischen die Zähne geraten war, hatte er noch nicht viel Schaden verursacht. Der Mann jedoch war schwer verletzt. Das hungrige Tier hatte ihn zweimal gebissen, zuerst in den Arm und dann etwas oberhalb des Knies, und er war gerade dabei, vom Pferd zu fallen, als Freitag dazu kam und den Wolf erschoss.

Man kann sich leicht vorstellen, dass wir alle beim Schuss von Freitags Pistole, unseren Marsch beschleunigten und so schnell, wie die sehr mangelhafte Beschaffenheit des Weges es gestattete, zu der Stelle ritten, um zu sehen, was vorgefallen war. Sobald wir aus den Bäumen, die uns vorher an der freien Sicht gehindert hatten, herausritten, übersahen wir im Augenblick, wie die Sache stand und dass Freitag den armen Reiseleiter schon befreit hatte. Doch erkannten wir nicht sofort, welches Tier das getötete war. Niemals aber ist wohl ein Kampf so kühn und in so überraschender Weise ausgefochten worden, wie der, der nun zwischen Freitag und dem Bären folgte. Obwohl wir anfangs um Freitag fürchteten und sehr erschrocken waren, bot dieses Gefecht doch für uns

alle das unterhaltsamste Schauspiel, das man sich nur denken kann. Ein Bär ist ein schweres, plumpes Geschöpf und kann nicht so springen, wie der Wolf, der schlank und leicht gebaut ist. Daher wird des Bären Verhalten hauptsächlich durch zwei Eigenschaften bestimmt. Er fällt Menschen für gewöhnlich nicht an, wenn ihn nicht das Übermaß des Hungers treibt, wie es damals der Fall war, wo der Boden über und über mit Schnee bedeckt war. Wenn du einem Bären im Wald begegnest und ihn nicht beachtest, so wird er sich auch nicht um dich kümmern; du musst ihn jedoch sehr sanft behandeln und ihm den Vortritt lassen, denn er ist ein sehr vornehmer Herr und wird um keines Fürsten willen, auch nur einen Schritt von seinem Weg abweichen. Fürchtet man sich, so sieht man ihn gar nicht an und geht ruhig weiter. Denn wenn man stehen bleibt und ihn fest ansieht, so nimmt er das übel. Wirft man aber mit irgendetwas nach ihm und trifft ihn, wäre es auch nur mit einem fingerlangen Stückchen Holz, so fühlte er sich beleidigt und setzte alles daran, um Rache zu nehmen. In diesem Falle nämlich verlangt er Genugtuung. Dies ist die eine seiner Eigenschaften, die andere besteht darin, dass er, einmal gereizt, nicht ablassen wird, dich durchgehend zu verfolgen, bis er sich gerächt hat. Er verfolgt seinen Beleidiger unermüdlich Tag und Nacht, bis er ihn endlich eingeholt hat.

Als wir herbeikamen, hatte Freitag bereits unseren Reiseleiter gerettet und war gerade damit beschäftigt, ihm vom Pferd zu helfen. Der arme, verwirrte und äußerst erschrockene Mensch, schien mehr entsetzt, als schwer verwundet zu sein. Plötzlich sahen wir den Bären aus dem Wald treten, ein ungeheures Tier, bei Weitem der größte, den ich je gesehen hatte. Wir waren alle nicht wenig überrascht, als aber Freitag ihn erblickte, bemerkten

wir sofort den Ausdruck von Freude und Mut auf seinem Gesicht.

»Oho!« rief er und zeigte auf das Tier.

»Ach, Robby! mir geben Erlaubnis, ich ihm die Hand drücken, ich euch lachen machen will.«

Ich war verwundert, den Burschen so vergnügt zu sehen.

»Du Narr«, sagte ich, »er wird dich auffressen.«

»Mich auffressen! mich fressen!« wiederholte Freitag; »ich ihn fressen, ich euch gut lachen machen, ihr alle hierbleiben, ich euch etwas zeigen will.«

Damit kauerte er nieder, zog im Nu seine Stiefel aus, legte ein Paar Sandalen (flache Schuhe, wie die Einheimischen sie tragen) dafür an, die er in der Tasche bei sich hatte, gab meinem Diener sein Pferd, um es zu halten und eilte, wie der Wind, mit seiner Flinte davon. Der Bär marschierte ruhig vorwärts, ohne sich um irgendjemanden zu bekümmern. Als Freitag ziemlich nah an ihn herangekommen war, sprach er ihn an, als ob das Tier ihn verstehen könnte.

»Höre, höre!« rief Freitag, »ich mit dir sprechen will.«

Wir folgten der Szenerie von ferne. Seit wir uns auf der Gascogner Seite des Gebirges befanden, waren wir in eine weite, große Heide gekommen, wo der Boden ziemlich flach und eben und mit vielen, hier und da, zerstreut stehenden Bäumen bepflanzt war. Freitag blieb dem Bären dicht auf den Fersen und hielt gleichen Schritt mit ihm.

Jetzt hob er einen großen Stein auf, warf nach ihm und traf ihn gerade an den Kopf. Das schadete der Bestie aber nicht mehr, als hätte er gegen eine Wand geworfen. Dennoch erfüllte es Freitags Zweck. Der Bursche war so furchtlos, dass er den Wurf nur getan hatte, um den Bären auf sich zu hetzen und uns dadurch zu unterhalten. Als das Tier den Stein fühlte und seinen Feind erblickte, machte es kehrt und wendete sich mit verteuft langem Sätzen in seine Richtung. Ein Pferd hätte einen schnellen Galopp laufen müssen, um ihm nachzukommen. Hieraufhin lief Freitag in der Richtung weiter, als wolle er bei uns Schutz suchen. Wir alle machten uns bereit, zur gleichen Zeit auf den Bären zu schießen und meinen Gefährten zu retten. Doch war ich ungehalten mit ihm, dass er den Bären gereizt hatte, während dieser ruhig seinen Weg in einer anderen Richtung verfolgt hatte. Besonders ärgerte ich mich darüber, dass er, nachdem er den Bären auf uns gehetzt hatte, fortgelaufen war. Ich rief ihm zu:

»Du Schlingel, willst du uns auf diese Weise zum Lachen bringen? Schnell auf dein Pferd, damit wir die Bestie totschießen können«.

Er antwortete: »Nicht schießen, nicht schießen; still stehen, ihr lachen sollen«.

Dabei lief der behände Bursche zwei Schritte, als der Bär einen machte, drehte sich plötzlich nach der Seite um und sah eine große Eiche, wie sie seinem Zweck entsprach und winkte uns, zu folgen. Nun verdoppelte er seinen Schritt und kletterte geschwind auf den Baum, nachdem er seine Flinte, fünf bis sechs Schritte von sich entfernt, auf den Boden gelegt hatte. Der Bär erreichte den Baum bald. Wir folgten von Weitem. Zunächst blieb das Tier bei der Flinte stehen, roch daran, ließ sie dann liegen und

kletterte, trotz seiner gewaltigen Schwere, wie eine Katze den Baum hinauf. Ich war entsetzt über die vermeintliche Torheit meines Freitags und konnte bis jetzt durchaus nichts Lächerliches an der Sache finden. Sobald wir den Bären in den Baum klettern sahen, ritten wir alle näher heran und sahen Freitag am dünnen Ende eines großen Astes hängen, während der Bär schon auf halbem Wege bereits ebenfalls dahin gekommen war. Jetzt gelangte die Bestie an die Stelle, wo der Ast anfang, schwächer zu werden.

»Aha!« rief Freitag uns zu, »jetzt sehen, wie den Bären ich tanzen lehre«,

dabei wiegte und schaukelte er den Zweig, dass der Bär anfang, zu schwanken, innehielt und anfang, sich nach dem Rückzug umzusehen. Nun lachten wir wirklich herzlich. Aber Freitag hatte noch lange nicht genug. Als er das Tier innehalten sah, rief er es von Neuem an, als ob es Englisch verstehe:

»Wie, du nicht weiter kommst? Bitte weiter kommen!«

Er hörte jetzt auf zu schaukeln und den Ast zu schütteln und der Bär, als habe er wirklich verstanden, was Freitag gesagt hatte, begab sich wieder ein wenig vorwärts. Dann fing er aufs Neue an zu schütteln, bis der Bär abermals stillstand. Wir meinten, jetzt sei es Zeit, ihm eins auf den Pelz zu brennen und riefen Freitag zu, er möge sich still halten, damit wir auf den Bären schießen könnten. Er aber rief eifrig:

»O bitte, bitte! nicht schießen, ich schon schießen werde, wenn Zeit«.

Kurz gesagt, Freitag tanzte so lange und der Bär balancierte so komisch, dass wir wirklich herzlich lachen mussten. Immer aber konnten wir noch nicht begreifen, was der Bursche eigentlich vorhatte. Anfangs glaubten wir, er habe es darauf abgesehen, den Bären abzuschütteln, dazu aber war dieser zu schlau, denn er ging nie so weit vor, dass er hätte herunterfallen können, sondern hielt sich beständig ganz fest, mit seinen großen Tatzen und Füßen. Wir konnten nicht einsehen, was eigentlich daraus werden und worauf der Spaß hinauslaufen sollte. Bald aber, ließ Freitag keinen Zweifel darüber mehr übrig. Als er sah, dass der Bär sich ganz fest an den Zweig geklammert hielt und sich nicht weglocken ließ, weiter vorwärts zu kommen, rief er:

»Gut, gut, wenn du nicht weiter kommen, ich selbst gehen will; wenn du nicht zu mir kommen, ich gehen und zu dir kommen werde«.

Damit kletterte er bis an das äußerste, dünnste Ende des Zweiges vor, welches sich unter seiner Last bog und ließ sich auf diese Weise langsam zur Erde nieder, indem er den Zweig tief genug hinabzog, um auf seine Füße springen zu können. Dann lief er dahin, wo seine Flinte lag, nahm dieselbe auf und blieb stehen.

»Nun, Freitag«, rief ich ihm zu, »was soll's jetzt werden? Warum schießest du ihn nicht tot?«

»Nicht schießen«, sagte Freitag, »noch nicht. Wenn jetzt schießen, nicht treffen; warten, euch noch einmal lachen machen.«

Und wirklich, das tat er, wie man sogleich sehen wird. Denn, als sich der Bär seinen Feind nicht mehr gegen-

über sah, trat auch er seinen Rückzug vom Zweig an, aber sehr bedächtig, bei jedem Schritt sah er sich um und ging rückwärts, bis er die Mitte des Baumes erreicht hatte, dann ließ er sich gleichfalls rückwärts an dem Stamm herunter, indem er sich mit den Vorderpfoten festhielt und, einen Fuß nach dem anderen, sehr langsam weiter bewegte. Jetzt nun, als der Bär eben seine erste Hintertatze auf den Boden setzte, trat Freitag dicht an ihn heran, legte die Mündung seines Flintenlaufes in sein Ohr und schoss ihn tot. Dann drehte sich der Schelm um, um zu sehen, ob wir auch lachten und da er uns ansah, dass wir uns wirklich sehr amüsierten, brach er selbst in ein lautes Gelächter aus.

»So wir Bären tot machen in meinem Lande«, sagte Freitag.

»So tötet ihr sie?« erwiderte ich, »wie ist denn das möglich? Ihr habt ja gar keine Flinten.« –

»Nein«, erwiderte er, »keine Flinten, aber schießen mit viel großen Pfeilen.«

Die Sache hatte uns zwar viel Vergnügen gemacht, aber was das Schlimme dabei war, wir befanden uns jetzt in einer ganz einheimischen Gegend mit einem verwundeten Reiseleiter und wussten nicht, was wir anfangen sollten. In meinen Ohren klang noch immer das Geheul der Wölfe und wirklich, außer dem Geräusch, das ich einst an der afrikanischen Küste hörte (wovon seiner Zeit erzählt wurde), habe ich nie etwas anderes gehört, was mich mit gleichem Entsetzen erfüllt hätte. Dieser Umstand und das Herannahen des Abends, trieb uns vorwärts, sonst würden wir gewiss, wie Freitag gern wollte, das Fell des Bären abgezogen haben, denn es war wohl wert, mitge-

nommen zu werden. Da wir aber noch beinahe drei Meilen zurückzulegen hatten und unser Reiseleiter zur Eile ermahnte, ließen wir das ungeheuer große Tier liegen und setzten unsere Reise fort. Der Boden war noch immer mit Schnee bedeckt, wenn auch nicht mehr so tief und so gefährlich, wie auf den Bergen. Die Raubtiere waren, wie wir später hörten, von Hunger getrieben in den Wald und die Ebene herabgekommen, um Nahrung zu suchen. In den Dörfern hatten sie großen Schaden angerichtet, das Landvolk überfallen und viele Schafe und Pferde und sogar einige Menschen getötet. Wir mussten noch eine gefährliche Stelle passieren, von der uns unser Reiseleiter sagte, dass, wenn überhaupt noch Wölfe in der Umgegend wären, wir sie dort antreffen würden. Dies war eine kleine, von allen Seiten mit Wald umgebene Ebene, an die sich ein langer schmaler Hohlweg anschloss. Durch diesen mussten wir durch, um den Wald zu verlassen und das Dorf zu erreichen, wo wir übernachten wollten.

Es war eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang, als wir in das Gehölz hineinkamen. Bald darauf erreichten wir die Ebene. Bis jetzt, hatten wir weiter nichts gesehen, als dass auf einer kleinen Lichtung, die nicht über zwei Klaf-⁵⁸ter breit war, fünf große Wölfe in vollem Lauf, einer hinter dem anderen, über den Weg setzten, als ob sie einer Beute nachjagten und diese schon im Auge hätten. Sie nahmen keine Notiz von uns und waren in wenigen Augenblicken aus unserem Gesichtskreis verschwunden. Unser Reiseleiter, der, beiläufig gesagt, ein erbärmlicher Feigling war, ermahnte uns, uns bereit zu halten, denn er glaubte, es seien noch mehr Wölfe im Anzuge. Wir hielten

⁵⁸ Ungefähr die Länge, die ein erwachsener Mensch, mit ausgestrecktem Arm, erreichen kann.

unsere Waffen in Bereitschaft und blickten aufmerksam umher, sahen aber keine Wölfe mehr, bis wir aus dem Wald, der fast eine halbe Meile lang war, heraus und in die Ebene gekommen waren. Sobald wir uns im Freien befanden, gab es Allerlei zu sehen. Das Erste, was uns in die Augen fiel, war ein totes Pferd. Das arme Tier war von den Wölfen zerrissen worden und zwölf der Bestien waren noch damit beschäftigt, nicht nur davon zu fressen, sondern noch die Knochen abzunagen, denn das Fleisch hatten sie schon alles verschlungen. Wir hielten es nicht für ratsam, sie bei ihrem Mahl zu stören und ihrerseits achteten sie auch nicht viel auf uns.

Freitag wollte auf sie schießen, aber ich verbot es ihm entschieden, denn ich fürchtete, dass wir bald mehr zu tun bekommen würden, als es bis jetzt den Anschein hatte. Wir hatten die Ebene noch nicht zur Hälfte hinter uns, als wir auch schon im Wald zur Linken ein schreckliches Wolfsgeheul hörten und gleich darauf etwa hundert der Bestien geradewegs auf uns zukommen sahen. Sie liefen fast alle, in gerader Linie, nebeneinander her, so regelmäßig, wie ein von geschulten Offizieren kommandiertes Regiment Soldaten. Ich wusste nicht recht, auf welche Weise wir sie empfangen sollten, doch hielt ich es für das Beste, wenn wir ebenfalls eine geschlossene Linie bildeten. In einem kurzen Augenblick waren wir denn auch so aufgestellt. Damit aber so wenig, wie möglich, Pausen eintraten, ordnete ich an, dass zuerst nur der jeweils zweite Mann feuern und die anderen, die nicht geschossen hatten, sich bereit halten sollten, gleich darauf eine zweite Salve folgen zu lassen, wenn der Feind fortfahren würde, vorzudringen. Die, die zuerst geschossen hätten, sollten sich dann nicht damit aufhalten, ihre Gewehre wieder zu laden, sondern inzwischen ihre Pistolen in Bereitschaft halten; denn wir waren jede mit einer

Büchse und ein Paar Pistolen bewaffnet. Nach diesem Plan, waren wir imstande, sechs Salven abzufeuern, jedes Mal die Hälfte von uns zugleich. Doch wurde das fürs Erste gar nicht nötig, denn nach den ersten Schüssen, machte der Feind Halt und schien sowohl vom Knall, als vom Feuer erschreckt zu sein. Vier der Wölfe stürzten, an den Köpfen getroffen, zu Boden und mehrere andere waren verwundet und liefen blutend davon, so dass wir die Spuren auf dem Schnee bemerken konnten. Als ich sah, dass sie stutzten, sich aber nicht sogleich zurückzogen, fiel mir ein, dass ich einmal gehört hatte, auch die einheimischsten Tiere fürchteten sich vor der menschlichen Stimme. Ich forderte daher unsere ganze Gesellschaft auf, aus vollem Halse zu schreien. Die Angabe bestätigte sich, denn auf unser Geschrei hin, wendeten sich die Bestien um und begannen sich zu entfernen. Hieraufhin ließ ich eine zweite Ladung hinter ihnen hergeben, woraufhin sie, im Galopp, in den Wald rannten. Wir hatten jetzt Zeit, unsere Gewehre wieder zu laden, was wir, um uns nicht aufzuhalten, im Weiterreiten taten.

Kaum waren wir aber damit fertig und wieder zu neuer Verteidigung gerüstet, als wir auch schon einen schrecklichen Lärm im selben Wald, zur Linken, vernahmen, nur weiter entfernt in der Richtung, die wir einzuschlagen hatten. Jetzt brach die Dämmerung herein und das verschlimmerte unsere Lage sehr. Der Lärm wuchs und ließ sich bald als das Heulen und Bellen dieser höllischen Geschöpfe unterscheiden. Auf einmal erblickten wir drei Rudel Wölfe, eins zur Linken, eins hinter uns und ein drittes vor uns, so dass wir ganz umringt zu sein schienen. Da sie uns aber nicht angriffen, setzten wir unseren Weg fort, so schnell uns die Pferde tragen konnten. Der Weg war aber sehr beschwerlich und wir konnten daher nicht starken Trab reiten. Auf diese Art ge-

langten wir nur langsam an den Eingang des Gehölzes, das wir am Ende der Ebene passieren mussten. Wie groß war aber unser Entsetzen, als wir beim Näherkommen eine unzählige Menge Wölfe, gerade am Eingang des Passes stehen sahen. Plötzlich vernahmen wir von einer anderen Richtung her den Knall einer Flinte und als wir uns dahin umsahen, sprang ein Pferd mit Sattel und Zaum heraus, mit Windeseile floh es und sechzehn bis siebzehn Wölfe hinterher, in vollem Lauf. Das Pferd hatte zwar einen Vorsprung vor ihnen, aber da wir vermuteten, es würde nicht lange in diesem Tempo aushalten können, zweifelten wir nicht, dass sie es zuletzt doch noch einholten, was gewiss auch geschehen war. Bald darauf bot sich uns ein grauenvoller Anblick. Als wir in die Richtung reiteten, wo das Pferd herausgekommen war, fanden wir den Leichnam eines anderen Pferdes und zweier Menschen, die von den gierigen Tieren zerrissen worden waren. Einer der Männer war ohne Zweifel derselbe, den wir die Flinte hatten abschießen hören, denn dicht neben ihm lag ein eben abgefeuertes Gewehr, dem Mann selbst aber war der Kopf und der Oberkörper abgefressen. Wir wussten vor Schrecken nicht, was wir tun sollten. Die Tiere brachten uns aber bald zu einem Entschluss, zu handeln, indem sie sich, hungrig nach Beute, um uns versammelten. Ich glaube tatsächlich, dass es an die dreihundert waren. Zum Glück lagen gerade am Eingang in den Wald einige große Baumstämme, die im letzten Sommer gefällt und zum Transport offenbar dorthin gelegt worden waren. Ich zog meine kleine Truppe, innerhalb dieser Holzblöcke, zusammen und gab die Anweisung, nachdem wir uns in einer Reihe hinter einem der größten aufgestellt hatten, dass alle absitzen, die Stämme als eine Brustwehr benutzen und die Pferde, in der Mitte eines Dreiecks, einschließen sollten. Diese Vorkehrung

bewährte sich sofort, denn in unerhörter Wut griffen uns die Bestien bald an. Sie kamen brüllend auf uns zu und erkletterten den Holzstoß, der uns zur Brustwehr diente, um sich geradewegs auf ihre Beute zu stürzen. Ihre Wut war wahrscheinlich besonders dadurch hervorgerufen, dass sie unsere Pferde hinter uns sahen, auf die sie es besonders abgesehen hatten.

Ich befahl meinen Leuten, wie vorhin zu schießen, einer nach dem anderen und sie zielten auch so sicher, dass sie gleich beim ersten Schuss eine Anzahl der Wölfe töteten. Es war jedoch notwendig, ein ununterbrochenes Feuer aufrechtzuhalten, denn, wie die Teufel, stürmten die Bestien vor, indem die hinteren, immer den vorderen nachdrängten. Als wir die zweite Salve abgeschossen hatten, hielten sie ein wenig inne und ich hoffte schon, sie würden zurückweichen, aber es war nur eine augenblickliche Pause, denn bald drangen andere vorwärts. So schossen wir nun zwei Pistolenschüsse ab und hatten, glaube ich, mit diesen vier Salven, siebzehn oder achtzehn von ihnen getötet und noch einmal so viele gelähmt. Dennoch rückten sie von Neuem vor. Da ich fürchtete, wir würden unsere Munition zu schnell verschießen, rief ich meinen Diener (nicht Freitag, denn der war besser verwendet, er hatte nämlich immer, mit größter Gewandtheit, seine und meine Büchse wieder geladen, während wir kämpften), gab ihm ein Pulverhorn und befahl ihm, einen langen Streifen des Holzstoßes damit zu bestreuen. Das tat er und hatte nur wenig Zeit davonzulaufen, als die Wölfe auch schon wieder heran kamen. Sobald einige von ihnen auf das Pulver traten, feuerte ich eine Pistole auf das Pulver ab und steckte es damit in Brand. Viele von den Tieren, die schon auf dem Holzstoß waren, wurden schlimm verbrannt und sechs oder sieben von ihnen, stürzten oder sprangen vielmehr, von dem Feuer

gereizt und geängstigt zwischen uns. Mit diesen wurden wir im Nu fertig, die übrigen aber waren so erschreckt vom Feuerblitz, der die Nacht (denn es war inzwischen fast ganz finster geworden) noch schrecklicher erscheinen ließ, dass sie ein wenig zurückwichen. Darauf gab ich die Anweisung, unsere letzten Pistolen auf einmal abzuschießen und dann ein Geschrei loszulassen.

Nun machten die Wölfe kehrt. Wir warfen uns sofort auf etwa zwanzig verwundete, die sich auf dem Boden wälzten und bearbeiteten sie mit unsern Schwertern. Dies erfüllte vollständig unseren Zweck, denn das Geheul und Gebrüll, das sie anstimmten, wurde von ihren Gefährten sehr wohl verstanden, so dass sie alle flohen und uns verließen. Wir hatten, alles in allem, ungefähr sechzig Tiere getötet. Wäre es Tag gewesen, würden wir noch mehr erlegt haben können. Da das Schlachtfeld nun wieder gesäubert war, setzten wir unseren Weg bald weiter fort, denn es blieb uns noch immer beinahe eine Meile zurückzulegen. Wir hörten die Raubtiere in den Wäldern heulen und winseln, während wir vorwärts ritten und manchmal glaubten wir auch einige zu sehen, aber der Schnee blendete so, dass wir unserer Sache nicht sicher waren. So gelangten wir denn, in ungefähr einer Stunde, in den Ort, wo wir übernachten sollten. Wir fanden die Bewohner in heller Aufregung und alle waren bewaffnet. Wie es schien, hatten die Wölfe und einige Bären, in der vorigen Nacht den Ort überfallen und großen Schrecken verbreitet, daher sahen sich die Leute genötigt, Tag und Nacht, besonders aber während der letzten, Wache zu halten, um Vieh und Menschen zu schützen. Am nächsten Morgen war unser Reiseleiter so krank, seine Glieder waren so sehr angeschwollen und die beiden Wunden schmerzten ihn dermaßen, dass er nicht weiter mitreiten konnte. Wir sahen uns daher gezwungen, einen anderen

Reiseleiter anzuheuern, der uns nach Toulouse bringen sollte. Dort fanden wir warmes Wetter und ein blühendes, fruchtbares Land, frei von Schnee und von Wölfen. Als wir in Toulouse unsere Abenteuer erzählten, sagten die Leute, das sei etwas ganz Gewöhnliches in der großen Heide, am Fuß des Gebirges, besonders, wenn der Boden mit Schnee bedeckt wäre. Sie waren verwundert, dass wir einen Reiseleiter gefunden hätten, der uns diesen Weg, bei der strengen Jahreszeit geführt hatte und sagten, es wäre erstaunlich, dass wir nicht alle umgekommen seien. Als wir ihnen erzählten, wie wir uns aufgestellt und die Pferde in die Mitte genommen hatten, tadelten sie das sehr und sagten, es wäre fünfzig gegen eins zu wetten gewesen, dass wir alle auf diese Art zerissen worden wären. Denn gerade der Anblick der Pferde würde die Wölfe so wütend machen und sie hätten es auf sie besonders abgesehen. Andererseits fürchteten sie sich vor Flintenschüssen, aber wenn sie durch den furchtbaren Hunger aggressiv wären, machte sie ihr Trieb, an die Pferde zu gelangen, unempfindlich gegen jede Gefahr. Nur durch das unausgesetzte Feuern und durch die Pulvermine, seien wir ihrer Herr geworden. Wären wir dagegen ruhig auf unseren Pferden sitzen geblieben und hätten wir beim Reiten gekämpft, so würden sie die Pferde nicht so ausschließlich als ihre Beute angesehen haben, wie in diesem Falle, wo diese keine Menschen auf dem Rücken zu tragen hatten.

Ferner, sagten sie uns noch, wenn wir, zum Äußersten gedrängt, uns alle zusammengestellt und die Pferde preisgegeben hätten, würden die Wölfe mit solcher Gier über die Tiere hergefallen sein, dass wir sicher davon gekommen wären, besonders da wir mit Gewehren versorgt und viele gewesen wären. Ich meinerseits, hatte mich nie in meinem Leben in solcher Gefahr gefühlt, als da ich die

dreihundert Teufel so heulend und mit weit aufgerissenem Rachen auf uns losstürzen sah und keinen Schutz- und Zufluchtsort entdecken konnte. Ich hatte mich schon gänzlich verloren gegeben und ich glaube, ich werde nie wieder diese Berge übersteigen. Lieber wollte ich tausend Meilen zur See fahren und selbst wenn ich auch in jeder Woche einen Sturm erleben würde.

Von meiner Reise durch Frankreich habe ich nichts Ungewöhnliches zu berichten, außer, was andere Reisende bereits viel interessanter erzählt haben, als ich es könnte. Von Toulouse ging ich nach Paris, von dort, ohne mich lange aufzuhalten, weiter nach Calais. Hieraufhin landete ich am 14. Januar, nach einer außerordentlich kalten und anstrengenden Reise, in Dover.

Nachdem ich nun wieder am Ausgangspunkt all meiner Reisen angelangt war, befand ich mich, innerhalb kurzer Zeit, wieder im realen Besitz meines ganzen, neu erworbenen Reichtums, denn die Wechsel, die ich mitgebracht hatte, wurden mir bereitwilligst ausbezahlt. Meine beste Anleitung und meine geheime Ratgeberin war die gute, alte Witwe, die aus Dankbarkeit für das Geld, das ich ihr geschickt hatte, keine Mühe scheute und keine Sorge zu groß fand, um mich zu unterstützen. Ich vertraute ihr auch so unbedingt, dass ich ganz ruhig, bzgl. der Sicherheit meines Eigentums, weiterleben konnte. In der unwandelbaren Redlichkeit dieser guten Frau habe ich stets ein wahres Glück für mich gesehen.

Bald darauf kam mir der Gedanke, meine Güter in der Verwahrung meiner Freundin zu lassen und mich nach Lissabon und von da nach Brasilien einzuschiffen, um dort nach meiner Plantage zu sehen. Diesmal aber stellte sich mir, als Hauptbedenken, die Religion in den Weg.

Schon während ich mich noch in der Fremde aufgehalten hatte und besonders in meiner Einsamkeit, waren einige Zweifel über den katholischen Glauben in mir aufgestiegen. Ich wusste, dass ich mich nicht nach Brasilien begeben könnte, wenn ich nicht entschlossen war, mich, ohne Rückhalt in den Schoß der katholischen Kirche zu begeben. Dies war nötig, um dort meine Geschäfte zu regeln. Wie ich gehört hatte, waren die diesbezüglichen Regularien verschärft worden. Dann hätte ich allerdings Lust dazu haben müssen, mich für meine Überzeugungen zu opfern, ein religiöser Märtyrer zu werden und durch die Inquisition zu sterben.

Daher blieb es auf jeden Fall dabei, dass ich in meine neue Heimat, meiner Insel des Glücks, zurückkehren würde und von dort aus, wenn es möglich war, meine brasilianische Pflanzung zu disponieren. In dieser Absicht schrieb ich an meinen alten Freund in Lissabon, dessen Antwort dahingehend lautete, dass er mit Leichtigkeit von dort aus die Anordnungen über mein Eigentum treffen könnte. Wenn ich ihm aber erlauben würde, es in meinem Namen diesen beiden, in Brasilien als Kaufleute lebenden Nachkommen meiner Bevollmächtigten, zum Kauf anzubieten, würden sie, wie er glaube, sich gern dazu bereit finden. Diese kannten den Wert meiner Beszung genau, sie wohnten an Ort und Stelle und, wie er wisse, wären sie sehr reich. Er zweifle auch nicht, dass ich mindestens vier- bis fünftausend Piaster⁵⁹ beim Verkauf gewinnen würde. Hiermit war ich völlig einverstanden. Ich gab dem Kapitän Auftrag, die Offerte zu machen und als nach Ablauf von acht Monaten, das Schiff zurückgekehrt war, meldete er mir, dass jene beiden das Angebot ange-

⁵⁹ Eine alte spanische Kursmünze. Der heutige Gegenwert von 4-5.000 Stück wäre ca. 200.000 bzw. 250.000 Euro.

nommen und dreiunddreißigtausend Piaster⁶⁰ einem ihrer Korrespondenten in Lissabon, mit dem Auftrag zur Auszahlung überwiesen hätten. Ich unterzeichnete hierauf den mir von Lissabon übersandten Kaufkontrakt in aller Form und schickte ihn an meinen alten Freund, der mir dafür zweiunddreißigtausendundachthundert spanische Thaler⁶¹ als Kaufsumme für meine Plantage in Wechseln übergab. Beim Verkauf, war ein Rest des Kaufgeldes zurückbehalten worden, der als Rentenkapital für die hundert Moidore⁶², die ich für den alten Kapitän und für die fünfzig Moidor⁶³, die ich für dessen Sohn auf Lebenszeit ausgesetzt hatte, die dem Vertrag gemäß, auch weiter für meine Plantage haften sollten.

So habe ich denn Bericht erstattet, vom ersten Teil meines schicksal- und abenteuerreichen Lebens, eines Lebens, das ein besonders wunderbares Gewebe der Vorsehung darstellt und das so reich an Abwechslung war, wie es die Welt wohl nur selten aufweisen kann. In Torheit hatte es begonnen, aber dennoch hatte es bei Weitem glücklicher geendet, als ich hoffen konnte. Man sollte nun wohl glauben, in meiner jetzt so guten Vermögenslage sei ich darüber hinaus gewesen, noch an weitere Wagnisse zu denken. Dies wäre auch in der Tat wohl der Fall gewesen, wenn nicht gewisse Umstände geschehen wären. Ich war nun einmal an ein unstetes Leben gewöhnt, hatte weder Familie, noch ausgedehnte Verwandtschaft, und auch, trotz meines Reichtums, keinen sonstigen großen Verkehr. Der einzige Augenschein in meiner jetzigen Exi-

⁶⁰ Eine alte spanische Kursmünze. Der heutige Gegenwert von 33.000 Stück wäre ca. 1.650.000 Euro.

⁶¹ Wert unbekannt.

⁶² Eine portugiesische Goldmünze, Wert ca. 256 Euro, hier ergibt dies: 25.600 Euro. Weitere Infos im Anhang 4.

⁶³ Eine portugiesische Goldmünze, Wert ca. 256 Euro, hier ergibt dies: 12.800 Euro. Weitere Infos im Anhang 4.

stenz, war die übergroße Liebe zu meinen getreuen Gefährten und »Prinzen« Freitag. Und er war es letztlich, der den Ausschlag gab, für meine Entscheidung, die ich nun endgültig getroffen hatte. Dies geschah vor allem wegen ihm, Freitag, um ihm seinen Herzenswunsch zu erfüllen, mit mir in seine (und letztlich nun auch meine) Heimat zurückzukehren.

Hinzu kam, obwohl ich meine Pflanzung in Brasilien verkauft hatte, war mir die Erinnerung an dieses schöne Land Brasilien nicht aus dem Kopf gegangen und ich hatte weiterhin große Lust, wieder einmal dahin einen »Ausflug« zu machen. Besonders lebhaft aber war mein Verlangen, meine Insel wiederzusehen und zu erfahren, ob die armen Spanier sich dort befänden und wie sie von diesen zurückgelassenen Schuften behandelt worden waren. Meine treue Freundin, die Witwe, riet mir sehr von einer weiteren Reise ab, hatte aber keinen diesbezüglichen Einfluss auf mich. Ich trat bald darauf die Heimreise an.

Während der restlichen Zeit, bis zu meiner Abreise, nahm ich mich zunächst meiner beiden Neffen an, der Kinder des einen meiner Brüder. Der Älteste besaß etwas Vermögen, das ich, nachdem ich ihn standesgemäß versorgt wusste, durch ein Vermächtnis auf meinen Todesfall noch vermehrte. Den anderen veranlasste ich, Seekapitän zu werden und als ich nach Ablauf von fünf Jahren hörte, dass er zu einem verständigen, tapfern und unternehmungslustigen jungen Mann herangewachsen war, ließ ich ihm ein gutes Schiff übergeben und schickte ihn auf See. Gerade dieser junge Bursche aber war es, der mich später, mit seinem Schiff auf meiner Insel besuchte.

Das Wichtigste war, dass ich, als ich wieder zu Hause war, eine ein sehr großes Aufsehen verursachende befriedigende Ehe vor Gott schloss. Die Zeremonie zu dieser Vermählung, war eine ohne Gottesdiener, weil kein Geistlicher zu finden war, der eine solche Verbindung segnen wollte. Freitag wurde mein, auf meiner Insel vom Gouverneur (also mir) selbst ernannter Ehemann.

Als der Herrscher (also ich) über diese Insel, die Zeremonie beendet hatte, trat er ins zweite Glied zurück und wurde Freitags Ehemann. Ich hatte also gleich zwei »Ämter« erfüllt, der Gouverneur und der einfache Heiratswillige und alle Beteiligten waren glücklich, dass dies auf unserer Insel möglich war.

Als mir, nach vielen Glücklichen Jahren, der Tod meinen geliebten Mann Freitag, viel zu früh, raubte, nahm diese Trauer den Weg um die ganze Welt. Überall, wo es mutige Menschen wie uns gab, wurde Freitags Tod gedacht, auch wenn dies in vielen Regionen und auch Religionen der Welt noch nicht möglich war, es unserer Lebensart gleichzutun, war es jedoch ein Anfang, hin zu einem Weg, der eines Tages Freiheit und gleiche Rechte bringen würde.

Mein eigener Todesengel brachte mir diese Kunde und berichtete, dass es nur noch ungefähr 300 Jahre dauern würde, bis es für die meisten Menschen, im christlichen Abendland, möglich sein werde, ohne Angesicht des Geschlechts, die Ehe miteinander zu begründen.

Die Insel lebt.

Auf meiner Insel lebten nun die Spanier und hatten mir, mir nach meiner Rückkehr, genauen Bericht über ihre und der zurückgebliebenen Verbrecher Lebensweise erstattet. Die armen Spanier waren von diesen anfangs schlecht behandelt worden. Dann hatte eine Aussöhnung stattgefunden, hieraufhin aber neuer Streit und abermalige Versöhnung, der dann wieder Zwietracht gefolgt war. Endlich waren die Spanier gezwungen gewesen, Gewalt anzuwenden, hatten die Kerle dann unterworfen, sie aber mit Großmut behandelt.

Wollte man diese Geschichte in ihren Einzelheiten berichten, man würde so viel Vielfalt und wunderbare Ereignisse zu erzählen haben, wie meine eigene Geschichte. Besonders interessant war der Bericht von den Kämpfen der Kolonisten mit den Kariben, die einige Male auf der Insel gelandet waren. Zusätzlich gab es noch die Berichte, über die auf dem Eiland eingeführten Verbesserungen. Fünf von den Kolonisten hatten auch einmal einen Besuch auf das Festland gewagt und elf Männer und fünf Frauen als Gefangene von dort heimgebracht. Durch die Frauen war die Insel, bei meiner Rückkehr, mit etwa zwanzig Kindern bevölkert. Ich teilte die Insel unter die Bewohner auf, behielt für mich zwar das Eigentumsrecht am Ganzen, überließ aber jedem der Kolonisten gerade die Landteile, die ihm jeweils am liebsten waren. Nachdem ich dies alles in eine neue Ordnung gebracht und die Bewohner verpflichtet hatte, die Insel nicht zu verlassen, setzte ich mich langsam zur wohlverdienten Ruhe.

Ich sorgte nur noch dafür, dass aus Brasilien einige Frauen eingeschifft wurden, die mir sowohl für Dienstleistungen, als auch als Familienbegründerinnen geeignet

erschieden. Den Engländern hatte ich versprochen, von ihrer Heimat aus, einige Frauen und eine ansehnliche Ladung mit brauchbaren Dingen holen zu lassen, wenn sie sich der Ackerwirtschaft entsprechend ertragreich annehmen würden. Diese Zusage aber hatte ich später nicht halten können, obwohl sich die Leute sehr ordentlich und fleißig zeigten, nachdem sie erst einmal ausgebildet und ihnen ihre besonderen Grundstücke zugewiesen waren. Ich ließ ihnen, von Brasilien aus, fünf Kühe, darunter drei trächtige, sowie auch einige Schafe und Schweine schicken, die sich auf der Insel beträchtlich vermehrten.

Hiervon jedoch und auch darüber, wie einmal dreihundert Kariben einen Überfall auf die Insel gemacht und die Pflanzungen verwüstet hatten, über diese Dinge, sowie auch über einige sehr seltsame Begebenheiten, die ich selbst später noch erlebt hatte, berichte ich vielleicht noch einmal in Zukunft. Die Kolonisten hatten nämlich noch zwei Gefechte mit den Kariben bestehen müssen, im ersten waren sie unterlegen und einer von ihnen war im Kampf gefallen.

Just am Silvestertag des Jahres 1699, wurde um Mitternacht, am 1.1.1700 auf meiner Insel, an ihrer höchsten Stelle, weit sichtbar für alle Neuankömmlinge, eine Statue enthüllt. Auf der Tafel, die vor ihr in Stein gemeißelt stand, standen die Worte:

Hier ruht Freitag Crusoe, der bis zu seinem letzten Atemzug seinen Robinson liebte, wie sein Leben. Er möge für immer auf dieser Insel ruhen, die fortan, bis zum Ende aller Tage „Friday Island“ heißen soll.

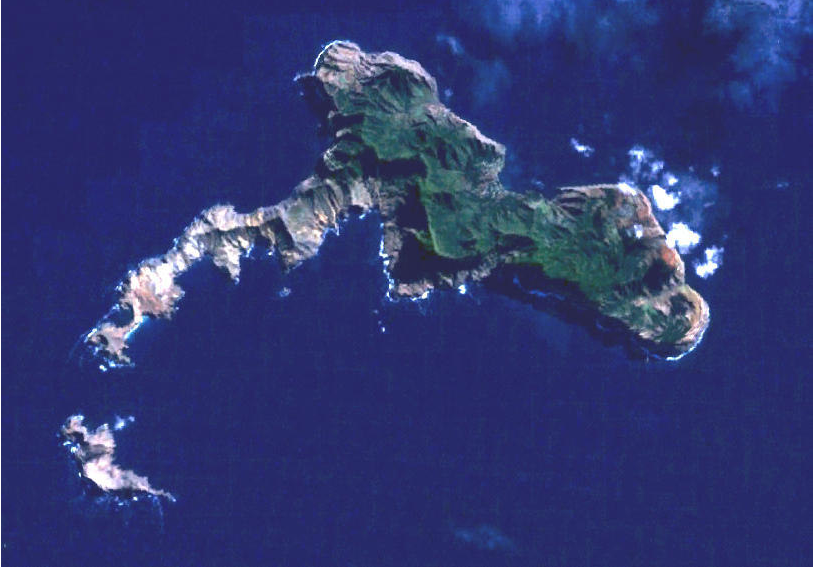
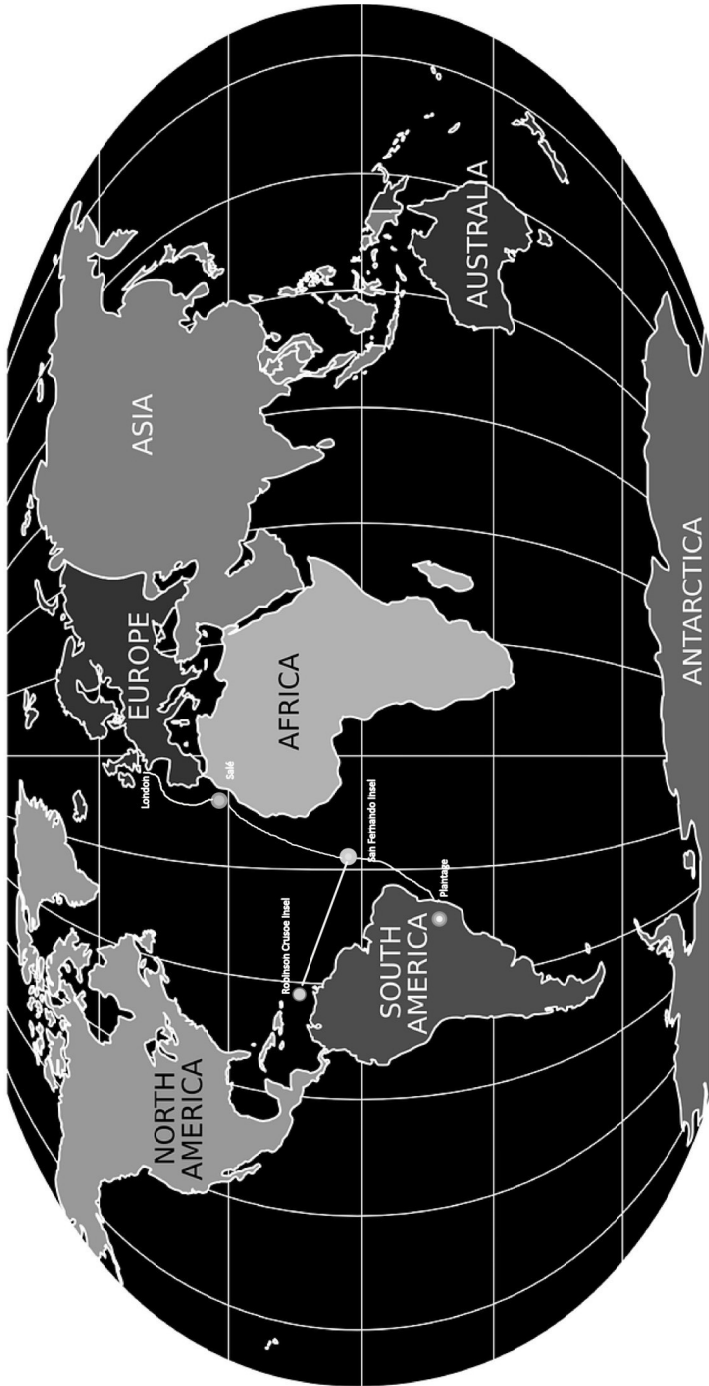


Abb. 3

Abb. 4: nächste Seite



Epilog.

Auch Weltliteratur ist keine perfekte oder makellose Dichtung.

In unserem Fall ist sie über 300 Jahre alt, ist modern auf ihre eigene, ganz besondere Weise, aber gleichzeitig rückwärtsgewandt und der zeigenössischen Denk- und Ausdrucksweise tief verhaftet.

Politisch und gesellschaftsmäßig ist die Art, wie der Mensch, abhängig von seiner Herkunft, Identität und Ethnie, gesehen und dargestellt wird, haarsträubend, rassistisch und in erheblichem Maße überholt. Dies jedoch birgt den Vorteil, dass wir Lesende erkennen, wie weit wir, wider aller Unkenrufe, und trotz erheblicher Rückschläge und Misslichkeiten unserer Zeit, heutzutage doch gekommen sind.

Unsere Ansicht und Behandlung der Spezies Mensch hat, zumindest in unserer westlich geprägten Welt, an Würde, Respekt und Gleichberechtigung hinzugewonnen, wenn auch der Weg zum Ziel, hier und da, noch meilenweit weg erscheinen mag. Obwohl man als Farbiger oder queerer Mensch immer noch Diskriminierung und Benachteiligungen erfahren kann, schützt nun jedoch unser Staat unsere grundlegenden Menschenrechte, wer auch immer wir sind.

Und, diejenigen Institutionen, die den Menschen des 17. Jahrhunderts, zu Robinsons Zeiten, am meisten gängete und seine Gedanken und Taten

beeinflussten, um nicht zu sagen, bestimmten, sind heute, in dieser Hinsicht, weltweit deutlich unbedeutender und ihrer Zeit Jahrhunderte hinterher, die Kirchen.

Von daher wurden in unserer hier vorliegenden Version des Coming-Of-Age-Romans „Robinson Crusoe“ die Punkte bearbeitet und damit hervorgehoben, die genau das zeigen, was heute so wichtig ist:

Das Bewusstsein, dass wir selbst es in unseren Händen haben, die noch immer bestehenden Missstände zu erkennen und abzustellen. Wir sind die Robinsons unserer Zeit. Brechen wir auf, in eine neue Zeit und eine neue Welt und bauen wir unser eigenes, neues Inselparadies in uns selbst auf.

Der Weg dorthin muss nicht weit weg, auf irgendeiner Insel im Pazifik sein, er liegt in uns selbst.

Ein Gedankenexperiment zum Schluss oder ein Blick in eine Zukunft, die jetzt schon Gegenwart ist.

Fast jeder Mensch, ob weiblich oder männlich, weiß irgendetwas vom Roman „Robinson Crusoe“, auch wenn er oder sie davon nur etwas gehört hat.

Seit Neuestem gilt dies jedoch auch für die vom Menschen erzeugte „Künstliche Intelligenz“, denn sie weiß vermeintlich alles, was wir ihr zur Verfügung gestellt haben und kann, darüber hinaus, auch eigene Schlüsse daraus ziehen.

Lesen Sie nun, als allerletztes Wort zu Robinson Crusoes Geschichte, was eine „Maschine“ auf die Aufforderung:

„Sage etwas zu Robinson Crusoe!“,

antwortet:

„Robinson Crusoe ist ein Roman des englischen Schriftstellers Daniel Defoe, der erstmals 1719 veröffentlicht wurde. Es ist eine Geschichte über einen Mann namens Robinson Crusoe, der nach einem Schiffbruch auf einer einsamen Insel strandet und versucht, zu überleben.“

Die Geschichte von Robinson Crusoe ist eine der bekanntesten und einflussreichsten Geschichten der Weltliteratur. Es ist ein Klassiker der Abenteuerliteratur und hat viele Generationen von Lesern inspiriert. Die Geschichte zeigt, wie ein Mensch in einer schwierigen Situation überleben und sich anpassen kann.

Robinson Crusoe ist auch ein Symbol für die menschliche Fähigkeit, Hindernisse zu überwinden und sich an neue Umstände anzupassen. Die Geschichte zeigt, wie Robinson Crusoe seine Fähigkeiten und sein Wissen nutzt, um auf der Insel zu überleben und schließlich gerettet zu werden.

Insgesamt ist Robinson Crusoe ein zeitloser Klassiker, der die menschliche Fähigkeit zur Überwindung von Hindernissen und zur Anpassung an neue Umstände zeigt. Es ist eine Geschichte, die auch heute noch relevant ist und viele Leser inspiriert.“¹

Mehr ist dem, im Grunde, von menschlicher Seite nicht hinzuzufügen.

Die Frage ist nur, was bedeutet dies für uns selbst, in unserer Zukunft. Wird sie noch uns gehören?

Vielleicht kann uns die Lektüre, die wir wahrscheinlich gerade an dieser Stelle beendet haben, dabei weiterhelfen:

Wir sollten, dem Vorbild Robinson folgend, auf das uns noch Unbekannte vorbereitet sein, uns diesen zukünftigen, anderen großen Herausforderungen stellen und das Bestmögliche für uns herausholen. Nur wir selbst können unseren eigenen Weg gestalten, da gibt es niemanden, der uns das abnimmt.

¹ Quelle: ChatGPT Deutsch in Vollbild / Modell X = GPT-3.5 Turbo (chatgptx.de), persönliche Kommunikation, 04. Juni 2023.

Robinson hat diese Mammutaufgabe geschafft und wurde zu einem Menschen, der sich, am Ende, eine neue Welt gestaltete, die sich ihm zur Verfügung hielt und nicht umgekehrt.

Vergliche man nun die Stimme der heutigen KI mit der, die, in Robinsons Geschichte, Gott symbolisierte, so ist ihnen beiden gemeinsam, dass sie nicht von außen an den Menschen herantreten, sondern beide menscheninitiiert sind. Dies allerdings nur bis zu dem Punkt, wo sich, sowohl die KI, als auch das Konstrukt Gott, scheinbar vom Menschen loslösen und sich selbstständig machen (bzw. vom Menschen selbstständig gemacht werden), um auf ihre „Erfinder:innen“ invasiv einzuwirken.

Wenn wir nun als Mensch zurückschreckten, weil wir erkennen müssten, dass wir selbst die Ursache dessen sind, was da in und mit uns geschieht, so hat die von uns geschaffene KI oder eben der von uns erdachte „Gott“, genau das erreicht, was wir eben nicht wollten:

Die Unterwerfung unter das Diktat „fremder Mächte“ und zwar derer, die unsere eigenen, selbst produzierten und initiierten sind.

Lesen wir deshalb Robinson erneut, um mit dieser Erkenntnis endlich zu begreifen, dass wir die Herrscher:innen unserer Existenz sind, denn selbst Robinson focht Kämpfe mit „Dritten“, hier Gott aus, obwohl die meiste Zeit, auf seiner einsamen Insel

niemand sonst da war, der ihn als Mensch beeinflussen oder dominieren konnte.

So kommt die Erkenntnis noch nicht zu spät, dass wir selbst es sind, die uns, sozusagen scheinbar reziprok, selbst die Steine des Lebens in den Weg legen. Wir können nicht, wie oft üblich, die andere oder den anderen für unser eigenes Versagen verantwortlich machen.

Cogito ergo sum: Ich denke, also bin ich,

nun erweitert:

Ich denke und handle, also bin ich es, der es tut.



Anhang 1.

Originalvorwort zur ersten deutschen Übersetzung des „Robinson Crusoe“ von Karl Altmüller, aus dem Jahr 1869, im originalen Wortlaut

Daß Daniel Defoe's Robinson in der ‚Bibliothek der ausländischen Klassiker‘ eine Stelle zu finden hat, ist selbstverständlich. Ist er doch nicht nur das klassische ‚Buch der Kindheit‘, sondern eine der wenigen Dichtungen, welche auf die späteren wie auf die frühen Tage des Menschenlebens ihren Zauber fortwirken; ist er doch ein weltliches Buch der Bücher, neben der Bibel wahrscheinlich das verbreitetste und gelesenste Erzeugniß der gesamten Weltliteratur.

Mit Recht hat man den Erlebnissen Robinson Crusoe's eine tiefere symbolische Bedeutung zugeschrieben. Sein Leben auf der einsamen Insel ist in gewissem Sinne das Leben der Menschheit, die, mit kärglicher Ausstattung in das Dasein auf Erden gleichsam ausgesetzt, aus erfindungsreichem Sinne im Laufe der Geschichte die mißliche Lage, darin sie sich bei erwachendem Bewusstsein findet, mit unendlicher Mühsal zu leidlichem Behagen gestaltet.

Dieses, freilich nur von Wenigen deutlich erkannte, von der Masse der Leser aber sicherlich mehr oder weniger stark instinktiv empfundene Sinnbildliche in Defoe's Buch erklärt zum wesentlichstenn Theil seine unverwüstliche Lebenskraft und seine in der weltlichen Literatur wohl einzig dastehenden Erfolge. Im Jahre 1719 erschien zu London, 'The life and suprising adventures of Robinson Crusoe' (der erste Theil, dem Defoe später zwei weitere nachfolgen ließ). Die äußere Anregung und

sozusagenden Grundstock zu diesem Roman hatte der Verfasser durch eine sieben Jahre zuvor im Druck erschienene Abenteuergeschichte aus der Wirklichkeit empfangen.

Ein harköpfiger schottischer Matrose, Alexander Seldcraig oder, wie er sich später nannte, Selkirk, der sich wider den Kapitän seines Schiffes aufgelehnt, war von demselben nach eigenem Verlangen 1704 auf der Insel Juan Fernandez ausgesetzt worden und hatte dort über vier Jahre hindurch ein einsames Leben geführt.

Die Geschichte dieses Lebens wurde von den Kapitänen Wood Rogers und Edward Cook, welche Selkirk 1709 auf jenem Eiland gefunden und an Bord genommen hatten, 1712 veröffentlicht. Man hat auf Grund der unzweifelhaften Entlehnung, welche Defoe aus jener Erzählung für die seinige gemacht hat, den letzterem die Rechte des geistigen Eigenthums an seinem Robinson zu bestreiten versucht. Ein thörichtes Unternehmen. Nicht Alexander Selkirks Erlebnisse, sondern was aus ihnen Defoe gestaltet, was er in sie hineingedichtet und hineinphilosophirt hat, ist das Entzücken von Millionen alter und junger Leser geworden. ‚Robinson Crusoe‘ wurde sofort nach seinem Erscheinen das Lieblingsbuch der englischen Nation. Aber nicht lange blieb diese Vorliebe auf die Heimat des Verfassers beschränkt.

Schon 1720 trat eine deutsche Uebersetzung hervor ¹⁾. Der Verfasser derselben bemerkt im Vorwort, es sei ihm und seinen Verlegern von ‚Gönnern und Kennern‘

¹ Erster Theil (Braunschweig 1856), S. 281 bis 305. Der dort zu lesende Abschnitt über Defoe ist, als Vortrag gehalten, auch in besonderem Abdruck erschienen. [die hier abgebildete Fußnotenzahlen (1 usw.), sind im Original durch einen Stern dargestellt, Anm. d. Hg.]

die nur irgend welche Kunde von dem Original gehabt, kaum Zeit zur Herausgabe der Uebertragung gelassen worden. Diese Thatsache ist, wenn man die Langsamkeit des damaligen Bücherverkehrs mit dem Ausland berücksichtigt, bezeichnend für die erstaunlich schnelle Verbreitung des Robinson.

Neben einer Fülle von Übersetzungen in fast alle Kultursprachen trieb das Buch im Laufe der nächsten Jahrzehnte eine unübersehbare Menge von Nachahmungen hervor, zum deutlichen Beleg für die wunderbare Gewalt und Zeugungskraft der Grundidee ^[2] des Defoe'schen Romans. Die Zahl der allein in Deutschland entstandenen Nachbildungen ist genau nicht wohl festzustellen, da sich Robinsonaden oft in Titel verummten, hinter denen man sie nicht vermuthen kann. Der Literaturhistoriker E. J. Koch zählt bis 1760 vierzig wirkliche Robinsonaden auf, O.L.B. Wolff hatte von 1769 bis 1841 weitere einundzwanzig Bücher dieser Art aufgefunden. Einzelne Nachzügler treten noch bis in die neueste Zeit hervor.

Unter den merkwürdigen Zeugnissen aber für die Macht welche dem Robinson innewohnt steht die Geschichte der bekannten Campe'schen Bearbeitung obenan. Im vorigen Jahre ist Joachim Heinrich Campe's ‚Robinson der Jüngere. Ein Lesebuch für Kinder‘ in fünfundsiebzigster rechtmäßiger Ausgabe (wer mag die Nachdrucke zählen) erschienen. Und schon in der siebenten Auflage seines Buches konnte der Verfasser rühmen, dass dasselbe von ‚Cadix bis Moskau und Konstantinopel in

[² Die Unterstreichungen kennzeichnen in diesem Text, die im Originaltext erfolgte Hervorhebung durch eine Auseinanderziehung der Buchstaben, was im hiesigen Schriftbild zu Verzerrungen im Schriftbild führen würde.]

alle europäischen Sprachen, sogar in die russische die neugriechische und die altböhmische' übersetzt worden sei. Dieser Erfolg ist sicher nicht auf Rechnung der Schulmeisterlichkeiten zu setzen, mit denen der brave Campe - ohne den beabsichtigten Zweck zu erreichen, da wohl niemals ein wirkliches Kind jene Salbadereien ^[3] nicht überschlagen hat - die eigentliche Erzählung verquichte.

Vielmehr hat sich auch hier die unverwüstliche Lebensfülle der ursprünglichen Robinsongeschichte bewährt, wenn schon die in vieler Hinsicht unübertreffliche Darstellung Campe's nicht so gering angeschlagen werden darf, als es von manchem neueren Beurtheiler geschehen ist. Wer über Defoe's Lebensschicksale und die merkwürdige Persönlichkeit dieses hochbegabten Mannes Näheres zu wissen begehrt, den verweise ich auf den betreffenden Abschnitt in Hermann Fettner's „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts“,⁴ eines der erfreulichsten und liebenswürdigsten Erzeugnisse,

³ Langweilige, wichtiguerische Rede“. Zitieren von Quellen im Internet. URL:]
⁴ H. Fettner gibt wie O.L.B. Wolff (Geschichte des Romans) das Jahr 1721 an, und beide bezeichnen die Uebersetzung als erst nach einer französischen angefertigt. Es liegt mir jedoch ein Exemplar jener ersten Uebersetzung vor, welches den Titel führt: „Des Welt-berühmten [sic!] Engelländers Robinson Crusoe Leben und ganz ungemene Begebenheiten u.s.w. Von ihm selbst in Englischer Sprache beschrieben, nunmehr aber um seiner Fürtrefflichkeit willen ins Teutsche übersetzt 2c. Franckfurth [sic!] und Leipzig Anno 1720.

Dagegen heißt es auf dem Titel des zweiten Theils (der, in Leipzig 1721 erschienen, nach Ausstattung, Vorrede und Text offenbar die Fortsetzung eben jenes ersten Theils ist): „Aus dem Englischen und französischen ins Teutsche übersetzt“. Es erscheint hiernach, als ob, abgesehen von der unrichtigen Jahreszahl bei Fettner und Wolff, auch die Angabe, dass die erste deutsche Uebersetzung über Frankreich zu uns gekommen sei, nicht zutrifft und vielmehr erst der zweite Theil diesen Umweg genommen hat.

Gödecke (Grundriss, S. 511), der das Erscheinen beider Theile jener Verdeutschung ins Jahr 1720 versetzt und sie ohne französische Vermittlung geschehen sein lässt, gibt an, dieselbe habe noch 1720 fünf Auflagen erlebt.

welche in neuerer Zeit auf den deutschen Büchermarkt gekommen sind.

Umfassendste Kunde über den Dichter des Robinson ist aus S. Wilsons dreibändigem Werk ‚The Life and Time of de Foe‘, London 1830, zu schöpfen.

Die vorliegende Uebersetzung versuchte Lesbarkeit mit treuem Anschluß an das Original zu vereinigen. Dies Bestreben ist kein leichtes gewesen. Man muß Defoe's Buch nicht nur im Englischen lesen, man muß es selbst aus dem Englischen ins Deutsche übertragen haben, um zu wissen, dass es keine mühelose Aufgabe ist, die eigenthümlichen Satzgeflechte Defoe's, feine kindlich naive, aber oft verzweifelt redselige, breite und weit-schweifige, freilich trotz dieser Eigenschaften beim Lesen unablässig fesselnde Erzählung in ein wirklich deutsches Deutsch umzubilden, ohne die Eigenthümlichkeiten des Urtextes zu verwischen. Daß nur die Uebersetzung des ersten Theils von Defoe's Roman hier gegeben ist, wird bei Wissenden keiner Rechtfertigung bedürfen. Den Unkundigen sei gesagt, dass nur jener Theil den wahren und ächten Robinson enthält, auf welchem allein der unsterbliche Ruhm des Buchs ruht und mit welchem die beiden anderen von Defoe, man möchte sagen leider, der ersten nachgesendeten Abtheilungen einen Vergleich in keiner Weise bestehen können.

Kassel, am 24. Januar 1869. Karl Altmüller

Anhang 2.

Das „N-Wort“. Ein Wikipedia-Artikel.

Neger (über französisch *nègre* und spanisch *negro*, ‚Schwarzer‘, von lateinisch *niger* ‚schwarz‘) ist ein im 17. Jahrhundert in die deutsche Sprache eingeführter Begriff, der auf eine dunkle Hautfarbe der damit bezeichneten Menschen hinweist. Das Wort fand zunächst nur begrenzt Verwendung; mit dem Aufkommen der eng mit der Geschichte von Kolonialismus, Sklaverei und Rassentrennung verbundenen Rassentheorien und der inzwischen überholten Vorstellung einer ‚negriden Rasse‘ [sic!] bürgerte es sich [sic!] ab dem 18. Jahrhundert [sic!] in der Umgangs-, Literatur- und der Wissenschaftssprache ein.

Das Wort ‚Neger‘ hat sich in Nutzung und Bedeutung der früheren Bezeichnung schwarzer Personen [sic!] vor allem im Verlauf des 20. Jahrhunderts [sic!] gewandelt und verschwand mehr und mehr aus der Alltagssprache. Es gilt als abwertende, rassistisch diskriminierende Bezeichnung und wird als Schimpfwort gebraucht. Der Begriff wird wegen seiner negativen Wertungen gelegentlich durch den Vermeidungsbegriff ‚**N-Wort**‘ ersetzt.

[..., Auslassung durch d. Verf.]

Etymologie

Herkunft

Nach dem Etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache hat das Wort *Neger* die Ausgangsbedeutung ‚Schwarzer‘^(...) (wie sie etwa 1879 von Wilhelm Busch^(...) synonym verwendet wurde und wie sie auch der Duden von 1929 noch angab^(...)) und ist ein Lehnwort nach dem französischen *nègre*, das wiederum vom spanischen *negro*, der Nachfolgeform des lateinischen *niger* (‚schwarz‘), abgeleitet ist.^(...)

Die Bezeichnung wurde erstmals im 16. Jahrhundert während des spanischen und portugiesischen Sklavenhandels für Menschen verwendet, vornehmlich für afrikanische Versklavte, [sic!] und bezog sich auf deren Hautfarbe.^(...)

‚(V)or [textinterne Einfügung, Anm. d. Verf] dem Hintergrund von Kolonialismus und neuzeitlicher Sklaverei‘ entstand [sic!] laut dem Soziologen Wulf D. Hund [sic!] die Stereotypisierung von Menschen in Menschenrassen, indem ‚nebensächliche körperliche Eigenschaften in eine politische Frage verwandelt worden‘ seien.^(...)

Der analoge Begriff in der deutschen Sprache fand in Texten des 17. Jahrhunderts begrenzt Verwendung^(...) und bürgerte sich im 18. Jahrhundert [sic!] gleichzeitig mit der Etablierung von Rassentheorien [sic!] ein.^(...)

Der negative Sprachgebrauchswert des Begriffs wird auch im *Etymologischen Wörterbuch des Deutschen* aufgegriffen: Die deutsche Bezeichnung *Neger*, so Sabine Wierlemann, tradiere die Konnotationen der verschiedenen Entlehnungsstufen vom Lateinischen über das Spanische oder Portugiesische und das Französische. Im aktuellen Sprachgebrauch erhalte die Bezeichnung ihren diskriminierenden Charakter aus den etymologischen Wurzeln, denn das spanische und portugiesische ‚negro‘ sei eine ‚abschätzige (...), [textinterne Auslassung, Anm. d. Verf.] Bezeichnung für die als Skklaven gehandelten Eingeborenen Afrikas‘ gewesen. (...)

Die teilweise von dem Begriff *Neger* abgelöste Bezeichnung Mohr, die bereits im 16. Jahrhundert eingebürgert war, (...) macht laut einer Deutung ihrem Ursprung nach ebenfalls eine Aussage über die Hautfarbe (siehe dazu ausführlicher in Sprachgeschichte des Wortes *Mohr*).

Ebenfalls über die Hautfarbe bestimmt sich der früher für dunkelhäutige Afrikaner gebräuchliche Begriff Äthiopier, (...) der über lateinische Vermittlung vom griechischen Αἰθίοψ *Aithiops* (‚Brandgesicht‘) kommt. Die Bezeichnung als ‚Brandgesicht‘ bezieht sich auf den Mythos von Phaethon. (...)

Bis sich ab den 1970er Jahren im deutschsprachigen Raum das englische Wort Aborigines durchsetzte, hießen die australischen Ureinwohner hierzulande Australneger. (...)

Semantik

Das lateinische Adjektiv *niger* [sic!] mit der Bedeutung *schwarz* [sic!] wurde bei der Übertragung in andere Sprachen substantiviert. Auf Menschen bezogen, enthält es somit das Denotat ‚Mensch mit schwarzer Hautfarbe‘. (...)

Bereits mit der Verwendung im Portugiesischen und Spanischen im 16. Jahrhundert [sic!] wurde die Bezeichnung ‚negro‘ mit dem Wort *Sklave* konnotiert und im Weiteren mit anatomisch-ästhetischen (hässlich), sozialen (wild, ohne Kultur), sexuellen (abnorm) und psychologischen (kindlich) Vorstellungen verknüpft. (...)

Die Übernahme des Begriffs in das Französische als ‚nègre‘ im 16. Jahrhundert beinhaltete die Nebenbedeutungen und stand damit im Gegensatz zu dem direkt aus dem Lateinischen abgeleiteten *noir* für *schwarz*. (...)

Mit gleicher Gewichtung wurde das Wort als ‚Neger‘ im 17. Jahrhundert in die deutsche Sprache übertragen, die Konnotation war von vornherein und dauerhaft inbegriffen, (...) wurde jedoch bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts von den meisten Europäern nicht problematisiert. Erst mit dem Ende des Kolonialismus nach dem Zweiten Weltkrieg, mehr noch mit der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung und der Überwindung von Rassentheorien [sic!] wurde die rassistische Konnotation des Begriffs anerkannt.

Bedeutungsgeschichte

In der Klassifikation des Tierreichs teilte Carl von Linné im Jahre 1735 [sic!] in der 1. Auflage seiner Systema Naturae [sic!] die Gattung Homo in die vier Varietäten Homo europaeus albescens (europäischer erbleichender Mensch), *Homo americanus rubescens* (amerikanischer errötender Mensch), *Homo asiaticus fuscus* (asiatischer dunkler Mensch) und *Homo africanus niger* (afrikanischer schwarzer Mensch) ein. (...)

Menschen wurden damit [sic!] auf Grundlage des Merkmals Hautfarbe [sic!] zu unterschiedlichen biologischen und anthropologischen Einheiten in einem wissenschaftlichen Ordnungsprinzip, auch wenn bei dieser Annahme nur bedingt auf dieses Merkmal zurückgegriffen werden konnte, denn die Wahrnehmung natürlicher Unterschiede entsprach nicht den Abstrakta eines ‚Weiß‘, ‚Rot‘, ‚Gelb‘ oder ‚Schwarz‘ der Hautfarbe. (...)

So nahm sowohl die Anthropologie, unter anderem durch Johann Friedrich Blumenbach, wie die Philosophie des 18. und 19. Jahrhunderts [sic!] eine Erweiterung zur Rassentheorie vor. In einem Konglomerat aus biologistischen und ästhetischen Wertungen wurde das rassistische Stereotyp des ‚Negers‘ geschaffen, der beispielsweise nach Immanuel Kant als ‚stark, fleischig, gelenk, ... faul, weichlich und tändelnd‘ (...) [sic!] oder nach dem Popularphilosophen Christoph Meiners [sic!] lediglich als ‚Halbmensch‘ anzusehen sei. (...)

Einher gingen diese Konstruktion einer Rasse und die Etablierung des Begriffs ‚Neger‘ mit dem großen politischen und wirtschaftlichen Faktor des transatlantischen Sklavenhandels. Wulf D. Hund führt dazu aus: ‚Tatsächlich konstruieren die Europäer, während sie einen ganzen Kontinent zum Sklavenreservoir ihrer kolonialen Expansion machen, gleichzeitig die Rasse des Africanus niger. Dabei wird in einem langwierigen und keineswegs gradlinigen Prozess [sic!] ein im Verlauf des 16. und 17. Jahrhunderts zusehends negativ gekennzeichnetes Mohrenbild [sic!] mit der im 18. Jahrhundert entwickelten Ordnungskategorie Rasse [sic!] zum Begriff des Negers verschmolzen.‘ (...)

Lexeme

In der weiteren Entwicklung hat der Begriff [sic!] laut der Afrikawissenschaftlerin Susan Arndt, als sprachliche Schöpfung von Sklaverei und Kolonialismus (...) [textinterne Auslassung, Anm. d. Verf.] die Ideologeme, Denkmuster und Hierarchien dieser Zeit‘ beibehalten. (...)

Der Begriff ‚Neger‘ als Lexem wurde [sic!] hinsichtlich äußerlicher Merkmale und der geographischen Verbreitung [sic!] verschieden umgrenzt und war niemals eindeutig. Die Bedeutung wandelte sich über die Zeit.

‚Neger ist der gemeinsame Name der durch schwarze Färbung der samtartig [sic!] weichen, fettig anzufühlenden Haut, schwarzes, wolliges

Haar, platten Schädel, vorstehende Backenknochen und aufgeworfene Lippen ausgezeichneten Bevölkerung des mittlern [sic!] und nordwestl. Afrika [sic!], welche den wesentlichsten Theil [sic!] der äthiopischen Menschenrace [sic!] (s. Mensch) ausmacht.'

- *Brockhaus Bilder-Conversations-Lexikon*. 1839 (...)

Während der Brockhaus von 1839 die als ‚Neger‘ Bezeichneten in der mittel- und nordwestafrikanischen Bevölkerung [sic!] sowie in Ostindien und auf Südseeinseln sieht, gibt Meyers Konversations-Lexikon von 1888 auch abweichende wissenschaftliche Meinungen wieder, welche Völker unter diesen Begriff zu zählen seien:

‚Neger: (franz. nègre, v. lat. niger, schwarz, Nigritier), die ausgeprägte Rasse Afrikas, welche diesen Kontinent, vom Südrand der Sahara angefangen, bis zu dem Gebiet der Hottentoten [sic!] und Buschmänner auf der südlichen Halbkugel und vom Atlantischen bis zum Indischen Ozean bewohnt, so daß [sic!] nur der südwestliche Teil Afrikas und der Norden von andern [sic!] Rassen (Khoi-Khoin, Hamiten, Semiten) eingenommen werden. (...) [textinterne Auslassung, Anm. d. Verf.]

Waitz schließt von den eigentlichen ‚Negern‘ Berber, Kopten, Abessinier, Galla, Nubier, Hottentoten, Kaffern, Congovölker und Malgaschen, Schweinfurth auch die Bongo aus, und Fr. Müller will zu den ‚Negern‘ nur die Völker des westlichen und mittlern

[sic!] Afrika gerechnet wissen, welche zwischen der Sahara und dem Äquator wohnen. Andre [sic!] haben neuerdings wiederum versucht, auch die hellfarbigen Nordafrikaner (Hamiten) mit ihnen zu vereinigen, da zahlreiche Übergänge zwischen ihnen und den eigentlichen ‚Negern‘ vorhanden sind. (...) [textinterne Auslassung, Anm. d. Verf.]

- Meyers Konversations-Lexikon. 1888 (...)

Im *Deutschen Kolonial-Lexikon* von 1920 benennt der Hamburger Völkerkundler Georg Thilenius die Probleme der Unterteilung der ‚Rasse‘:

‚Neger. Die dunkelhäutige Rasse, die Afrika bewohnt, ist, abgesehen von der Hautfarbe, durch Langköpfigkeit, Prognathie, krauses Kopfhaar gekennzeichnet. Im einzelnen ergeben sich Unterschiede nach Gebieten, doch ist es nicht möglich gewesen, fest begrenzte Unterabteilungen der N. zu definieren oder den beiden Sprachgruppen, den Sudansprachen (s. d.) und Bantusprachen (s. d.) entsprechende anthropologische aufzustellen. (...) [textinterne Auslassung, Anm. d. Verf.]‘

- *Deutsches Kolonial-Lexikon*. 1920 (...)

‚Neger 1) N., ältere Bezeichnung ‚Mohren, Nigritier, Äthiopier‘(...) [textinterne Auslassung, Anm. d. Verf.] einheitl. Menschenrasse in Afrika [sic!] südl. von der Sahara bis zum Kapland (...) [textinterne Auslassung, Anm. d. Verf.] [sic!] dunkle Hautfarbe, vom tiefsten Braunschwarz sich abstuft [sic!] bis

zum Graubraun, Schokoladebraun und rötlichem Braun, wolliger Haarwuchs. Diese Verschiedenheit beruht zumeist auf Mischung mit den anderen Rasselementen Afrikas (...) [textinterne Auslassung, Anm. d. Verf.]’

- Der Große Brockhaus. 1934 (...)

Während der Zeit des Nationalsozialismus wurden in der 12. Dudenaufgabe von 1941 [sic!] der *nationalsozialistischen Rassenlehre* entsprechend [sic!] die Lemmata ‚negrid‘, ‚Negride‘ und ‚Negroide‘ aufgenommen und mit dem Wort ‚Neger‘ als *negrider Zweig der Menschenrassen* verknüpft. Bis zur 15. Duden-Neuaufgabe 1961 blieben die Einträge unverändert. (...)

Ab Mitte der 1970er Jahre fanden sich in deutschen Wörterbüchern, zunächst vereinzelt, Hinweise auf eine abwertende oder diskriminierende Konnotation des Begriffs.

Während das dtv-Lexikon weiterhin einen ‚negriden Rassenkreis‘ beschrieb, wurde im *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache* von 1975 eine Unterscheidung zwischen Afroamerikanern (vergleiche auch Afrokanadier) und Afrikanern vorgenommen: Als Bezeichnung für Afrikaner wird hier der Begriff *Neger* als ‚veraltend‘ und ‚heute oft abwertend‘ beschrieben; als Eintrag für Afroamerikaner fehlt eine solche Markierung jedoch. (...)

‚Neger (aus span. ‚Schwarzer‘), im gewöhnlichen Sprachgebrauch die dunkelhäutigen Bewohner Afrikas [sic!] südl. der Sahara bis zum Kapland [sic!] sowie die Nachkommen der nach Nordafrika, Arabien und bes. nach Westindien, Nord- und Südamerika verschleppten Sklaven. Die N. bilden die kennzeichnendsten Gruppen des negriden Rassenkreises (-> Negride). -> afrikanische Sprachen.‘

- *dtv-Lexikon*. 1975 (...)

‚Neger, dunkelhäutiger Mensch mit sehr krausem schwarzen Haar a) Nachkomme der nach Amerika verschleppten Bewohner Afrikas: der Kampf der N. in den USA um ihre Gleichberechtigung b) veraltend/ heute oft abwertend/ Bewohner großer Teile Afrikas: Togo, ein unabhängiger Nationalstaat der N. an der Guineaküste (...) [textinterne Auslassung, Anm. d. Verf.]‘

- *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*. 1975 (...)

‚Neger, die der negriden Rasse zugehörigen Bewohner Afrikas, heute [sic!] wegen der damit oft verbundenen abwertenden Bed. [sic!] als Afrikaner od. Schwarze bezeichnet.‘

- *Duden. Lexikon von A bis Z*. 1984 (...)

Im Duden von 1999 wurde ‚Neger‘ erstmals markiert als ‚wird heute meist als abwertend empfunden‘, und in den Wörterbüchern des Dudenverlags

ab 2004 werden in den Vorwörtern *Gebrauchshinweise zu brisanten Wörtern* ebenso vorangestellt, so wird der Begriff im Synonymwörterbuch als *nicht mehr erwünschte Personenbezeichnungen* und im Rechtschreibduden als *diskriminierend* gekennzeichnet. (...)

„Neger – Viele Menschen empfinden die Bezeichnungen Neger, Negerin heute als diskriminierend. Alternative Bezeichnungen sind Schwarzafrikaner, Schwarzafrikanerin oder auch Afroamerikaner, Afroamerikanerin, Afrodeutscher, Afrodeutsche; in bestimmten Kontexten auch Schwarzer, Schwarze. Vermieden werden sollten auch Zusammensetzungen mit Neger [sic!] wie Negerkuss, stattdessen verwendet man besser Schokokuss.“

- *Duden – Die deutsche Rechtschreibung*. 2006 (...)

In der Online-Dudenausgabe des Jahres 2019 wird das Wort als ‚stark diskriminierende Bezeichnung für eine Person von dunkler Hautfarbe‘ beschrieben, gefolgt von folgendem Hinweis:

„Die Bezeichnung Neger gilt im öffentlichen Sprachgebrauch als stark diskriminierend und wird deshalb vermieden. Als alternative Bezeichnungen fungieren Farbiger, Farbige sowie Schwarzer, Schwarze; letztere Bezeichnung ist z. B. in Berichten über Südafrika vermehrt anzutreffen, wohl um eindeutiger auf die schwarze Bevölkerung (etwa im Unterschied zu Indern) Bezug nehmen zu können. In Deutschland lebende Menschen mit dunkler Haut-

farbe wählen häufig die Eigenbezeichnung Afrodeutscher, Afrodeutsche, die zunehmend in Gebrauch kommt.'

- Duden online. (...)

Vorkommen in anderen Sprachen

Englischer Sprachraum

Der im Englischen verwendete Begriff *Negro* hat eine andere Herkunftsgeschichte [sic!] als der deutsche Begriff. Er wurde für Personen schwarzen Aussehens [sic!] bis zum Wechsel der in den Verinigten Staaten amtlichen Klassifikationen von Rasse und Ethnizität in den 1960er Jahren [sic!] beibehalten.

Dabei wurde auch die zuvor gebräuchliche Einteilung in Negride, Europide und Mongolide aufgegeben. Der Gebrauch [sic!] auch als Eigenbezeichnung [sic!] war bis zur amerikanischen Bürgerrechtsbewegung, zum Beispiel bei Martin Luther King, weit verbreitet. Versuche, den Begriff positiv zu besetzen, wurden später zugunsten des heute weiter verbreiteten *Black* (schwarz) oder *Afro* aufgegeben. Diese Begriffe unterlagen teilweise einer Euphemismus-Tretmühle und waren selbst auch zuvor negativ oder rassistisch besetzt oder benutzt worden.

Obwohl ‚Negro‘ [sic!] wie ‚Neger‘ [sic!] nach den 1960er Jahren zunehmend als Ethnophaulismus

angesehen wird, gibt es in den USA einzelne Institutionen mit diesem Wort in ihrer Bezeichnung. Ein Beispiel ist der United Negro College Fund als wichtiger Stipendienggeber für schwarze Studenten.

Zusätzlich wird einzelner segregierter Institutionen [sic!] wie der Negro Leagues (Baseball) [sic!] auch bewusst unter diesem Namen gedacht. In den USA findet zudem amtlicherseits eine Klassifikation nach der Selbstidentifikation (...) mit einer race statt, was in Deutschland aufgrund des Grundrechts auf Gleichheit (Art. 3 III GG) nicht möglich wäre. (...)

Der Begriff Negro blieb [sic!] dem United States Census Bureau zufolge [sic!] auch bei der Volkszählung 2010 [sic!] neben ‚Black‘ und ‚African-American‘ [sic!] in Gebrauch, da sich ältere Bürger immer noch damit identifizieren würden. (...)

Als rassistisch und äußerst abwertend [sic!] gilt die etymologisch verwandte Bezeichnung Nigger. Umstritten ist der Magical Negro, eine wiederkehrende Figur in US-amerikanischen Büchern und Filmen.

Französisch

Aus dem Französischen wurde der abgeleitete Begriff Négritude ins Deutsche aufgenommen. Der Dichter und Politiker Aimé Césaire (...) begann damit eine frankophon geprägte [sic!] literarisch-philosophische und politische Strömung, die für eine kulturelle Selbstbehauptung aller Menschen Afrikas und ihrer afrikanischen Herkunft eintritt. Durch Léo-

pold Sédar Senghor und dessen Freundschaft mit Janheinz Jahn [sic!] wurde die moderne afrikanische Literatur in Deutschland bekannt; (westdeutsche) Vorstellungen wurden entscheidend modernisiert und Vorurteile gegenüber Afrikanern abgebaut.

Rückgang der Verwendung

Sprachgebrauch, Wörterbucheinträge, Schreibungen

In den 1980er Jahren versuchten Mitglieder der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung, der Diskriminierung von Minderheiten [sic!] mit Hilfe eines Sprachgebrauchs [sic!] entgegenzuwirken, den sie selber als ‚nicht wertend‘ und ‚neutral‘ empfanden. Später identifizierten Sprachwissenschaftler im deutschsprachigen Raum ‚Neger‘ als wertende Bezeichnung.

Die Pejorativität wurde schließlich in Wörterbüchern explizit dargestellt. Ulrike Kramer schloss aus der Betrachtung von Wörterbucheinträgen, dass gesagt werden könne, ‚daß [sic!] sich Neger in seiner Wortgeschichte vom ursprünglichen Extrem einer wertfreien Bedeutung weg- und in die Richtung eines anderen Extrems, nämlich eines Schimpfwortes, hinbewegt‘ habe. (...)

Ulrich Ammon, der das Variantenwörterbuch des Deutschen herausgab, bekräftigte 2018: ‚Dass

‚Neger‘ ein Schimpfwort ist, dürfte allen klar sein’.
(...)

Auch der österreichische Sprachwissenschaftler Manfred Glauning befand, dass es sich bei *Neger* ‚tatsächlich um ein Schimpfwort handelt und dass die überkommenen Rassistheorien nicht haltbar sind.‘ (...)

In ihrer Dissertation zu ‚Political Correctness in den USA und in Deutschland‘ behandelte Sabine Wierlemann 2001 den ‚negativen Sprachgebrauchswert der Bezeichnung‘ in Deutschland und kommt zu dem Schluss, ‚dass der Ausdruck «Neger» heute als explizite Diffamierungsvokabel fungiert und im öffentlichen Sprachgebrauch [sic!] außer bei Rechtsextremen [sic!] vermieden wird‘. (...)

Die Literaturwissenschaftlerin Susan Arndt und die Sprachwissenschaftlerin Antje Hornscheidt bezeichneten 2004 das Argument, früher sei das Wort nicht diskriminierend gewesen, als eine ‚Verkennung sprachgeschichtlicher Kontexte und kolonialistischer Begriffs- und Konventionalisierungsgeschichte‘, (...) denn wie ein Wort individuell und persönlich gemeint ist, sei ‚schlichtweg irrelevant‘. (...)

Sonja Steffek schrieb im Jahr 2000, die Bezeichnung ‚Neger‘ werde von den so Bezeichneten strikt abgelehnt. (...) (...) Grada Kilomba sieht die Verwendung des Wortes als ‚mise-en-scène‘, wo Weiße zu symbolischen HerrscherInnen und Schwarze [sic!] durch Demütigung, Verletzung und Ausgrenzung [sic!] zu figurativen Sklaven degradiert wer-

den'. Mit dem Begriff beschimpft zu werden, stelle für Betroffene eine Form des Traumas dar. (...)

Der Ausdruck ‚Neger‘ wurde seit den 1970er Jahren in der Bundesrepublik Deutschland und seit den 1980er Jahren in der DDR (möglicherweise beeinflusst von der Bürgerrechtsbewegung in den USA) [sic!] von einigen Seiten als abwertend bezeichnet. (...)

Der Begriff habe, so ein Buch von 2001, eine rassistische Konnotation, stelle eine Stereotypisierung durch biologische Einteilungen dar und diene der Pseudolegitimation des Konstruktes ‚Rasse‘. (...)

Der Germanist Theodor Ickler sah die herabsetzende Wertung des Ausdrucks in der geschichtlichen Entwicklung begründet und verweist überdies auf einen Einfluss ‚eine(r) [textinterne Einfügung, Anm. d. Verf.] übermächtige(n) [textinterne Einfügung, Anm. d. Verf.] ausländische(n) [textinterne Einfügung, Anm. d. Verf.] Diskussion (...) [textinterne Auslassung, Anm. d. Verf.]‘, die eine Eigenentwicklung für das Deutsche praktisch ausschließt. (...)

In deutschen Wörterbüchern verbreitete sich ab Mitte der 1970er Jahre der Ratschlag, man solle den Begriff [sic!] sowie seine Komposita [sic!] vermeiden. Gebräuchlich waren etwa die Ausdrücke ‚Negermusik‘ [sic!] als abwertender Begriff für die von Afroamerikanern geprägten Musikstile, ‚Negergeld‘ als Süßigkeit und zuvor Sammelbezeichnung für afrikanische und teils asiatische Zahlungsmittel oder ‚Nickneger‘ [sic!] als Missionsspardose.

Noch 1978 schrieb die Redaktion des Nachrichtenmagazins Der Spiegel [sic!] in einem Artikel über Latinos in den USA [sic!] von der ‚einstigen Masseneinfuhr afrikanischer Neger‘ [sic!] und dass ‚die Minderheit der Latinos die US-Neger an Zahl übertroffen‘ hätten. (...)

Laut Arndt/ Hornscheidt fand das Wort im deutschen Sprachraum [sic!] wegen fehlender öffentlicher Auseinandersetzung mit dem Begriff [sic!] zuweilen noch unkritische Verwendung; wobei sie sich auf eine einzelne Veröffentlichung aus dem Jahr 2002 beziehen. (...)

Im Sinne einer kritischen Verwendung [sic!] wird der Begriff gelegentlich in einer Schreibweise verwendet, die die Bezeichnung nicht als Ganzes wiedergibt, beispielsweise als ‚N-Wort‘. (...)

Matthias Dell beschreibt diese Praxis als ‚den Versuch, einen performativen Widerspruch aufzulösen oder zumindest zu markieren, dass man sich diesen bewusst gemacht hat.‘ Nur vor diesem Hintergrund sei die Entstehung eines Vermeidungsbegriffs [sic!] wie ‚N-Wort‘ [sic!] zu verstehen. (...)

Im Jahr 2021 nahm die Redaktion des Duden den Ausdruck ‚N-Wort‘ in das Nachschlagewerk auf. (...)

Die Bezeichnung ‚Schwarze‘, die [sic!] entsprechend dem englischen Black als Eigenbezeichnung verbreitet ist, ist [sic!] laut Poenicke [sic!] anders konnotiert. Sie beziehe sich semantisch nicht auf

die Hautfarbe, sondern beinhalte eine kulturelle und soziale Identität (siehe Theorie der sozialen Identität), mit der der Kontext aufgegriffen werde, in dem [sic!] Menschen durch Rassismus und Sozialisation zu Schwarzen gemacht wurden. (...)

Kontroverse um die Verwendung in Literatur und Produktnamen

Auch im Umgang mit dem Begriff in Kinderliedern und -büchern und von Süßigkeiten für Kinder [sic!] sowie in der Verwendung der Bezeichnungen *Negerlein* oder *Negerkind* [sic!] zeigt sich der veränderte Umgang der Öffentlichkeit mit dem Wort.

Das Zählreim-Lied *Zehn kleine Negerlein*, 1869 als *Ten Little Niggers* in den USA erstveröffentlicht und ab 1885 in Deutschland erschienen, gilt in der Gegenwart als ‚eines der berühmtesten und umstrittensten Kinderbücher der Welt.‘ (...)

Bis Anfang der 1990er Jahre vermarktete die Dr. Oetker GmbH noch die Eissorte ‚Negerlein‘, ein mit Schokolade überzogenes Vanilleeis. Ebenso in den 1990er Jahren verschwanden die Warenbezeichnungen ‚Negerkuss‘ für Schokokuss und Negergeld für die Lakritztaler der Firma Haribo.

2013 kam die Frage auf, ob man den Begriff ‚Neger‘ in literarischen Texten (insbesondere Kinderbuchklassikern von Otfried Preußler, Erich Kästner und in deutschen Übersetzungen der Bücher von Astrid Lindgren) durch andere Begriffe ersetzen

solle. Anlass war die Entscheidung des Thiennemann-Esslinger Verlags, diskriminierende Wörter in Preußlers Buch Die kleine Hexe zu ersetzen. (...)

Die Verlagsgruppe Oetinger hatte bereits [sic!] wenige Jahre zuvor in Pippi Langstrumpf [sic!] ‚Negerkönig‘ als Bezeichnung ihres Vaters als ‚König der Neger‘ in Taka-Tuka-Land [sic!] durch ‚Südseekönig‘ ersetzt. (...)

Auch der schwedische Fernsehsender SVT schnitt das Wort (im schwedischen Original Pippi Långstrump: ‚negerkung‘) aus den Filmen, nachdem das Unternehmen Saltkrokan, das die Rechte an den Werken von Lindgren hält, sich einverstanden erklärt hatte. (...)

Der Österreichische Presserat bewertete 2014 die Verwendung des Begriffs ‚Negerkinder‘ [sic!] in einem Zeitschriftenkommentar [sic!] als Verstoß gegen den Ehrenkodex und verneinte einen satirischen Kontext. Der Begriff ‚Neger‘, obwohl er in der Vergangenheit als unbedenklich gegolten haben möge, besitze inzwischen eine diskriminierende Bedeutung. (...)(...)

In Bayern und Österreich wird ein Biermischgetränk mit Cola als ‚Neger‘ bezeichnet und in gastronomischen Betrieben unter dem Namen verkauft. Der Name wurde wiederholt kritisiert. (...)(...)

Parlamentarische Debatte

Im Oktober 2018 benutzte der Vorsitzende der AfD-Fraktion im Landtag Mecklenburg-Vorpommern Nikolaus Kramer das Wort in mehreren Zwischenrufen und bekannte sich in einem Redebeitrag explizit dazu: Er lasse sich ‚nicht vorschreiben (...) *[textinterne Auslassung, Anm. d. Verf.]*, was hier Schimpfwort sei oder was nicht‘. (...)

Daraufhin erhielt er im November 2018 nachträglich einen Ordnungsruf, der der gerichtlichen Überprüfung nicht standhielt. Das Landesverfassungsgericht Mecklenburg-Vorpommern urteilte am 19. Dezember 2019, die bloße Verwendung des Wortes dürfe nicht pauschal als Verletzung der Würde des Hauses geahndet werden. Ob es abwertend gemeint sei, könne ‚nur aus dem Zusammenhang beurteilt werden‘.

Dies sei etwa nicht der Fall, wenn es ironisch oder zitierend verwendet würde, oder wenn ‚über das Wort und seine Verwendbarkeit‘ gesprochen werde, wie es Kramer in seinem Redebeitrag getan habe. (...) Das Urteil führte zu Empörung und zum Start einer Petition auf change.org; in Hamburg wurde eine Protestdemonstration organisiert. (...)

Bibliografische Angaben für „Neger“.	
Seitentitel:	Neger
Herausgeber:	Wikipedia - Die freie Enzyklopädie
Autor(en):	Wikipedia-Autoren, siehe Versionsgeschichte
Datum der letzten Bearbeitung:	29. November 2022, 17:15 UTC
Versions-ID der Seite:	228415798
Permanentlink:	https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Neger&oldid=228415798
Datum des Abrufs:	06. Januar 2023, 08:53 UTC
Unterstreichungen:	Sind im Originaltext blau markiert, um Verlinkungen anzuzeigen. Diese Verlinkungen wurden ausgelassen.
Textinterne Fußnoten:	Werden ausgelassen und durch drei hochgestellte Punkte in runder Klammer als Auslassung gekennzeichnet: (...) Die sonst übliche eckige Klammer zur Kennzeichnung externer Veränderungen, wurde hier durch eine runde Klammern ersetzt, da sich im Originaltext bereits eckige Klammern befinden.

Anhang 3. Mohr. Ein Wikipedia-Artikel.

Mohr ist eine veraltete deutschsprachige Bezeichnung für Menschen mit dunkler Hautfarbe. Historisch (alt- und mittelhochdeutsch) bezeichnete der Begriff zunächst die Mauren als Bewohner des antiken und mittelalterlichen Nordafrikas; bereits im Mittelalter aber auch schon verallgemeinernd [sic!] Menschen mit dunkler Hautfarbe, ab dem 16. Jahrhundert zunehmend in dieser erweiterten Bedeutung. (...) Das Wort wird nur noch selten verwendet, und wenn, dann im historischen oder literarischen Zusammenhang oder als Teil von Bezeichnungen, zum Beispiel als Wappenfigur in der Heraldik.

Die Bezeichnung und das Bild des ‚Mohren‘ fanden außerdem Eingang in zahlreiche Folgebezeichnungen, zum Beispiel im Bereich der Fauna und Flora. Bildliche Darstellungen des Mohren dienten als Unternehmenslogo und in der Werbung für bestimmte Produkte, aber auch im Rahmen unterschiedlicher Bräuche. Im 21. Jahrhundert haben mehrere Unternehmen ihre Figuren verändert.

Seit etwa 1960 [sic!] wird auf die Zwiespältigkeit des Wortes zwischen historischer Entwicklung und Verwendung als stereotype Bezeichnung hingewiesen, die eine bestimmte Vorstellung von einem Schwarzen wecke, was zu Diskussionen um dessen rassistisch diskriminierenden Charakter führte. (...)

[Auslassung einer Abbildung mit ihrem Untertext, Anm. d. Hg.]

Sprachgeschichte

Das Wort ist im Althochdeutschen des 8. Jahrhunderts in der Form „*mōr*“ belegt, im Mittelhochdeutschen als „*mōr*“ oder „*mōre*“. Es bezeichnete zunächst einen ‚Bewohner Mauretaniens (Marokkos), Äthiopiens‘, dann auch einen Menschen mit dunkler Hautfarbe, und ist eine Entlehnung aus lateinisch „*Maurus*“, ‚Bewohner der nordafrikanischen Provinz Mauretaniens, Maure, Nordwestafrikaner‘. (...)

[Auslassung einer Abbildung mit ihrem Untertext, Anm. d. Hg.]

Die lateinische Bezeichnung „*Maurus*“ ‚Maure‘ wiederum geht auf altgriechisch „*Μαῦρος*“ „*Mauros*“, ‚Bewohner Mauretaniens‘, zurück; das antike Königreich hat mit dem heutigen [sic!] westafrikanischen Staat Mauretaniens nichts gemein. Das Ausgangswort ist umstritten. Es wird einerseits auf eine Entlehnung aus dem Phönizischen oder aus einer Berbersprache zurückgeführt, andererseits auf griechisch „*μαυρός*“ „*mauros*“ ‚braun, schwarz‘.

Dem könnte „*ἀμαυρός*“ „*amauros*“ ‚dunkel, undeutlich, schwer zu sehen; blind, hilflos‘ zugrunde liegen. Dies kann aber auch eine Sekundärbildung zur ethnischen Bezeichnung sein, (...) denn Wort und Bedeutung sind erst in späterem Griechisch nachgewiesen. (...)

Sowohl das einfache „*mōr*“ [sic!] als auch „*helle-mōr*“ (‚Höllensmohr‘) wurden als Synonym für den Teufel verwendet, den man sich damals mit schwarzer Hautfarbe vorstellte. So dichtete Walther

von der Vogelweide im 13. Jahrhundert: ‚Nun lehret ihn sein schwarzes Buch, das ihm der Hölle Mohr gegeben hat, und aus ihm lesen sie nun vor.‘

Im Mittelhochdeutschen wurde außerdem zwischen „*swarzer „mōr“* (‚Maure mit dunkler Hautfarbe‘) und „*mōr“* (‚Maure‘) unterschieden. Ab dem 16. Jahrhundert galt ‚Mohr‘ ausschließlich als Synonym für einen Menschen mit dunkler Hautfarbe, während der „Maure“ fortan als solcher bezeichnet wurde.

Englisch „*moor*“,
italienisch und spanisch „*moro*“ [sic!]
sowie französisch „*maure*“

bewahrten dagegen die ethnische oder geographische Zuschreibung.

Als im 18. Jahrhundert der Ausdruck ‚Mohr‘ zunehmend durch ‚Neger‘ ersetzt wurde, entwickelte sich [sic!] laut Susan Arndt [sic!] ein Gegensatz vom *edlen Mohren* einer noch vorkolonialen Vorstellungswelt und dem kolonialen *primitiven Neger*.

Rassentheoretische Versuche, zwischen schwarzafrikanischen ‚Negern‘ und ‚weißafrikanischen‘ ‚Mohren‘ zu differenzieren oder Völker Afrikas [sic!] mithilfe der Hamitentheorie zu kategorisieren, sind veraltet. Die Bezeichnung ‚Mohr‘ [sic!] für einen Menschen dunkler Hautfarbe [sic!] wird heute nur noch historisch verwendet.

Die Bezeichnung ‚Mohr‘ wird heute als rassistisch diskriminierender Ausdruck verstanden. Laut

beispielsweise der Kulturwissenschaftlerin Susan Arndt [sic!] der sei vor diesem Hintergrund zu überdenken, ob diesem Begriff als Bezeichnung für Straßen oder Apotheken weiterhin ein ‚terminologisches Denkmal gesetzt‘ werden solle. (...)

Bedeutung in anderen Sprachen

[Auslassung einer Abbildung mit ihrem Untertext, Anm. d. Hg.]

Dänisch und schwedisch „*morian*“, und das davon abstammende finnische „*murjaani*“, sowie polnisch „*murzyn*“ haben ein ähnliches Bedeutungsspektrum wie Mohr.

Im Französischen wird sowohl „*le more*“ [sic!] als auch „*le maure*“ (ebenso „*Lemaure*“) in der Regel als ‚der Maure‘ verstanden. In den aktuellen Wörterbüchern gilt die Schreibweise mit „o“ daher lediglich als orthographische Variante. (...)

Die Sarden nennen die vier ‚Mohren‘ auf ihrem Wappen und auf ihrer Fahne [sic!] *Sos Bator Moros*, wobei Moru mit ‚Braun-, bzw. ‚Dunkelhäutiger‘ zu übersetzen ist. (...)

Die Korsen sprechen entsprechend von „*u Moru*“. Beides ist im Deutschen eher mit ‚der Maure‘ zu übersetzen als mit ‚der Mohr‘.

Im Italienischen bedeutet „*il moro*“ zunächst der Mohr [sic!] im Sinne von ‚der Dunkle‘ (siehe Ludovico Sforza) oder ‚Schwarzbraune‘, (...) [sic!] nicht

aber ‚der Schwarze‘ („*il nero*“). Es ist eine Bezeichnung, die eher auf die dunkelhäutigen Mauren als auf Schwarzafrikaner bezogen wird.

Im Spanischen ist „*el moro*“ ebenfalls nicht der „Mohr“, sondern historisch eine Bezeichnung für die arabisch-muslimischen Mauren, die Spanien zwischenzeitlich erobert hatten. (...) Heute wird es hauptsächlich als negativ besetztes [sic!] bis diskriminierendes Wort für muslimische Araber allgemein verwendet. In diesem Zusammenhang ist auch der Beiname ‚Matamoros‘ für den heiligen Jakobus den Älteren zu sehen, der in der Übersetzung und Ikonographie [sic!] meist als ‚Maurentöter‘ bzw. ‚Maurenschlächter‘, nur selten als ‚Mohrentöter‘ bzw. ‚Mohrenschlächter‘ wiedergegeben wird.

Auch im Englischen werden mit ‚the Moors‘ die mittelalterlichen muslimischen Einwohner von „al-Andalus“, also der Iberischen Halbinsel, und des Maghreb bezeichnet, deren Kultur „moorish“ genannt wird. (...) Der Mohr als schwarzer Afrikaner ist im Englischen dagegen [sic!] analog zum Mittelhochdeutschen [sic!] the „blackamoor“. (...)

Mohr als Stereotyp

Selten beruhen mitteleuropäische Darstellungen von ‚Mohren‘ auf tatsächlichen Begegnungen, weit eher auf Reisebeschreibungen und überlieferten Darstellungen. Historische Abbildungen von Mohren folgen daher oft einem Stereotyp: dunkle bis schwarze Haut, dicke Lippen, krauses Haar, oft mit

großen Ohrringen oder anderen Attributen ‚wilder Völker‘.

Zahlreiche Wortprägungen, historische Namen, Wappen und Abbildungen [sic!] haben dieses Bild des ‚Mohren‘ bis heute erhalten.

Begegnungen zwischen Europäern [sic!] nördlich der Alpen und Afrikanern [sic!] hatten bis ins 18. Jahrhundert Seltenheitswert. Zwar lebten und kämpften in der Römerzeit auch dunkelhäutige Afrikaner als Soldaten der römischen Armee in Mitteleuropa, doch endete dies mit der Zeit der Völkerwanderungen.

Im Mittelalter und der Frühen Neuzeit sind bildliche Darstellungen von Menschen schwarzer Hautfarbe [sic!] nördlich der Alpen [sic!] daher eine bemerkenswerte Ausnahme, während in den italienischen Staaten [sic!] wie der Republik Venedig [sic!] der Kontakt zu Afrika nie abbrach.

Was für die christliche Komponente im Blick auf den ‚Höllenhöcker‘ und den ‚schwarzen Mann‘ zutrifft, hat sich im Mittelalter durch die veränderte Heiligendarstellung und -verehrung (vor allem Schwarze Madonnen, ein Mohr [sic!] als einer der Heiligen Drei Könige, Hl. Mauritius) und durch die positive Verwendung von Mohren in bischöflichen Wappen (unter anderem Freising, Würzburg) relativiert.

Erst seit der Kolonialzeit [sic!] kamen diese ‚Mohren‘ aus Afrika und Amerika [sic!] auch als Sklaven an die europäischen Höfe. An Fürstenhöfen, aber auch bei reichen Bürgern, war es bis ins 18. Jahrhundert

eine Prestigesache, ‚Hofmohren‘ zu haben, gewöhnlich als Kammerdiener (‚Kammermohren‘) oder soldatisch gekleidete, eher zur Zier dienende Wachen. Viele andere kamen auch zum Militär, meist als Spielleute.

[...]

Schließlich dienten einige als ‚Mohren‘ bezeichnete Menschen als Ausstellungsattraktionen auf Jahrmärkten, Wandermenagerien, später in speziellen Völkerschauen (beispielsweise im zoologischen Garten der Firma Hagenbeck).

Die Blütezeit der Völkerschauen war in Europa zwischen 1870 und 1940.

Bibliografische Angaben für „Mohr“.	
Seitentitel:	Mohr
Herausgeber:	Wikipedia - Die freie Enzyklopädie
Autor(en):	Wikipedia-Autoren, siehe Versionsgeschichte
Datum der letzten Bearbeitung:	27. April 2023, 12:12 UTC
Versions-ID der Seite:	233209115
Permanentlink:	https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Mohr&oldid=233209115
Datum des Abrufs:	29. Mai 2023, 08:20 UTC
Unterstreichungen:	Sind im Originaltext blau markiert, um Verlinkungen anzuzeigen. Diese Verlinkungen wurden ausgelassen.
Textinterne Fußnoten:	Werden ausgelassen und durch drei hochgestellte Punkte in runder Klammer als Auslassung gekennzeichnet: (...) Die sonst übliche eckige Klammer zur Kennzeichnung externer Veränderungen, wurde hier durch eine runde Klammern ersetzt, da sich im Originaltext bereits eckige Klammern befinden.

Anhang 4.

Der Moidor. Ein Wikibrief-Artikel.

Moidores oder moydores waren historisch Goldmünzen von portugiesischen Ursprungs [sic!].

Sie hatten normalerweise einen Nennwert von „4000 réis“, das portugiesische Wappen auf der Vorderseite, das Ordenskreuz auf der Rückseite und wurden von 1677 bis 1910 geprägt, hauptsächlich in Portugal und in portugiesischen Kolonien wie Brasilien und Mosambik. Goldmünzen wurden auch in Bruchteilen oder Vielfachen von Moidores ausgegeben, die von einem Zehntel eines Moidores [sic!] bis zu fünf Moidores reichten.

[Auslassung einer Abbildung und ihres Untertextes, Anm. d. Hg.]

Das Reale (was ‚königlich‘ bedeutet, Plural: réis oder (archaisch)¹ reais) war die Währungseinheit Portugals von etwa 1430 bis 1911, als das Escudo [sic!] nach der Republikanischen Revolution von 1910 eingeführt wurde.

Da sich das portugiesische Reich über eine große Anzahl von Gebieten ausbreitete, die heute Teil von 53 verschiedenen souveränen Staaten sind, wurde der Moidore nicht nur in diesen Regionen, sondern auch in anderen Regionen der Welt, einschließlich Westeuropa und Westindien, als Währung verwendet.

[¹ Hier steht im Originaltext eine eckige Klammer]

[Auslassung einer Abbildung und ihres Untertextes, Anm. d. Hg.]

Etymologie

Das Wort moidore ist ein Lehnwort aus dem portugiesischen ‚moeda d'ouro‘ und bedeutet wörtlich ‚Goldmünze‘.

England und seine Kolonien

[Auslassung einer Abbildung und ihres Untertextes, Anm. d. Hg.]

Moidores waren in England und ihren Kolonien weit verbreitet, obwohl die umgangssprachlich als Moidore bekannte Münze tatsächlich die Doppel-Moidore war. Es war die wichtigste Münzströmung in Irland [sic!] zu Beginn des 18. Jahrhunderts und verbreitete sich im Westen Englands. Dem einzelnen Moidore wurde [sic!] im Allgemeinen [sic!] ein Sterling-Wert von ungefähr 13 Schilling 5½ Pence und dem doppelten Moidore [sic!] ein Wert von ungefähr 27 Schilling oder in Irland 30 Schilling zugewiesen.

[...]

Bibliografische Angaben für „Moidor“.	
Seitentitel:	Moidor
Herausgeber:	Wikibrief
Autor(en):	Wikibrief-Autoren, siehe Versionsgeschichte
Datum der letzten Bearbeitung:	01. Juni 2021, 06:36 UTC
Lizenz:	CC BY-SA 3.0
Permanentlink:	https://de.wikibrief.org/wiki/Moidore
Datum des Abrufs:	29. Mai 2023, 10:15 UTC
Unterstreichungen:	Sind im Originaltext blau markiert, um Verlinkungen anzuzeigen. Diese Verlinkungen wurden ausgelassen.
Textinterne Fußnoten:	Werden ausgelassen und durch drei hochgestellte Punkte in runder Klammer als Auslassung gekennzeichnet: (...) Die sonst übliche eckige Klammer zur Kennzeichnung externer Veränderungen, wurde hier durch eine runde Klammern ersetzt, da sich im Originaltext bereits eckige Klammern befinden.

Anhang 5.

Die „Robinson-Crusoe-Insel“.

Ein Wikipedia-Artikel.

Robinson Crusoe (spanisch *Isla Robinson Crusoe*) ist einer der beiden Hauptinseln des zu Chile gehörenden Archipels der Juan-Fernández-Inseln.

Sie liegt im südlichen Pazifik [sic!] 667 Kilometer westlich der chilenischen Hafenstadt Valparaíso und ist mit 47,9 km² [sic!] geringfügig kleiner [sic!] als die deutlich weiter westlich im Ozean gelegene [sic!] zweite Hauptinsel Alejandro Selkirk.
(...)

Bevor sie im Jahre 1966 in *Isla Robinson Crusoe* umbenannt wurde, trug sie den Namen *Isla Más a Tierra* (deutsch ‚dem Festland näher gelegene Insel‘). Die Insel wurde am 22. November 1574 von dem spanischen Kapitän Juan Fernández entdeckt und nach ihm benannt. Im Jahre 1704 wurde der schottische Seemann Alexander Selkirk auf dieser Insel ausgesetzt und lebte hier vier Jahre und vier Monate lang [sic!] in völliger Einsamkeit. Von seiner Geschichte ließ sich der englische Schriftsteller Daniel Defoe zu seinem Roman *Robinson Crusoe* inspirieren.

2008 fand ein Archäologenteam Gegenstände, die nur einem Europäer aus dem frühen 18. Jahrhundert gehört haben können, z. B. einen Navigationszirkel. (...)

Im April 1877 [sic!] unterzeichnete der Schweizer Alfred von Rodt einen Pachtvertrag über acht Jahre

und wurde Subdelegado, Unterpräfekt der Insel und zweier Vulkaninseln. Bei seiner Ankunft lebten rund 60 Einwohner, 100 Kühe, 60 Pferde und ungefähr 7000 Juan-Fernández-Ziegen auf der Insel, nebst unzähligen Seehunden. Das erste [sic!] mit 400 Robbenfellen beladene Schiff [sic!] zerschellte im Sturm. Von Rodt ehelichte die Einheimische Antuquita Sotomayor und zeugte sechs Kinder, davon 5 Söhne.

Die Einwohner, während seiner Amtszeit von 60 auf 500 gestiegen, stellten selber Butter und Käse her und brannten Kohle. Im Jahre 1895 wurde eine Fabrik für Hummerkonserven gebaut. Die chilenische Regierung begann nun, aktiv die Fischerei zu fördern. Nach Ablauf der Pacht wurde von Rodt zum Kolonie-Inspektor ernannt. Er waltete zudem auch als Richter, Forst-, Marine-, Zoll- und Postchef.

Am 4. Juli 1905 starb von Rodt [sic!] nach kurzer Krankheit. Seine Nachkommen, welche mehr als ein Fünftel der Bevölkerung ausmachen, leben seither als einfache Fischer. Urenkelin Flora de Rodt führt im Dorf das Restaurant Barón de Rodt. Auf dem Friedhof findet sich sein Grabstein mit der Aufschrift *Don Alfredo de Rodt – erster Kolonialherr der Insel.*

Die rund 900 Einwohner der Insel wohnen größtenteils in der Ortschaft San Juan Bautista zentral an der Nordküste; sie leben von Langustenfang und Tourismus. Die Bevölkerung verfügt über einige Fahrzeuge, eine Satelliteninternetverbindung und Fernsehempfang.

Jährlich besuchen einige hundert Touristen die Insel. Sie gilt in erster Linie wegen ihrer Verbindung mit der Romangestalt Robinson Crusoe als Sehenswürdigkeit.

Daneben gewinnt auch das Tauchen an Beliebtheit, wobei vor allem nach dem Wrack des im Ersten Weltkrieg vor der Insel gesunkenen deutschen Kreuzers SMS Dresden getaucht wird.

[...]

Durch das Erdbeben vom 27. Januar 2010 im Mittelchile, wurde ein Tsunami ausgelöst, der fast alle Gebäude der Insel zerstörte und mehrere Menschenleben forderte. (...)

[...]

Vorhergehende Tsunamis trafen die Insel in den Jahren 1615, 1751 und 1835. Die jüngsten Vulkanausbrüche fanden 1835 und 1839 statt. (...)

Bibliografische Angaben für „Robinson Crusoe (Insel)“	
Seitentitel:	Robinson Crusoe (Insel)
Herausgeber:	Wikipedia – Die freie Enzyklopädie
Autor(en):	Wikipedia-Autoren, siehe Versionsgeschichte
Datum der letzten Bearbeitung:	21. Dezember 2022, 11:14 UTC
Versions-ID der Seite:	229059465
Permanentlink:	https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Robinson_Crusoe_(Insel)&oldid=229059465
Datum des Abrufs:	31. Mai 2023, 17:02 UTC
Unterstreichungen:	Sind im Originaltext blau markiert, um Verlinkungen anzuzeigen. Diese Verlinkungen wurden ausgelassen.
Textinterne Fußnoten:	Werden ausgelassen und durch drei hochgestellte Punkte in runder Klammer als Auslassung gekennzeichnet: (...) Die sonst übliche eckige Klammer zur Kennzeichnung externer Veränderungen, wurde hier durch eine runde Klammern ersetzt, da sich im Originaltext bereits eckige Klammern befinden.

Anhang 6.

Maße, Gewichtseinheiten und Währungen.

In diesem Buch gibt es naturgemäß eine Reihe von Bezeichnungen zu den verschiedensten Maßeinheiten, die heute nicht mehr gebräuchlich, geschweige denn werttechnisch, einzuordnen sind.

Da gibt es Meilen, Fuß, Zoll, Ellen, Scheffel, Pfund, aber auch alte Währungen, wie Moidor, Dublonen, Goldstaub oder einfach nur Gold.

Alle Einheiten, die noch rechnerisch umwandelbar sind, wurden entsprechend in ein modernes Format umgewandelt, z.B. Entfernungsangaben in Fuß und Zoll in cm und Meter oder Währungen in Euro.

Nicht immer jedoch, machen Umrechnungen wirklich Sinn, weil die Rahmenbedingungen entweder nicht vergleichbar oder heute etwa nicht mehr nachvollziehbar sind. So ist es sinnvoll, einen Fuß oder Zoll in cm oder Meter umzusetzen, da sich die Leser:innen dann die räumlichen Größenordnungen besser vorstellen können.

Einen Moidor in Euro umzuwandeln, ohne den Kaufwert der damaligen Zeit zu hinterfragen oder zu kennen, ist meist nicht wirklich hilfreich, auch wenn die Verhältnisse hierzu rechnerisch möglich wären. So werden z.B. einige Währungen dann nicht umgerechnet, so sie keinen tatsächlichen Sinn ergeben.

Letztendlich nehmen diese Uneindeutigkeiten der Aussage und Wirkung des Romans nichts weg, im Gegenteil, sie vermitteln ein Setting des siebzehnten Jahrhunderts und damit einen Hauch von Abenteuer, Fremdartigkeit und Geheimnisvollem, das ihm allemal gebührt.

Anhang 7. „Guinee“

Die **Guinee** (gi'ne:ə); engl. **guinea** ('ɡɪni), abgekürzt *1g / 1gn*; Mehrzahl: *3gs / 3gns* [sic!] war eine, von 1663 bis 1816 in Umlauf befindliche britische Goldmünze, die als erste [sic!] maschinell hergestellt wurde. Das Zahlungsmittel war nach der goldreichen Region Guinea benannt worden, aus der ein großer Teil des zur Prägung verwendeten Goldes stammte.

[Auslassung von einer Abbildung und ihrem Untertext, Anm. d. Hg.]...

[...]

Wert

Ursprünglich betrug ihr Nennwert 20 britische Schilling, also ein Pfund Sterling. Der Goldgehalt betrug etwa 8,4 Gramm, womit sie etwas leichter war [sic!] als die Vorgängermünzen Laurel und Unite.

Der Umrechnungskurs zur Silbereinheit Pfund Sterling schwankte mit dem Verhältnis des Preises von Silber zu Gold.

Der Wert der Guinee stieg auf bis zu 27 Schilling. Nach der großen Münzreform von 1696 [sic!] wurde ihr Wert auf 21½ Schilling festgesetzt und schließlich [sic!] 1717 [sic!] auf 21 Schilling (£1-1s-0d).

Mit diesem Wert von 1,05 GBP [sic!] ist die Guinee [sic!] bis heute [sic!] als Rechnungseinheit in Gebrauch (s. u.). Die Goldmünze wurde zum letzten Mal 1814 geprägt, danach wurde sie wieder vom Sovereign abgelöst, der schon im 15. und 16.

Jahrhundert geprägt worden war. Der Sovereign war etwas leichter und hatte einen Nennwert von 20 Shilling [sic!], also genau einem Pfund.

Als Rechnungseinheit

Da die Guinee einen aristokratischen Nimbus hatte, wurden und werden weiterhin viele Waren des gehobenen Bedarfs in Guinee ausgepreist.

Im Auktionshandel (z. B. Antiquitäten, Kunstwerke und Sportpferde) wird heute noch oft in Guinees abgerechnet. Üblich ist dabei, dass der Käufer den Zuschlagpreis in Guinees (gerechnet als 1,05 Pfund, siehe oben) bezahlt, der Verkäufer aber nur denselben Betrag an Pfund ausgezahlt erhält; dies entspricht einem Agio des Auktionators in Höhe von fünf Prozent. Bis zur Dezimalisierung des Pfundes 1971/1972 [sic!] wurden auch Gebrauchtwagen gern in Guineen angeboten, weil dann der Preis [sic!] im Vergleich zum Pfund [sic!] (scheinbar) geringer ausfiel. So sind beispielsweise [sic!] bei einem Preis von 12.000 Guinees [sic!] tatsächlich 12.600 Pfund zu bezahlen.

Bibliografische Angaben für „Guinee“.	
Seitentitel:	Guinee
Herausgeber:	Wikipedia – Die freie Enzyklopädie
Autor(en):	Wikipedia-Autoren, siehe Versionsgeschichte
Datum der letzten Bearbeitung:	31. März 2023, 19:14 UTC
Versions-ID der Seite:	232363031
Permanentlink:	https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Guinee&oldid=232363031
Datum des Abrufs:	29. Mai 2023, 16:43 UTC
Unterstreichungen:	Sind im Originaltext blau markiert, um Verlinkungen anzuzeigen. Diese Verlinkungen wurden ausgelassen.
Textinterne Fußnoten:	Werden ausgelassen und durch drei hochgestellte Punkte in runder Klammer als Auslassung gekennzeichnet: (...) Die sonst übliche eckige Klammer zur Kennzeichnung externer Veränderungen, wurde hier durch eine runde Klammern ersetzt, da sich im Originaltext bereits eckige Klammern befinden.

Anhang 8. Die Dublone. Ein Wikipedia-Artikel.

Bibliografische Angaben für „Dublone“.	
Seitentitel:	Dublone
Herausgeber:	Wikipedia – Die freie Enzyklopädie
Autor(en):	Wikipedia-Autoren, siehe Versionsgeschichte
Datum der letzten Bearbeitung:	09. März 2023, 18:01 UTC
Versions-ID der Seite:	231653393
Permanentlink:	https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Dublone&oldid=231653393
Datum des Abrufs:	29. Mai 2023, 16:58 UTC
Unterstreichungen:	Sind im Originaltext blau markiert, um Verlinkungen anzuzeigen. Diese Verlinkungen wurden ausgelassen.

Anhang 9. Sprietsegel. Ein Wikipedia-Artikel.

Bibliografische Angaben für „Sprietsegel“.	
Seitentitel:	Sprietsegel
Herausgeber:	Wikipedia – Die freie Enzyklopädie
Autor(en):	Wikipedia-Autoren, siehe Versionsgeschichte
Datum der letzten Bearbeitung:	26. März 2023, 16:19 UTC
Versions-ID der Seite:	232206786
Permanentlink:	https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Sprietsegel&oldid=232206786
Datum des Abrufs:	29. Mai 2023, 17:58 UTC
Unterstreichungen:	Sind im Originaltext blau markiert, um Verlinkungen anzuzeigen. Diese Verlinkungen wurden ausgelassen.

Anhang 10.

Der Buggery Act. Gesetz gegen Homosexualität.

[Abbildung und Untertext ausgelassen]

Der **Buggery Act 1533**, vollständig *An Acte for the punysshement of the vice of Buggerie* war das erste nicht-kirchliche englische Gesetz, das Homosexualität, Analverkehr sowie Sodomie unter Todesstrafe stellte. Es wurde von Thomas Cromwell vorbereitet und von Heinrich VIII. 1533 erlassen. Es war bis 1828 in Kraft.

Das Gesetz definierte ‚Buggery‘ als *unnatürliche sexuelle Handlung, die gegen den Willen Gottes und der Menschen verstößt*. Später wurde dies durch die Rechtsprechung dahingehend konkretisiert, dass ‚Buggery‘ Analverkehr zwischen zwei Männern oder zwischen einem Mann und einer Frau und Vaginalverkehr zwischen einem Mann oder einer Frau und einem Tier umfasst.

Das Verbrechen wurde mit dem Tod durch Hängen bestraft. Im Unterschied zum Mord war auch der Klerus nicht von der Bestrafung ausgenommen. Das Eigentum des Täters ging in den Besitz des Staates über. Falls nicht die Tat selbst, sondern nur der Versuch nachgewiesen werden konnte, wurde der Täter in der Regel zu einer Freiheitsstrafe in Verbindung mit dem Pranger verurteilt.

Der erste wegen ‚Buggery‘ verurteilte Mann war im Juli 1540 Walter Hungerford, allerdings wurde ihm neben dem Sexualdelikt auch Landesverrat zur Last

gelegt. Nicholas Udall, der Schulleiter des Eton College war, wurde 1541 für schuldig befunden, seine Schüler sexuell missbraucht zu haben. Er wurde aber nur zu einer Gefängnisstrafe verurteilt und nach weniger als einem Jahr wieder freigelassen. [...] Mervyn Tuchet, ein anderer Verurteilter, wurde wegen seines hohen Ranges nicht gehängt, sondern enthauptet.

Der Buggery Act 1533 wurde im Jahre 1828 durch den Offences against the Person Act 1828 ^[1] aufgehoben und ersetzt. An den Tatbeständen und dem Strafmaß änderte sich dadurch nichts. John Pratt und John Smith waren die beiden letzten Personen, die wegen Buggery/ Sodomie gehängt wurden. Sie starben am 27. November 1835 vor dem Newgate-Gefängnis in London.

Das Strafmaß für ‚Buggery‘ wurde 1861 durch das Offences against the Person Act 1861 ^[2] von der Todesstrafe in eine lebenslange Haftstrafe umgewandelt.

Seit 1967 ist Analverkehr zwischen Männern in England kein Verbrechen mehr. Seit dem Sexual Offences Act 2003 ^[3] unterscheidet das englische Strafrecht nicht mehr zwischen Vaginal- und Analverkehr; gleichzeitig verschwand der Begriff ‚Buggery‘ aus dem englischen Strafrecht vollständig.

[¹ Dieser Begriff wurde rot markiert, was bedeutet, dass dieser Artikel in Wikipedia noch nicht erstellt wurde.]

[² Dito.]

[³ Dito.]

Bibliografische Angaben für „Buggery Act 1533“	
Seitentitel:	Buggery Act 1533
Herausgeber:	Wikipedia – Die freie Enzyklopädie
Autor(en):	Wikipedia-Autoren, siehe Versionsgeschichte
Datum der letzten Bearbeitung:	26. November 2021, 09:03 UTC
Versions-ID der Seite:	217602638
Permanentlink:	https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Buggery_Act_1533&oldid=217602638
Datum des Abrufs:	19. September 2022, 11:14 UTC
Unterstreichungen:	Sind im Originaltext blau markiert (außer die in den Fußnoten gekennzeichneten), um Verlinkungen anzuzeigen. Diese Verlinkungen wurden ausgelassen.
Textinterne Fußnoten:	Werden ausgelassen und durch drei hochgestellte Punkte in runder Klammer als Auslassung gekennzeichnet: ^(...) Die sonst übliche eckige Klammer zur Kennzeichnung externer Veränderungen, wurde hier durch eine runde Klammern ersetzt, da sich im Originaltext bereits eckige Klammern befinden.

Anhang 11. Stoa. Ein Wikipedia-Artikel.

Bibliografische Angaben für „Stoa“.	
Seitentitel:	Stoa
Herausgeber:	Wikipedia – Die freie Enzyklopädie
Autor(en):	Wikipedia-Autoren, siehe Versionsgeschichte
Datum der letzten Bearbeitung:	26. April 2023, 09:08 UTC
Versions-ID der Seite:	233176287
Permanentlink:	https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Stoa&oldid=233176287
Datum des Abrufs:	15. Mai 2023, 17:35 UTC
Unterstreichungen:	Sind im Originaltext blau markiert, um Verlinkungen anzuzeigen. Diese Verlinkungen wurden ausgelassen.

Anhang 12. Bildquellen.	
Abbildungen / Fotos / Illustrationen	
Nr. Abb.	Art + Herkunft der Abbildung
Cover	Vorlage des Verlags tredition, Hamburg.
1	„Robinson Crusoe“, (Illustration). Gemeinfreie Illustration. Dateiname: Robinson Crusoe Wyeth 1920.jpg Urheber: N. C. Wyeth, 1882-1945. English: Robinson Crusoe. Quelle: Robinson Crusoe book jacket B&N. Bezeichnung fürs Buch: Robinson Crusoe.
2	„hund, collie, züchten, stammbaum, saum, reinrassig, schäferhund, tier, haustier“, (Illustration). www.pixabay.de, Clker-Free-Vector-Images. Pixabay Nr. 30779. Bezeichnung fürs Buch: Robinsons Hund.
3	„Satellitenbild“, Gemeinfreies Foto. Dateiname: Robinson Crusoe. Bezeichnung fürs Buch: Die reale Insel „Robinson Crusoe“.
4	„robinson-projection, globus, breite, längengrad, äquator, kontinente, erde, halbkugel“ (Illustration). www.pixabay.de, Clker-Free-Vector-Images. Pixabay Nr. 42641. Bezeichnung fürs Buch: Weltkarte mit Robinsons Reisen.
5	„Antiker Rahmen“, (Illustration). Text „Anhang“ durch Herausgeber eingefügt. RF123.com Nr. 185830992, Captainvector. Internetquelle und Copyrightangabe: © captain vector, 123RF Free Images Bezeichnung fürs Buch: Anhang.

Illustrationen v. Craig McCann.	
Seite	Name, in der Reihenfolge im Buch
031	Vater und Sohn Gespräch
037	Hafenszene in London
056	Ein Pirat
057	Robinsons Schiff
065	Einheimische warten auf Besuch
099	Robinsons Insel
126	Robinson schaut sehnsüchtig aufs Meer
281	Schiffbruch
347	Kannibalen
432	Wilde Bestien